BÖRRIES, FREIHERR
VON MÜNCHHAUSEN

DAS BALLADEN-BUCH

DVA

„Börries, Freiherr von Münchhausen, der letzte große Meister der deutschen Ballade, starb mit dem Ende des vergangenen Krieges. Sein Werk war wie kaum ein anderes zum Gemeingut des Volkes geworden, da der Freiherr, gleich einem fahrenden Sänger, seine Muse von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in viel tausenden Vortragsstunden selbst an dem lebendigen Gefühl einer schier unbegrenzten Leser- und Hörergemeinde erprobt hatte. Um so schmerzlicher wurde es empfunden, daß nach dem Heimgang des Dichters, infolge des allgemeinen Notstandes der Buchproduktion, auch sein Werk einem breiten Publikum nicht mehr greifbar war. Die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart begegnete diesem außerordentlichen Zug einer ‚Nachfrage' mit einer entsprechend nobel gestalteten Publikation: ‚Das Balladenbuch'... erschien als ein handlich schmuckes Breviarium in biegsamem Leinenband. Typographisch wie materialmäßig ein ideales Buch zum Schenken – und zum behaglichen Vorlesen: Von den Landsknechten, die im Himmel beieinander sitzen, von der Lederhosen-Saga und all den anderen geschwisterlichen Dingen der Fröhlichkeit und des unsterblichen Humors."

Salzburger Nachrichten

„Man darf schon sagen, es ist ungewöhnlich, wenn ein Gedichtband jemals das 81. Tausend erklimmt. Daß dies gerade mit einem Werk der Fall ist, das ausschließlich Balladen enthält, ist ebenso auszeichnend wie bemerkenswert... Börries von Münchhausen war ein unvergleichbarer Meister auf dieser Schaubühne des Wortes." *Süddeutscher Rundfunk*

Mitten in Arbeit und Plage
Da hat Gott leise gelacht,
Als an dem sechsten der Tage,
Als er an Eva gedacht!!

Dem lieblichsten
Gottesgedanken vom sechsten
Schöpfungstag.
Ende 1960.
Stativus Mündhausen.

BÖRRIES, FREIHERR VON MÜNCHHAUSEN

Das dichterische Werk

in zwei Bänden

Band 1

DAS BALLADENBUCH

(Die gesammelten Balladen)

Band 2

DAS BILDERBUCH

(Die gesammelte Lyrik)

AUSGABE LETZTER HAND

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/dasballadenbuch0000vari

DAS BALLADENBUCH

des

FREIHERRN BÖRRIES VON

MÜNCHHAUSEN

AUSGABE LETZTER HAND

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART

77.-82. Tausend 1959

Copyright 1924, 1950 by Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart. Gesamtherstellung: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg. Printed in Germany

INHALT

Balladen (1913) 15

DER NORDEN

Edda-Gesänge 19
Wodans Ritt (1900) 19
Weissagung der Wala (1900) 20
Thöks Trotz (1900) 22
Wodans Lied vom Ymir-Kampf (1907) 22
Helge (1910) 25
Die Sohn-Klage (1912) 29
Das Zauberlied (1914) 32
Alte Ballade (1898) 35
Das Heilandsblut (1897) 37
Die Fischer von Svendaland (1896) 38
Halfdan, Ragnars Sohn (1897) 42
Das seidene Haar (1897) 44
Harald (1896) 48
König Kristian und Dagmar (1899) 50
Die tote Mutter (1902) 51
Herr Ulf (1902) 53
Der Trinkspruch ‚Martje Flohr' (1897) 55

DEUTSCHLAND

Begegnung mit dem Mann im Hut (1912) 59
Altes Bauernlied (1913) 60
Kind Hagen (1931) 60
Hagen und die Donaufrauen (1920) 62
Ein Lied Volkers (1920) 64
Laurins Rosengarten (1913) 65
Hunnenzug, 450 (1893) 67
Wie Grise Geve ins Moor ging (1923) 68
Der Romfahrer, 1100 (1899) 70
Zwei Frauen, 1100 (1912) 71

Der Dolch, 1150 (1900) 76
Schwertspruch (1911) 80
Die Ähren des Albertus Magnus, 1280 (1911) 80
Graf Egisheim, 1300 (1910) 84
Landgrafenballade, 1350 (1908) 88
Die Boten, 1400 (1904) 90
Die Freunde, 1402 (1911) 93
Vorklang 93
Letzte Bitte 94
Ende vom Lied 95
Die Trommel des Ziska, 1424 (1903) 97
Bauernaufstand, 1525 (1899) 100
Dürers letztes Werk, 1528 (1919) 101
Der Letzte des Geschlechtes, 1559 (1898) 102
Der Nobis-Krug (1911) 105
Jenseits (1900) 108
Der alte Stamm (1911) 108
Dorf bei Nacht, 1608 110
Die lange Flucht, 1626 112
Zwiefacher Tod, 1631, 1642 114
Krüppel 116
Alter Obrister, 1648 118
Ruf (1913) 121
Die Glocke von Hadamar, 1622 (1900) 121
Die tollen Vettern, 1622 (1913) 125
Des Deutschen Michels Tod, 1625 (1914) 127
Schlachtfeld am Barenberge, 1626 (1913) 129
Heerpauken, 1629 (1914) 131
Feldlagerlieder aus dem Dreißigjährigen Kriege
Das Lied des Obristen (1899) 134
Der Trost des Obristen (1912) 135
Stadtschreiber und Rittmeister (1916) 136
Der Überschuß des Landsknechts (1925) 136
Alte Landsknechte im Himmel (1900) 137
Landsknechtslied (1904) 138
Hungerzeit (1913) 139
„All Fehd hat nun ein Ende“, 1648 (1913) . . . 140

Der Marschall, 1690 (1899) 142
Der Eid Derer von Lohe 1815–1875 (1903) 145

Mutter Maria (1897) 149
Das Weinwunder (1913) 152
Ballade vom Brennesselbusch (1910) 155
Der Räuberbräutigam (1908) 158
Der tote Besuch (1906) 164
Der Hungrige Teich (1903) 168
Birkenlegendchen (1910) 170
Drache und Zwerg (1914) 171

Die drei Hemden (1903) 174
Die Spinnhexe 174
Die Nonne 176
Jeanne Antoinette 177
Rabbi Manasse Kohen 178
Kometenjahre (1914) 181
Newton, 1682 182
Kant, 1759 184
Darwin, 1835 187
Die Einsamen (1916) 189
Die Schöpfung der Einsamkeit 189
Rembrandt 190
Beethoven 194
Goethe 198
Nachklang 203

Dreigespräch (1903) 204
Der Todspieler (1903) 207
Ballade in Flören (1914) 212
Drei Wunden (1927) 215
Der Andere (1897) 218
Leichtes Sterben (1908) 219
Der Waldhornbläser (1911) 220
Die drei Grüße (1925) 223
Der steinige Acker (1907) 226
Das Mohnwunder (1918) 227
Gottes Gnade (1909) 229

Der letzte Weg (1897) 233
Die Grabsteine (1897) 234
Futterfassen (1914) 235
Das Heimweh-Beet (1915) 236
Die Begnadigung (1918) 239
Die beiden Ströme (1915) 241
Der Auswanderer
Klage (1919) 242
Antwort (1919) 242
Wir Kinder (1898) 243
Die Puppe (1898) 246
Der alte Herr (1896) 247
Das Paukenmädel (1897) 248
Vorm Postamt (1912) 248
Zwiesprache am Hafen (1912) 249
Der Unheimliche (1914) 250
Das Männergespräch (1913) 251
Das unbekümmerte Lachen (1914) 253
Brot und Mohn (1925) 254
Der fluchende Bischof, 11. Jhrh. (1909) 256
Die Hochzeit, 1588 (1898) 258
Das Fegefeuer des hannoverschen Adels im Süntel (1903) 260
Lederhosen-Saga (1908) 265
Die klugen Kleider (1920) 267
Der gewanderte Knecht (1914) 270
Die merkwürdige Geschichte vom Küper, 1860 (1913) 272
Der Grüne Posern (1920) 273
Die Wunderwirkung der Latinität (1907) 277
Das alizarinblaue Zwergenkind (1919) 279
Hofball (1911) 281

DER OSTEN

Indischer Zug (1898) 289
Die Veden (1896) 289
Die drei Freunde (1897) 292

Das Buch Juda
Euch (1899) 292
Die Weissagung des Jesaia (1897) 293
Rahab, die Jerichonitin (1898) 296
Die Hexe von En Dor (1899) 299
Enak vor Gomorra (1896) 300
Der Sohn (1897) 303
Passah (1894) 304
Triumphgesang der Juden (1898) 304
Sodoms Ruinen (1893) 306
Simson (1900) 307
Die Gesänge des Jehuda (1899) 313
Das Sehnsuchtslied 313
Das stille Lied 314
Das Trauerlied 314
Mose (1900) 316
Sabbat der Sabbate (1900) 318
Die Vier vor Gott (1915) 319

Das Wunder der drei Mönche (1918) 321
Letzter Wille Jussufs, des Sattlers (1913) 324

Was der Zigeuner sang (1895) 326
Als mein Bruder geboren wurde 326
Als wir rasteten 327
Als Nemecz erschlagen wurde 328

Jekaterinas Bestechung, 1711 (1912) 330
Der Rückzug 1812 (1912) 333
Die Vorhut 333
Beim Troß 334
„Nach Oschmjany!“ 335
Moskau 336
Die Hesped-Klage, 1903 (1904) 338

DER SÜDEN

Baubo (1921) 343
Der Spiegel (1918) 345
Die Ewigwache und der Ewigschläfer (1934) 347

Des Praxiteles letztes Werk, 4. Jhrh. v. Chr. (1896) 347

Die Weissagung des Diokletian, 284 (1898) 350
Das Sonett des Petrarka, 1342 (1907) 357
„Colleoni, – wofür?“ 1450 (1912) 358
Der geringe Papst, 1512 (1914) 360
Florentiner Mönch, 1516 (1914) 361
Der fromme Hidalgo 362
Rat (1919) 362
Der Spieler im Dom (1916) 363

DER WESTEN

Gawain, der den Freund verriet (1908) 367
Königsglaube, 12. Jhrh. (1906) 371

Die Pest in Elliant, 6. Jhrh. (1898) 372
Der Wahlspruch der Beaumanoirs, 1100 (1904) . . 376
Bayard
Vorklang (1907) 378
Das Pagenabenteuer mit den elf Jungfrauen (1906) 379
Der Ewige Landfried, 1495 (1906) 382
Bayard spielt Laute, 1495 (1904) 383
Wie Bayards Stolz gebrochen werden sollte, 1499 (1906) 384
Wie Bayard Nordland überwand (1905) 387
Die Sporenschlacht bei Guinegate, 1513 (1905) . 391
Der Ritterschlag, 1515 (1906) 395
Todesahnung, 1524 (1906) 399
Was Bayard klagte, als er starb, 1524 (1904) . . 399
Gräfin Monbijou (1897) 401
Der Page von Hochburgund (1898) 402
Die Schenkin (1896) 403
Der Page (1900) 405
Die vertauschten Frauen (1898) 406
Der Page sprach (1899) 407
Das dünnere Tüchlein (1913) 408

Le Ralli, 18. Jhrh. (1912) 409
Die Mauer-Ballade, 1794 (1904) 412
Anmerkungen 416
Überschriften und Anfänge der Balladen 418

Tausend Nächte saß ich gottverlassen
Und erlebte immer wieder Mich,
Bis mein Hoffen, Fürchten, Lieben, Hassen
In gespensterhafte Helden wich,
Und mir graute selbst vor den Gestalten,
Die mit einem Leben ich durchdrang,
Das, von ewger Leidenschaft gehalten,
Die Erschütterten zu handeln zwang.

Tausend selig-bange Schöpfernächte
Feuchteten die Stirne und die Hand,
Bis nach immer wilderem Gefechte
Ich die Geisterschar in Worte band,
Bis mein Herz, das aufgelöst von Tränen,
In den Helden, die es schuf, erstarkt,
Bis ich meiner Brust erregtes Sehnen
Eingewiegt, – nein: gläsern eingesargt!

Helden schuf ich und der Helden Feinde –
Und ihr Kampf gab Frieden meiner Brust,
Gott erschuf ich und schuf die Gemeinde –
Und ward meiner Frömmigkeit bewußt,
Männer schuf ich und schuf stille Frauen
Und erlöste Mann in mir und Weib,
Denn mit wunderlichem Selbstvertrauen
Gab ich meine Seele jedem Leib.

Aber was aus dieser Brust gesprungen,
Sieht mich heute fremd und finster an,
Seit ich ihm sein Leben eingesungen,
Löste es sich ganz aus meinem Bann,
Gleichberechtigt meinem eignen Leben
Ward der Wirklichkeit gewordne Traum,
Die befreienden Befreiten schweben
Heute mir vorbei und grüßen kaum.

DER NORDEN

Hähne krähen von Hof zu Hofe,
Unheil nahet und mächtige Not,
Wodan schüttelte alle Stäbe,
Auf den Stäben lag Rune Tod,
Zeichen in Asgard bezeugen das Ende,
Wehe für Walhall hängt in der Höh!

— — — — — — — — — — — — —

Wodans Ritt

„Aus den Eutern der Wale trank ich die warme Milch,
Wegzehrung zu sein auf dem langen Ritte
Von Asenheime zu Helas Reich.
Neun Tagrasten flog ich in einer Nacht,
Des Nordlichts Schwerter zuckten am Himmel auf
Und wiesen mir lodernd den Pfad, –
Windkalte Wege weiß ich in Weiten der Welt!

Eisströme wälzten die Schollen im Nordermeer,
Eisberge stürzten zusammen, es stauten die Zacken,
Aus Tiefen des Walmeers tauchten die Wunder auf,
Und brausend
Wehten die Winde von Mitternacht.

Meine Donner rollten vom Romsdalhorne zum Yt,
Da ich über Norge ritt,
Harsthörner hallten den tiefen Todesschrei,
Die dunkele Mähne der Berge
Wallte unter den Hufen des Rosses,
Grauhunde heulten hinter den Hufen des Rosses,
Weißlicher Nebel näßte die Wipfel,
Und der Schweiß des Pferdes floß meine Schenkel herab,
Aus seinen Nüstern der Rauch
Hing mir im Barte, glitzernder Reif.

Tief drunten
Röhrten die Elche im Winterwald,
Und heulten die Wölfe,
In Eierschalen kochte der Köhler Bier
Zur Wehr meinen Hunden,
Im Nebel-Lichte
Winkten sich reifkalte Felsen zu,
Da ich darüber ritt den nassen Weg.

So kam ich zum Ende der Welt.
Wild heulte der Hund in der Hela-Klamm
Am Hals meines Pferdes herauf,
Wie Säulen
Bäumten sich Schlangen,
Und vom Gewölbe herab
Hingen die Wurzeln der Weltenesche. –"
– –

Da sang der Wala Wodan den Weckgesang
Und klopfte mit dem Knaufe des Zauberzweiges
Und murmelte mächtige Worte.

Weissagung der Wala

„Wer kam, der Unbekannte, und klopft mit dem Knauf?
Wer schickt den beschwerlichen Pfad mich schreckend hinauf?
Der Regen schlug den Rasen mit Rauschegesange
Tausendmal tausend Tage, – tot war ich lange!"

„„Von droben komm ich, aus Korn und Klee zu dir!
Wem blüht auf deinen Tischen gebraut das Bier,
Wem ist der Platz bereitet und Ringe gespreitet,
Wer ist es, rede, der bald zum Bühel reitet?""

„Die bleiche Blume des Schaumes auf Helas Bier,
Sie blüht dem Baldur und lauert lange schier,
Und Runenringe leuchten in Blütenzweigen
Auf Baldurs Platze, – nun laß mich schlafen und
schweigen!“

„„Schweige nicht, Wala, ich will dich fragen noch dies:
Wer schleudert wissend dem Wodansohne den Spieß?
Und wann wird von den Toten zum Tau der Ähren,
Wann wird zum Saal der Sonne Baldur kehren?““

„Es bringt der Bruder dem Bruder den Tränentod,
Und Hödur heißt der Name, der Unheil droht,
Zum Saal der Sonne wird Baldur wieder steigen,
Wenn alle Wesen weinen, – nun laß mich schweigen!“

„„Schweige nicht, Wala, ich will dich fragen noch eins:
Darf gehen der Mörder im Glanze des Mittagscheins?
Satzung setzte Forseti des blutigen Lohnes,
Nun rede, wer rüstet die Rache des Wodansohnes?!““

„Es sprießt ein Sproß deiner Schenkel im fernen Land,
Der wird das Haar nicht strählen, noch waschen die
Hand,
Bis daß aus Hödurs Herzen die Quellen steigen, –
Ich lehrte dich lange, nun laß mich schlafen und
schweigen!“

„„Siegvater stand ich im Pfeilgewölk der Schlacht
Und hab des Donners und des Todes gelacht, –
Vom Breithut tropft der nasse Nebel im Wind,
Heut reit ich heim und weiß, was Tränen sind.““

„Baldur ist tot, und Tränen tauen,
Trauer tragen die Tale der Welt,
Schauer schüttern über die Schößlinge
Wiegender Weiden, und alles weint.

Baldur gesunken! Nun säumt die Sonne,
Nicht mehr den Malweg kennt der Mond,
Hin zur Herberg der finsteren Hela
Stieg der Starke, den still ich geliebt.

Welche Last trägt jedes der Weiber,
Welche Last wird jeder zur Lust? –
Last des geliebten Lockenhauptes
Trägt auch die müdeste gern auf der Brust.

Liebte der lichte Lenzgott wieder?!
Hat der Harte je einen Hauch,
Je einen billigen Blick mir gegeben?!
Ließ er mich lächelnd nicht Lokis Gelüst?!

Soll ich ihm gönnen, was er nicht gegeben?!
Rauh ist der Riesen rachsüchtig Geschlecht,
Ob auch die Augen mir brennen und bluten:
Keine Träne! Halte Hel, was sie hat!“

WODANS LIED VOM YMIR-KAMPF

Ich fuhr mit Füchsen vom Faröerstrand,
Mit schweißschwarzen Rappen kam ich
Zu Sternenaufgang gen Svearike,
Schweißschwarz die Füchse in Svearike,

Und rannten die Nacht durch weiter,
Und als ich kam in sarmatisches Feld,
Schaumweiße Schimmel zogen mich.

Vom Wagen stieg ich, das Feld dampfte,
Im Frühnebel dampften die Kräuter.
Aus Havamal sprach ich den Schwinde-Spruch,
Husch, da war der Wagen verschwunden,
Die schaumweißen Schimmel verschwanden,
In den Nesseln hing nur noch eine Flocke
Von der Schaumschabracke, der schweißnassen.

Da ging ein Werden durch weite Welt,
Da ward ein Strom, der wanderte wegsuchend,
Eisschollen schiebend durchs Feld,
Des Name nannte ihn Eliwager,
Trüb wälzte sich hin der Same der Welt.
Da ward ein Abgrund in uralter Erde,
Da dampfte feuchter Brodem empor,
Da ward empfangen gespaltene Scholle,
In den Abgrund stürzte sich Eliwager.

Same des Eisstroms im Mutterschoße
Der heißen Erde wallte, wühlte,
Leben wand sich empor aus toter Nacht . . .
Da ward geboren der Riese Ymir,
Von sich stieß ihn das sarmatische Feld,
Zuckend im Mutterschmerz der Gebärenden.
Auf beide Füße sprang Ymir da,
Der ungebärdige, der seine Mutter trat.

Mutter und Vater zeugten den Sohn
Und mit dem Sohn zugleich seine Amme,
Mit Ymir zusammen wurde geboren

Die Kuh Audumbla, die ihn säugte,
Zwölf Zitzen hingen vom Euter herab,
In jeder Stunde trank Ymir an einer,
So sah ichs am Morgen, Mittag und Abend
Und stand von weitem, ein unfroher Späher.

Felsen sah ich wachsen in Jahrtausenden,
Gras sah ich wachsen in wenigen Wochen,
Ymir, der Riese, wuchs in Stunden,
Stämmig und stark stand er da,
Trinkend von der Kuh, zu mir schielend,
Wachsend, bis er die Kuh aufhob
Bechergleich und das Euter leerte
Auf einen Zug, dann schlug er das Rind
Und fraß es und wurde sehr stark.

„Nornen schufen es, daß mich zeugte
Eliwager, der Eisstrom im Felde,
Nornen sagten es, da ward die Erde
Mutterschoß mir,
Nornen wissen, ich soll mit dir streiten,
Wodan, falscher Freund, wahrer Feind,
So komm her, du unfroher Späher,
Ich schlage dich, wie ich das Rind erschlug!“

Da rang ich im Schneefeld mit dem Riesen.
Schweiß lief, ein heißer Regenbach,
Schneeschmelzend durchs öde Feld,
Und wenn wir keuchten, rollte ein Donner
Über die Welt. Da brach ich die Brust
Des Thursen zusammen wie knisternden
Fischkorb,
Unermeßliches Blut brach vom Munde
Des Sohnes der Erda schäumend hernieder.

Goldzopf und Silberzopf, Hellhuf und Schnellhuf,
Tragt mir den Wagen her eiligst, ihr schnellen!
Fahren will ich und den Sieg sagen
Vom sarmatischen Eisfeld nach Norges Wäldern
Und westwärts nach Eisland!
Fahren will ich mit Füchsen von Ymirs Blut,
Bis die Füchse schweißschwarze Rappen sind,
Und die Rappen schaumweiße Schimmel sind
Am Felsentore von Asgard!

HELGE

In alten Tagen, als Adler noch sangen,
Vom Regenbogen niederrieselte
Welten-Same auf urgrauen Sand,
Gebar Burghilde im Bragawalde
Helge, den Helden aus Siegmunds Stamme,
Den Fürsten über Islands Felsen.

Da schwebten die Nornen, die schweigenden Schwestern,
Dem Sproß des Geschlechtes das Schicksal zu spinnen,
Sie schnürten mächtig die Schicksals-Seile
Um brechende Burgen im Bragawald.
Im blauen Mondsaal schwebten die Schwestern,
Entsandten sie, banden sie Fäden von Gold,
Und eine der Nachtgeborenen schwang
Schweigend gen Mittnacht das Tau seines Todes.

Nacht hing in blauen Netzen vom Himmel,
Umhing den Holzpalast tief im Bragawald. –
Hoch im uralten Eibenbaume
Hungrig ein Rabe zum Raben sprach:
„Eine Sonne ist alt erst der Siegmund-Sohn,

Aber Freund wird er werden den Wölfen der Walstatt
Und Freund den Raben, – einst speist uns sein Speer!"

Und Helge wuchs auf in der Hut des Vaters. –
Ein Lang-Schwert weiß ich liegen im Holzpalast,
Am Stichblatt stellt steil eine Natter den Schwanz,
‚Todes-Wurm' heißt es, das lehrte ihn tragen
Siegmund der Held und hing um den Hals ihm
Allermannsharnisch als heilige Abwehr. –

Einst jagte er nächtens in Jötuns Niederung
Den Brunfthirsch, der hinflog, taunaß bis zum Bauche,
Saß auf dem Hügel am Rande der Heide
Und aß mit den Freunden das rohe Fleisch.

Da flogs wie Feuer aus Flammenbergen,
Wie Heklas Blau-Blitze brachs durch die Nacht,
Herjagten auf Wolken Helmträgerinnen,
Beinah zersprengten die bäumenden Brüste
Das spannende Speerkleid der blutigen Brünnen.
Im Mondlicht lenkten sie zu den Jünglingen,
Auf stählernen Helmen stand still der Strahl,
Als spottend die eine von ihnen anhub:
„Was eßt ihr in Island roh das Fleisch?!"

„„Nicht Zeit hat zum Zünden des Feuers der Jäger,
Roh-Blut hält rüstig, so raten die Runen,
Erprobt es selber, ihr frechen Fragerinnen,
Kommt mit uns, ihr mannbaren Mädchen, zur Nacht!""

Da schnurrten antwortend Empörung die Sehnen
Der hürnenen Bogen, doch hielt vom Hengste
Sieg-Rune die Zürnenden: „Nicht haben wir Zeit,
Bei Männern zu liegen und Met zu lecken!

Mich verlobte mein Vater dem Fürsten Hadubrant,
über nebligem Norge ragt seine Krone,
In wenigen Nächten wiegt mich der Neidige,
Wenn du mich nicht rettest mit raschem Raube!"
Und sie grüßte und küßte den König im Helm.

Da hob sich sein Herz der Walküre entgegen:
„Zage du nicht vor dem Zorne des Vaters
Und nicht vor dem Hasse des herrischen Hadubrant!
Gewarten soll er eines mächtigen Wetters
Grauer Gere – und das Grames Wodans! –
Hast du nun bei mir zu hausen die Zeit?"

„„Zeit ist zu reiten gerötete Wege,
Über Morgenwolken und Winden zu jagen,
Westlich vom Heimdals-Weg müssen wir weilen,
Eh Hähne krähen von Hofe zu Hofe!"" – –

Da bot die Heere Helge zusammen
Und griff in den Hort wie ein Held vor der Schlacht.
Wer immer wußte Segel zu setzen,
Wer Wunden-Flamme zu wirbeln wußte,
Die holte das Ur-Horn hallend zu Hauf.

Da banden sie ungebärdige Beiderwand
Mit knappen Knoten an knarrende Rahen
Und fuhren ostwärts auf eiskalten Wellen
Den windigen Weg. – Wenn die Helden zu wecken,
Der Steuerer umstieß auf Deck die Zelte,
Stand das Bugspriet der Boote gegen grauen Himmel
Dort, wo der graue geruhig rot ward,
Und Masten und Stengen flogen im Morgen
Wie des Hirsches Gehörn, der die Heide durchhetzt.

Da tauchte aus Tiefen des Walmeers ein Felsenwald,
Uralte Klippen klafften empor,
Und abends feierten in Norges Fjorde
Die schaukelnden Schiffe an ehernen Ankern.

Mit Zorn und Hasse zählte Hadubrant
Helmbedeckt vom Hügel den Heereszug
Und stieg hinab zum steinigen Strande
Und höhnte den Helden mit hartem Wort:

„Deine Mutter hieß einst eine mächtige Hexe,
Ein wüstes Weib, das die Helden verhetzte,
Eine böse Buhlerin, die ich gut kannte:
Neun Wölfe zeugten wir zwei miteinander
Auf rauhem Reisig der kahlen Klippe!"

Da sagte ihm Helge, des Siegmunds Sohn:
„Nie warst du der Vater der Fenris-Wölfe,
Da Drusen-Mädchen dich meuchlings entmannten
Im wilden Walde, wie ich wohl weiß!
Landrüchig bist du durch Lasterwerke,
Du hast dich verwandelt zur weißen Stute,
Umbuhltest mit goldnem Gebisse die Hengste, –
Mein Vater Siegmund ritt sieben Male
Dich, zwingend vom Sattel, die Senke herunter!
Heiß würden ihm alte Kampfspuren wieder,
Wenn er dich, Hadubrant, höhnen gehört!"

Da wuchs ein Speerwüten am Freka-Steine,
Und Blut umschäumte die Schwertesschneiden,
Wie dunkele Wetter wehten übern Himmel
Die grauen Gere in schaurigen Scharen,
Hungrig durchheulte der Heerhund die Felder,
Und Hadubrants Heere erlagen der Mahd. –

Im Feuer des Abends zur Walstatt gefahren,
Sah Sieg-Rune Hadubrant und höhnte den Wunden:
„Nun wird an den Lenden dir nimmer liegen,
Die geil du begehrt! Zu End geht dein Atem,
Rings fliegt schon der Rabe nach Wittrung der Wunden,
Treibt schwarzen Schnabel in weiße Augen,
Fern durch den Fesselwald wittert schon der Wolf!“

Da sang Sieg-Rune zu Helge, dem Helden:
„Durch Blut erlangt ich den Liebes-Wunsch!
Zwist-Runen warf Wodan zwischen euch beiden,
Sieg-Rune ward ich Selige dir!
Nun eignet dir alles, was mir zu eigen,
Rote Ringe und lässiger Leib,
Nun sitzen wir säumend in Sewafiöld-Burg
In Feiern und Festen, denn aus ist der Streit!“

DIE SOHN-KLAGE

Als, von dem Dampfe des Geysirs schwer,
Wolken die Lavawüsten verhingen,
Schwebten darüber von Norden her
Schweigende Schwäne auf schwimmenden Schwingen,
Und als der schwarze in flatternder Hast
Stürzte vorm Hause, aufgellenden Tones,
Wußte der Alte im Holzpalast,
Egil, der Skalde, den Tod seines Sohnes.

„Als du vom Eisland nach Norge gefahren,
Schlug ich im Arm mir die Wunde zutiefst,
Über der Locke von deinen Haaren
Schloß sich die Narbe, darinnen du schliefst, –

Narbe im Greisenarm zuckt, und die Tropfen
Blutes aufperlen gespenstig daran,
Schwerter der Holzwand schaukeln und klopfen,
Niedertaumelt der tote Schwan, –

Zaubrische Zeichen, ich deute euch wohl,
Alte Götter, ihr sprecht zu dem Sänger!
Herbst über Island, nie klangst du so hohl,
Nacht überm Hekla, nie kamst du mir bänger!
Ach, ich habe den Knaben gelehrt:
Nahe zu freunden und ferne zu heeren, –
Nun ist mein Einziger, Liebster versehrt
Unter des Holmgangs geheiligten Lehren!

Weh, daß ich nicht bei dir Sterbendem weilte!
Soviel Wunden mein Schwertarm schlug, –
Viel mehr Wunden die Harfenhand heilte,
Wenn sie die Rune des Gottes trug.
Ahn war ich gestern von tausend Geschlechtern,
Heute bin ich ein fruchtloser Baum,
Nur in den namen-verspielenden Töchtern
Träum ich noch kurzen verwehenden Traum!

Tage tilgte des Todes Hand,
Die mir teurer als eigene Tage, –
Ach, aus dem fernen umfjordeten Land
Wird mir kommen nur noch eine Sage, –
Wie das Jahr in der Julnacht Strahle,
Wie der Tag in des Abends Glut
Will ich verdämmern, – vom eigenen Stahle
Soll mir vertropfen das freudlose Blut!“

Egil der Alte im öden Haus
Rief zusammen zum Abschied die Mannen,

Löschte die Fackeln der Wände aus,
Doch als die Leuchten vom Herd sie umspannen,
Eintrat die Tochter und sprach in Ruh:
„Wenn wir zur Halle der Hel heut gingen, –
Niemand ist harfengewaltig wie du,
Meinem Bruder die Klage zu singen!“

Nahm der Meister die Harfe zu Handen,
Blieb allein an der flackernden Glut,
Wissende Hände zerlösten und banden
Klagender Klänge zerfließende Flut,
Hoben empor sie zu wallenden Wogen,
Senkten sie weinend wie Regen aufs Grab,
An den erschauernden Saiten zogen
Töne und Tränen sich zögernd hinab.

Sieh, da versuchte der zuckende Mund
Ungewiß-zagende Worte zu finden,
Tief aus der Seele verworrenem Grund
Faßte er sie, wie mit Händen des Blinden,
Band sie, wie Blumen an weidenen Bügel,
An seiner Stäbe gefällige Fron,
Und um den fernen verlassenen Hügel
Flocht er die Kränze dem einzigen Sohn.

Lauter und klingender klangen die schwingenden
Saiten, und klarer durchsprach sie sein Wort,
Immer gelingender legten die singenden
Lippen den Sinn in den leeren Akkord,
Immer gewaltiger, immer geschmeidiger
Stieg das Lied in der Menschheit Geschick,
Tausendgestaltiger Tode Verteidiger
Hob sich der Meister mit leuchtendem Blick. –

Als die Tochter mit Morgen-Willkomm
Trat in die Halle und mit ihr die Knechte,
An der Schläfe des Greisen glomm
Blühendes Leben im Adergeflechte,
Feierlich-heiter empfing er sie gleich,
Raschen Schritts und die Tochter voll Sehnen,
War seine Wange vom Wachen auch bleich,
War sie doch straff von bezwungenen Tränen.

„Sinnlos vom Zufall zu Boden geschlagen
Fiel mir zu Füßen der sterbende Schwan,
Ach, und ich hätte fast selber im Klagen
Sinnlosem Zufall Genüge getan,
Aber mich trug aus dem einzelnen Leide
Auf ins gemeinsame Leid mein Gesang, –
Tod oder Leben, – ein anderer entscheide,
Mein ist der Tag, und ich füll ihn mit Klang!“

DAS ZAUBERLIED

Der Holzpalast in Flandern
Steht silbergrau in blauer Nacht, –
Das ist ein rastlos Wandern,
Das in dem niedern Saale wacht,
Der Schelde Schollen klingen
Dumpf schauernd her durch dunstigen Mond,
Viel grauser klingt das Singen,
Das in dem grauen Hause wohnt.
Du Island-Tochter Hilde,
Die König Hettel her entführt, –
Wie liebte dich der Wilde,
Den du dir zum Gemahl gekürt,

Du Hagen-Tochter Hilde, –
Dein greiser Vater Heerfahrt fuhr,
Wie liebte dich der Milde,
Der dem Entführer Rache schwur!

Laß ab von deinem Singen,
Wie soll das wilde Heidenlied
Das Blut dir wiederbringen,
Das dort im Strome meerwärts zieht,
Wer brachte dir die Kunde,
Daß Vater tot und tot dein Mann,
Sag an, aus wessen Munde
Das Gift der grausen Nachricht rann?!

„Mein Herz fing an zu klopfen,
Als trüg ich dort ein fremdes Ding,
Ich dacht, es wär der Hopfen,
Der draußen an die Laden hing,
Es klang, als ob ein fremder Mann,
Derweilen in die Runen las,
Mit ungeduldgem Finger an
Die Täflung klopfte, dran ich saß!

Mir gab Herr Horand Kunde,
Als auf dem Wülpenwerder er
An seiner Todeswunde
Veratmend lag im starren Heer,
Er schrieb mit seinem roten Blut
Auf seinen rostgrauroten Schild:
‚Der Eisstrom treibt in glasiger Flut
Zwei, deren Haß noch nicht gestillt!‘ –

Ich weiß, warum die Schelde
Des Mannes Runengruß mir ließ,

Der auf dem Lavafelde
Von Island einst mich singen hieß!
Wohl kenn ich deinen Zaubersang,
Herr Horand, ach, ich kenn ihn gut,
Er holt aus Eis und Sand und Tang
Zurück der Toten Lebensblut!“ –

Hinaus zum Scheldestrande
Ging Nacht für Nacht ein junges Weib,
Der Wind zog die Gewande
Wie Binden ihr um Brust und Leib,
Weithin durch Seeland gellte
Ihr Lied in zaubrischem Begehr . . .
Die weiße Scholle stellte
Sich plötzlich auf und trieb nicht mehr!

Und aus dem Eisgetürme
Stieg müd zu Land ein greiser Gast,
Dem hatten Nordmeerstürme
Und salze See den Bart geblaßt,
Und aus den Eisgewänden
Ein Junger stieg, dem troff das Haar,
Und braun auf beiden Händen
Der Rost der nassen Rüstung war.

Sie fuhren fort zu fechten,
Und Weib und Tochter war der Preis.
In König Hettels Flechten
Bei jedem Schlage klirrte Eis,
Wie hing an ihm beim Singen
Der Blick der wilden Singerin:
„Ach, möcht es dir gelingen,
Und du als Preis mich nehmen hin!“ – –

Und sechzig Sommer zogen
Schwermütig durch das flache Land,
Und sechzig Winter bogen
Schneewehen weich am Scheldestrand,
Noch schlich zum gleichen Strande
In jeder Nacht ein greises Weib, –
Der Wind zog die Gewande
Wie Leichenlaken um den Leib.

Sie sang mit scharfer Stimme,
Da stiegen auf das Wülpenfeld
Mit immer gleichem Grimme
Ihr Vater und ihr junger Held
Zu immer neuem Streite
Um immer kargeren Gewinn, –
Das Weib an ihrer Seite
Sah nach dem greisen Vater hin:

„Ach, möcht es dir gelingen,
Was schiert mich noch der junge Fant!
Du sollst mich nordwärts bringen
Zur Heimat in das eisige Land,
Gib deiner Tochter, Vater,
Ein Hügelgrab, ganz still, ganz tief,
Im Lohelicht der Krater
Laß schlafen mich, wie einst ich schlief!“

ALTE BALLADE

Sahst du die weiße Flocke am Ginster hangen,
Wenn die Herde abends vorbeigegangen?
So weiß war König Thorstens Braue.
Sein Thron stand über Hadaland

Und Bersabrant,
Sein Sohn war Knut, der Schlaue. – –
Schlacht!

Kriegswoge ging über Hadaland,
Kriegswolken hingen schwer überm Klippenstrand,
Schlachten sangen über Heide und Moor
Wieder und wieder
Die uralten Heldenlieder:
„Schwertriese Aukathor, Aukathor!"
Sprach ein Königssohn:
„Laß mir die Hälfte von Thorstens Reich,
Die andere Hälfte des Vaterlands sei euch!"
Sprach Knut, der Schlaue.
Bilsenkraut, am Unholdensteine gefunden,
Zum Ringe gewunden,
Wie glänzt es im Wein!
Thorsten schlief ein,
Schlief ein für immer, Thorsten der Graue. –
Schlacht!

Schlachten sangen über Nordermoor
Wieder und wieder,
Wie einst zu Thorstens Zeit ihre alten Lieder:
„Aukathor, Schwertriese Aukathor!"
Kam ein brauner, zitternder Speer
Sausend durch nordischen Nebelregen her,
O weh, Knut, weh! –
Eine Kröte saß an des Sterbenden Mund,
Kröte, was lauerst du da?
„Ich wart auf die Seele im Winkel am Mund!"
Weh, Königssohn, weh!
Schlacht!

DAS HEILANDSBLUT

Mit klirrendem Froste sprang der Wintertag
Aus Nebelgewölk, darüber die Sonne lag.

Im Rieseln des Rauhreifs, der an den Bäumen hing,
Durch knirschenden Schnee der Priester von Romsdal
ging.
Das Glöcklein bebte in froststarrer Knabenhand,
Hoch stäubte der Schnee am schwarzen Priestergewand. –

Lars Lornsens Hauswand war eines Schoners Bug,
Und als der Priester gegen die Luke schlug,

Trat Lornsens Weib aus der niedren Tür heraus:
„Ihr kommt zur Zeit, Lars Lornsens Fahrt ist aus."

Von seinen fiebernden Schläfen so ängstlich geschwind
Der Todesschweiß in emsigen Tropfen rinnt.

Die rissige Seemannsfaust sich krampfend schmiegt
Ins dürre Strandgras, darüber das Laken liegt,

Und seine Ohren hören schon für und für
Die Schritte der Totengräber hinter der Tür.

Der Priester hebt den Deckel vom Kelche leis, –
Da ward im Nordlandswinter der Wein zu Eis!

Das Weib sinkt schluchzend hin an der Krankenstatt,
Lars Lornsens Atem röchelt rauh und matt . . .

Da bricht aus des Kelches Gold der Priester das Eis
Und legt es auf die Stirne feucht und heiß,

Und von den fiebernden Schläfen gespenstig geschwind
Das Heilandsblut in emsigen Tropfen rinnt.

Tief auf der Kranke atmet, er hebt den Blick, –
Der Tod tritt von Lars Lornsens Lager zurück. – –

Im Rieseln des Rauhreifs, der von den Bäumen weht,
Durch knirschenden Schnee der Priester heimwärts geht,

Und hebt die Hände zum Himmel auf und spricht:
„Du Krankenheiland, ich weiß, du zürnst mir nicht!

Du Nebelwinter, graudüsterer Norderstrand, –
Vielleicht verflucht mich der im italischen Land,

Doch deine herbe Hoheit spricht mich frei,
Christus, mein Christus, und du standst mir bei!“

DIE FISCHER VOM SVENDALAND

„Nun laß die Segel und laß das Boot und wirf die Netze zur Seite, –
Aufsteigt Gewölk am Romsdahlhorn, und die Winde rüsten zum Streite,
Die Nordlandsee wird leichenfahl und kräuselt die weißen Lippen
Und schlägt mit der nassen Riesenfaust wild gegen die Otteröklippen!

Und nun den Kiel über knirschenden Sand hinauf an die Dünen gezogen,
So haben wir auch in diesem Sturm das Meer um sein Opfer betrogen,

Doch denk ich, ein anderes Opfer soll die Nacht den Fluten bescheren, –
Der Wind, der jetzt mir den Bart zerzaust, soll Kiele zum Himmel kehren!

Wir wollen der Dünen trockenes Gras ausraufen und Haufen schichten,
Und abends im Sturm soll die falsche Glut das Steuer der Schiffe richten,
Hei, was uns dann morgen die See beschert an Schätzen, das mag uns frommen,
Und drüben der Pfarrer von Otterö soll Leichenarbeit bekommen!“

Der Alte sprachs von Svendaland, Terja, der einsame Fischer,
Es war der Hai in der Meeresbucht nicht falscher und räuberischer,
Wie viele Schiffe er schon verderbt, die Hügel könntens berichten, –
Doch Grabeshügel im Dünensand erzählen keine Geschichten.

Nun trat er ins Haus mit Sven, dem Sohn, von dem die Sagen erklangen,
Daß einst die Planken am Eichenboot unter seinen Fäusten zersprangen,
Im Mutterleibe schon trug ihn das Meer und hatte bis jetzt ihn getragen
Und sollt ihn tragen als Leiche dereinst, in graues Segel geschlagen.

Schwarz kam das Dunkel, und mit der Nacht stieg mächtig die Flut in den Fjorden,

Und hinter der Flut zog tobend einher der heulende Sturm aus Norden,
Von Hareidsland zum Ramsofjord trieb weißer Schaum auf den Wogen,
Und kreischend auf vom Dünennest Sturmschwalben und Möwen flogen.

Und es stieg die Nacht, und es stieg der Sturm, es bebten der Erde Glieder,
Und Himmel und Meer umschlangen sich wild, und Regen schauerte nieder,
An den niedrigen Hügeln wühlte die Flut und suchte, was scheu sie verbergen,
Und schauerlich scharrt ihre gierige Hand den Sand von den dunkelen Särgen. –

In düsterer Hütte saß mit Sven Terja bei des Herdes Gluten:
„Ich wollt, es wäre die Nacht herum, und Wind und Wellen ruhten,
Es klingt durch die Lüfte ein fremder Ton, und Fremdes fühl ich da drinnen, –
Mir ist, als würd ich heimlich verfolgt und könnte nicht mehr entrinnen!“

Und wie er spricht, da dröhnts an die Tür mit dumpfen mächtigen Schlägen,
Und an der Hauswand scharrt es rauh und stößt mit Krachen dagegen,
Aufspringen die beiden leichenfahl, grell leuchtet ein Blitz ins Zimmer,
Da donnert es lauter gegen das Haus, und die Türe splittert in Trümmer.

Ein Windstoß heulet durch den Schlot, das Wasser kommt rauschend geflossen,
Und auf dem Wasser kommt es schwarz in die Stube hereingeschossen,
Ein offener Sarg, herausgespült von der Flut mit Graben und Nagen,
Und schauerlich von dem Wogenschwall in das Haus des Mörders getragen.

Wild auf schrie Terja und stürzte hin neben der grinsenden Leiche,
Doch Sven sprang fort aus dem brechenden Haus und lief zu Damm und Deiche,
Die Nacht da draußen war kälter nicht als wie seine bleichen Lippen,
Und wilder peitschte die Angst sein Blut als der Sturm die Otteröklippen.

Er suchte das Boot, es war zerschellt, schon wich bei seinen Schritten
Der Sand, von den Wellen hinweggesaugt, gespenstisch unter den Tritten,
Ein Sarg noch trug ihn kurze Zeit und sank dann nieder zum Sande, –
So holten die Toten die Lebenden ab bei Nacht im Svendalande.

Und die Sonne stieg auf, die mit Schleiern von Gold des Festlands Felsen umwebte,
Doch nur die Sage von Svendaland noch über der Tiefe schwebte,
Wo Terjas Hütte, da rollten sacht die Wogen auf und nieder, –
Eine Möwe suchte ihr Dünennest und fand die Stätte nicht wieder . . .

Zwei Streiche schlug er an Bein und Stirn
Es sprechen davon noch die Enkel,
Da barst im Helme das heiße Hirn,
Da brach in der Schiene der Schenkel.

Die Rose, die neben der Eiche steht,
Sie träumt von Tau und Nacht,
Wenn zorniger Sturm durch die Welten geht,
Da reckt sich die Eiche und lacht,

Und schlägt mit der knorrigen Faust ins Gesicht
Dem Sturme, der wild sich bäumt, –
Das erste Rot durch die Stämme bricht,
Die Rose hat ausgeträumt.

Und Halfdan, König Ragnars Sohn,
Der liebte Rosen und Mai,
Schwer schien ihm die Kron und hart der Thron,
Drum brach ihn die Welt entzwei. – –

Um Havapalast der Nachtsturm braust,
König Ragnar rief sein Pferd
Und griff mit der breiten alten Faust
Nach dem alten breiten Schwert,

Und fuhr vom Lager, auf dem er schlief,
Und sah in den dunkelen Saal:
„Mir wars, als ob zum Kampfe mich rief
Schlachtweisensingender Stahl.

Mir hat geträumt in letzter Nacht
Ein Traum gar schauerlich,
Mir träumte, ein Toter gewänne die Schlacht,
Und ich glaub – der Tote war ich!

Fünfhundert Schlachten schlug diese Faust,
Die heut vor der letzten nicht bebt,
Das greisende Haar helmnagelzerzaust, –
Ich sterbe, wie ich gelebt.

Mich rief der Traum, und ich folge geschwind
Und reite gen Asaland, –
Mich dauert nur mein einziges Kind,
Halfdan mit der Mädchenhand."

Jung Halfdan heute den Sturmhelm trug,
König Ragnar sprach kein Wort,
Da ritt Jung Halfdan zuletzt im Zug,
Und das reisige Volk zog fort.

Sie ritten bis Brawallamoor
Im nebligen Skaneyland,
Die Königin stand im Südertor,
Am Ohre die bleiche Hand.

Der Boden erschauerte dumpf und bang
Von fern hindonnerndem Huf,
Und tief in den Wäldern der Berge klang
Verschollener Heerhornruf.

Der Kuckuck, der rief und rief aufs neu,
Da hielt er plötzlich ein:
Ein heißes versprengtes Roß schnob scheu
Vom Waldsaum querfeldein. – –

Und mit dem Abend zog nieder ins Tal
Schwerwuchtenden Trittes das Heer,
Naß glänzte im letzten Sonnenstrahl
Viel Blut auf Brünne und Speer.

Und Ragnar, der Greis, vor die Königin trat,
Wie zerspringende Glocke es klang:
„Ich hab ihn gescholten unkundig der Tat
Und weichlich und zögernd und bang,

Seine Hand zu leicht, sein Herz zu schwer,
Da ging er, – weil ich ihn schalt, –
Und das Herz meines Kindes fing auf den Speer,
Der diesem Herzen hier galt! –

Mir hat geträumt in letzter Nacht
Ein Traum so schauerlich,
Mir träumte, ein Toter gewänne die Schlacht,
Halfdan, der Tote bin ich!"

DAS SEIDENE HAAR

Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von einer, die einstens war,
Durch jede Stunde summt der Sang
Von Sitta Seidenhaar.

Seh ich den Falken, wie er zieht
Wandernd durchs blühende Land,
Klingt mirs im Ohre wie ein Lied
Von Harald Hildetand. –

Wohl finster war König Biarkadiet,
Weißbuschig Braue und Haar,
Doch sonnig und fröhlich wie ihr Lied
Seine blonde Tochter war.

Er saß auf Dänemarks Königsthron,
Finster saß er darauf,
Er sei des Loki düstrer Sohn,
Gings landab, landauf. –

Der König schwur bei Thor ergrimmt,
Seine bleiche Wange ward rot:
„Wer mir das Kind von der Seite nimmt,
Den schlägt diese Faust hier tot!“ – –

Am Gartentor Schön Sitta stand,
Herbstseide wehte im Wind:
„Herein, herein, Jung Hildetand,
Ich bin des Königs Kind.

Im säulengetragenen Königssaal
Thront fürstlich Biarkadiet,
Beim becherklirrenden Königsmahl,
Da singe dein schönstes Lied!“

Und als er trat in die Halle herein,
Die Mannen tranken ihm zu,
Im Büffelhorn aufschäumte der Wein:
„Harald Hildetand, nun trink du!“

Schön Sitta reichte in schmaler Hand
Den Willkommtrank ihm dar,
Jung Haralds Auge hing gebannt
An ihrem Seidenhaar.

Er nahm die goldene Harfe vom Ring,
Ihre Saiten erschauerten hold,
Und immer noch sein Auge hing
An Sittas Lockengold.

Da wehte zart im weiten Saal
Ein wundersüßes Klingen:
„Die Ketten und eisernen Fesseln zumal,
Die müssen alle zerspringen,

Die Ketten von Eisen, die sind zu schwach,
Um fahrendes Blut zu zwingen,
Die Bande so oft von den Händen ich brach
Und tät der Haft entspringen!

Nur eines weiß ich, das fesselt schnell,
Da mag keine Flucht gelingen:
Es fängt so leicht sich ein Gesell
In blonden seidenen Schlingen.

Schön Sitta, lausch der Saiten Klang
Und laß zum Herzen ihn dringen, –
Wir ziehen zu zwein die Lande entlang
Unter den blauen Syringen!“

Aufsprangen die Ritter und Edlen zumal,
Und König Biarkadiet
Schlug auf den Tisch, daß erdröhnte der Saal:
„Wozu das tollkühne Lied?

Sing uns, wie Loki, in Feuer gehüllt,
Fuhr durch die tauige Nacht,
Sing uns, wie einst durch Skaney gebrüllt
Gell die Brawallaschlacht!

Hast du von Königes Kinde geglaubt,
Es werde dein zur Stund,
So büße dein lockiges Sängerhaupt
Für den lockenden Singemund!“

Die Kette von Eisen die Hand ihm preßt, –
Wie bald war Harald frei!
Die Kette von Demant ist wohl fest, –
Doch Hildetand riß sie entzwei.

Er sprang zur Tür und lachte laut:
„Hei, König Biarkadiet,
Noch ist für mich kein Kerker gebaut,
Noch bin ich frei, wie mein Lied!

Da draußen jubelt und jauchzt der Mai,
Voll Lerchen der Himmel hängt,
Die Winde streifen und schweifen frei,
Wo der Bach zwischen Rainen sich drängt.

Wie Wind und Welle im blühenden Land
Schweife ich frei ringsum . . . . .“
Da wurde Harald Hildetand
Mit einem Male stumm.

Ein langes seidenweiches Haar
Hing vor der Türe quer,
Der Sonnstrahl eilte hell und klar
Wie spielend darüber her.

Und neben der Tür mit roter Wang
Stand Sitta Seidenhaar:
„Was du gesagt in deinem Sang,
Nun soll es werden wahr!

Es fängt so leicht sich ein Gesell
In Schlingen von blondem Gold, –
Komm Vater, dein Aug wird wieder hell,
Sei unsrer Liebe hold!

Du singe mir alle Tage das Lied,
Das heute dich schlug in Bann!“
Am Bogen ist rot der Abend verglüht,
Und sie standen und sahen sich an. – –

Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von einer, die einstens war,
Durch jede Stunde summt der Sang
Von Sitta Seidenhaar.

Und seh ich den Falken, wie er zieht
Wandernd durchs blühende Land,
Klingt mirs im Ohr wie ein Lied
Von Harald Hildetand.

HARALD

Er fürchtete nicht den Schleuderstein
Und nicht das sausende Erz,
Was Harald fürchtete, war allein
Da drinnen sein heißes Herz!

Der Stein wird matt auf seiner Bahn,
Der Speer zersplittert am Turm,
Doch wenn dies Herz zu stürmen begann,
Das gab einen bösen Sturm. – –

Sie saßen zu zwein am Waldesrand,
Schön Hilde, daneben er,
Heuduft hing überm Wiesenland
Und zog im Winde daher.

Sie sah ins Aug ihm lang und tief
Und reichte die Hand ihm stumm,
Ein Schauer durch seine Glieder lief,
Er wußte nicht, warum.

Sie sah ins Aug ihm tief und lang,
Und die Hand, die er hielt, ward heiß,
Und als er das Mädchen stürmisch umschlang,
Ward rot ihre Wange so weiß.

„Hörst fern du die Wachtel im Ährenfeld –
Die Schnitter gehen zur Ruh,
Im Abendfrieden schlummert die Welt,
In meinem Schoß schlaf du!“

Er lehnte sein Haupt an die weiche Brust,
Ihr Haar floß über ihn hin,
Und der Duft des Haars mit wilder Lust
Berauschte seinen Sinn.

Und es stieg in die Augen ihm siedend heiß,
Und die Leidenschaft rührte ihn an,
Auf seiner Stirne taute der Schweiß, –
Sein Herz zu stürmen begann.

Tief atmend lehnte sie da am Hang,
Halbgeöffnet der brennende Mund, –
Da ward Jung Haralds Mut so bang,
Und er ging von dannen zur Stund. – –

Jung Harald fürchtet keinen Stein
Und keines Speerwurfs Erz,
Was Harald fürchtet, ist allein
Da drinnen sein heißes Herz.

Der Stein wird matt auf seiner Bahn,
Der Speer zersplittert am Turm, –
Doch wenn dies Herz zu stürmen begann,
Das gab einen bösen Sturm!

KÖNIG KRISTIAN UND DAGMAR

Sein Herz war schwach, sein Arm war stark,
Seine Hand und sein Herz waren milde, –
König Kristian von Dänemark
Ruht im Dom zu Roskilde.

So breit wie ihres Königs Arm
Waren Dagmar Heimdals Flechten,
Sie küßte die Königslippen warm
In den hellen nordischen Nächten.

Er trug der Krone goldenen Glanz
Und den Ruhm der Insellande,
Sie trug den goldenen Flechtenkranz,
Sein Kind – und ihre Schande.

Und die des König Kristian Kind
An den breiten Brüsten getragen,
über ihren Hügel weht der Wind,
Der Dünenwind von Skagen. – –

Zur Sonnenwende um Mitternacht,
Da brechen Bann und Bande,
Im Dom zu Roskilde der König erwacht
Und wandelt durch seine Lande.

Zur Sonnenwende um Mitternacht
Sie sitzen am grauen Meere,
Das Nordlicht glüht in Märchenpracht
Auf seinem alten Speere.

Das Nordlicht glüht in Märchenglut,
Ihr Haar weht über die Klippen,
Sie küßt, wie einst, das heiße Blut
In die kühlen Königslippen.

DIE TOTE MUTTER

Jung Dyring ritt ins Land hinein,
Ach, war ich selber einst jung!
Er freite ein schönes Jungfräulein,
Liebeswort freuet das Herz!

Wohl sieben Jahre gingen ins Land,
Die Wiege niemals stille stand,
Da trat zu Dyrings Weib der Tod,
Sieben Kinder weinten die Äuglein rot. –

Und Dyring ritt ins Land hinein,
Ach, war ich selber einst jung!
Er freite ein stolzes Jungfräulein,
Liebeswort freuet das Herz!

Wie Sterne schien ihrer Augen Licht,
Den Kindern aber schien es nicht,
Den Kindern galt nur karger Gruß,
Sie stieß nach ihnen mit dem Fuß,
Sie gab ihnen weder Bier noch Brot,
Kein weiches Wort sie ihnen bot,
Und Liebeswort freuet das Herz!

Und als sie weinten und klagten laut,
Ihre tote Mutter hat aufgeschaut,
Und hat sich mühsam aufgericht
Und geht zu Gott und weint und spricht:

„Ich muß nach meinen Kindern sehn,
Du hörst doch, wie sie nach mir flehn!"
Spricht Gott: „Der Hahn am Morgen ruft,
Dann bist du wieder in deiner Gruft!"

Und als bei Nacht durchs Dorf sie schlich,
Die Hunde heulten so schauerlich,
Und als sie kam ans dunkle Tor,
Ihre älteste Tochter stand davor:

„Was stehst du hier, mein zartes Kind,
Komm mit und leg dich schlafen geschwind!"
„„Du bist meine liebste Mutter nicht,
Meine Mutter hatte ein hold Gesicht!""
„Wie konnt ich bleiben weiß und rot,
Ich bin doch nun so lange tot!"

Und als sie trat in die Stube herein,
Da standen sieben Bettchen klein.
Das älteste führt sie an der Hand,

Dem zweiten und dritten sies Hemdchen band,
Das vierte sie kämmt, das fünfte sie flicht,
Das sechste sie herzt, und zu allen sie spricht,
Ach, Liebeswort freuet das Herz!

Den Kleinsten nahm sie auf voll Lust
Und wollt ihn tränken aus ihrer Brust,
Da weinte das Kind. Die Mutter sprach:
„Ich lag zu lange tot und brach! –
Jetzt kräht der Hahn, der Hahn ist rot,
Jetzt muß ich fort, ich bin ja tot!
Jetzt kräht der Hahn, der Hahn ist grau,
Gottvater mißt meine Zeit genau,
Jetzt kräht der Hahn, der Hahn ist weiß,
Eine Rasendecke hebt sich leis – – –"

Die Mutter ging, doch jede Nacht
Die Hunde im Dorf sind aufgewacht,
Und Dyring sprach zur jungen Frau
(Ach, war ich selber einst jung!):
„Was bellen die Hunde so schauerlich rauh? –"
– –
Liebeswort freuet das Herz!

HERR ULF

Herr Laves ritt gen Götaland,
Zu frein um einer Jungfrau Hand.
„Ich reit mit!" sagte Ulf.

Herr Laves ritt zur Heimat ein,
Zur Seite ritt ihm ein Jungfräulein.
„Und hier ich!“ sagte Ulf.

Und als die Braut in der Kammer stand,
Konnt keiner lösen ihr Miederband.
„Lös ich schon!“ sagte Ulf.

Herr Ulf schloß fest die Türe zu,
„Wünsch Herrn Laves gesegnete Ruh,
– Hier schlaf ich!“ sagte Ulf.

Herr Laves klopft an die Türe sacht:
„Herr Ulf, was hast du zugemacht?“
„„Bleibst du draußen!““ sagte Ulf.

Und als die Morgensonn aufging,
Herr Laves lief zum Königsthing.
„Ich geh mit!“ sagte Ulf.

„Herr König, ich freit eine Jungfrau gut,
Nun hat Herr Ulf bei ihr geruht!“
„„Das hab ich!““ sagte Ulf.

„Und liebt ihr beide die Jungfrau gleich,
So kämpft um sie mit Stich und Streich!“
„„Denn man zu!““ sagte Ulf.

Den ersten Gang begannen sie,
Da fiel Herrn Ulf sein Pferd ins Knie.
„Gottverdammt!“ sagte Ulf.

Zu Fuß ging er zum zweiten Gang,
Herr Laves fiel der Länge lang.
„Da liegt er!“ sagte Ulf.

Herr Laves hat verschmerzt sein Leid,
Herr Ulf hat nächsten Tags gefreit.
„Ich kriegte sie doch!“ sagte Ulf.

DER TRINKSPRUCH ‚MARTJE FLOHR‘

Die Brandung heult, und der Nebel braut dick und schwer,
Vom Süderdeich schrillen ängstliche Möwen her.

Lars Pettersen spricht: „God schütze use Schalupp
Un schütz us all un de Hallig Norderup!“

Drei alte Männer rücken schweigend zum Tisch
Die plumpen Schemel und greifen zu Brot und Fisch.

Die kleine Martje bringt ihnen den Grog herein.
„Martje, wo heit de Spruch?“ fragt Erven Svein.

Das Kind spricht ernsthaft das alte Wort und zag:
„Up dat et us wuhl gah up use olen Dag!“ –

Und mit der Nacht stieg an das friesische Land
Der alte Sturm mit der rissigen Seemannshand.

Und die nasse Hand lag schwer auf Insel und Sund,
Und hinter ihm heulte die See, sein struppiger Hund. –
– –

Der Morgen graut. Müd wandert das graue Meer,
Mit zerspelltem Mast treibt eine Schaluppe her.

Ein alter Mann sagt: „Bald geit de Sonne up, –
Wo sün de annern un Hallig Norderup!“

Er nimmt den letzten Trunk aus dem Bootsverschlag:
„Up dat et us wuhl gah up use olen Dag!“

DEUTSCHLAND

BEGEGNUNG MIT DEM MANN IM HUT

Der Mond troff Nebeltau im dunstigen Lauf.
. . . . . .
Die Haferähre, die vom Wegbaum hing,
Schlug mir die nasse Stirn, – da sah ich auf:

Der Große Mann im weichen Hute ging
Ganz langsam übers Feld, – die Rabenfeder
Hing schlapp,
Und Regen tropfte von ihr ab,
Und seiner Reiterstiefel graues Leder
Pfiff leis vor Nässe.

Als er den Bach am Staken übersprang,
Schleifte sein blauer Mantel in der Kresse
Und klatschte drüben an die schwarze Weide, –
Wie das so fremd durch Niesel-Nebel klang
Über die Heide!

Er sah nicht (oder wollte mich nicht sehn!)
Zitternd am Messenkamper Wege stehn,
Er wuchs im Nebel in die Nebelwand,
Bis er, ein Teil von Nebel, Mond und Berge,
Graubartgewaltig überm Süntel stand.
– –
In schwarzen Bohnenstiegen raschelten Zwerge.

ALTES BAUERNLIED

Nu wöllen wir singen ein altes Lied:
Der Sonn am Himmel, der heißt Seifried,
Ein Wolf ist über Nachtens gekommen,
Der hat ihn in sein Rachen genommen,
Seifried, Seifried, weh!

Nu wöllen wir singen ein ander Lied:
Der Ziegenbock ein' Wagen zieht,
Ein roter Hammer fiel aus dem Wagen,
Der hat den Gockel vom Kirchturm schlagen,
Gockelchen, Gockelchen, weh!

Nu wöllen wir singen ein letztes Lied:
Eins Mannes Auge vom Berge sieht,
Das eine verlor er in Fels und Fluh, –
Er schließt wohl bald auch das andre zu,
Wode, Wode, weh!

KIND HAGEN

Die Mutter, die mich zur Welt gebar
Tief drinnen im Wasgenwalde,
Eine unterirdische Elbin war
An verlassener Köhlerhalde.
Und wenn sie die Wiegenlieder sang
– Treulos-wehmütig, wie sie –,
Es war ein leiser, ein falscher Klang
In jeglicher Melodie.

Und der Kobold, mit dem ich als Kind gespielt
In der Asche der Rindenhütte,

Einen spitzigen Dorn mir entgegenhielt
Verhohlen in Blumenmitte,
Und der Kobold neckte, der Kobold trog,
Und der Zwerg mein Breilein fraß,
Doch am meisten die Hexe vom Sumpfe log,
Wenn sie abends bei Mutter saß.

Da fand ich einmal im tiefen Wald
Eine braungerostete Klinge,
Und das Eisen war so feierlich kalt,
Wie keines der anderen Dinge,
Es ging seinen Weg durch ein buchenes Scheit
Gewaltsam und ernst und getreu, –
Da ward es mein Lehrer in Kinderzeit,
Und ich barg es im Lagerheu.

In all der elbischen Lügenwelt
War dieses eine wahrhaftig,
Ihr weißes Blut war von Gifte vergällt,
Sein geronnenes Blut war saftig,
Ich gab ihm heimlich zu trinken mein Blut,
Sah selig, wie gierig es trank,
Und ich sah, mein Blut war rot und war gut,
– Einäugiger Vater, hab Dank! –

Da kaute ich nächtlich den Riemen durch,
Der mich hielt in der harzigen Hütte,
Durch Wald und Werwolf, durch Lache und Lurch
Lenkte das Schwert meine Schritte, –
Nun bin ich sterblich und waffenwert
Und verlor die elbische Scheu,
Nun lehre und lenke mich weiter, mein Schwert,
Gewaltsam und ernst und getreu!

HAGEN UND DIE DONAUFRAUEN

Durch die Nacht der fränkischen Wälder
Ritt finster ein einsamer Mann,
Ein Wetter stand bang und beklommen
Und wagte nicht näher zu kommen
Und starrte ihn groß und schweigend und böse an.

Wie geronnenes Blut lag die Donau,
Als Hagen den Zügel zog,
Meerfrauen gleich silbrigen Reihern
Schwebten in nebelnden Schleiern,
Wie Vogelruf ihre klagende Stimme flog:

„Du treuester aller Getreuen,
Die jemals ritten im Schild,
Du Faust ohne Freunde und Frieden,
Drei Wasser sind dir beschieden,
Wie rot, wie rot es in allen drei Wassern quillt!

Im Odenwald eine Quelle . . .
Ach, Siegfrieds Blut war rot,
Rot wurde die gläsern helle,
Warm wurde die kühle Welle,
Das Lindenblatt in den Schultern welkte im Tod!

Weiß glänzte des Mondes Flimmern
In den grünen Wassern des Rheins, . . .
Rotgoldene Ringe schimmern,
Du gabst den schweigenden Schwimmern
Den Scharlach des Golds, den Purpur rubinenen
Steins.

Du Faust ohne Freunde und Frieden,
Nun treibe dein müdes Roß,
Drei Wasser sind dir beschieden,
Drei Glieder der Kette schmieden
Die elbischen Väter dem letzten verlorenen Sproß!"

So sang die eine der Schwestern,
Und die andre wehte vors Pferd:
„Weit sind deine Wege zu reiten,
Doch die Donau wird dich geleiten,
Und an ihren Ufern trifft dich das letzte Schwert.

Standlager der Horden im Osten
Spiegelt sich in der Flut . . .
Dein Schwert kam nimmer zum Rosten,
Du gabst auf verlorenem Posten
Viel hundert Male das ringedurchsickernde Blut.

Du treuester aller Getreuen,
Nun ziehe zum letzten Streit,
Und wenn dich die Hunnen umdräuen, –
Der braucht den Tod nicht zu scheuen,
Der treu zum Tode dem einst geschworenen Eid!"

Und die Schwestern verwehten im Nebel,
Ein Schauer das Wasser befiel,
Und die erste tropfende Träne
Der Wolken sank in die Mähne,
Drin Hagens Hand den Hengst hinlenkte zum
Ziel . . .

EIN LIED VOLKERS

Mir dröhnt der Helm an den Ohren,
Wenn Hagen im Kampf Befehle gibt, –
Und hab unter Speeren und Sporen
Doch keine Stimme wie seine geliebt.

Was immer der Tronjer begonnen,
Es dünkte mir edel und eisern gut, –
Und ich sah doch beim Odenwald-Bronnen
An seinem Speere auch Siegfrieds Blut!

Hochmütig und Freund der Gewalttat,
So reitet er durch die umdüsterte Welt,
Und um was seine Faust sich geballt hat,
Das hält sie in Treue, die niemals zerspellt.

Wir, die wir den Lehnseid geschworen,
Stehn täglich gelassen vor offenem Grab,
Doch Hagen hat etwas verloren,
Das keiner von uns seinem Lehnsherrn gab:

Wenn er geht durch die Gassen der Zelte,
So raunts an den Feuern beidseits um ihn her:
„Der bessere Mann, den er fällte,
Trug bückend im Rücken den tückischen Speer!“

Und reiten im Heerzug die Scharen,
So flüstert von Sattel zu Sattel es rauh:
„Der Hort, nach dem wir einst gefahren,
Er raubte ihn heimlich der wehrlosen Frau!“

Er ist, den die Edelsten scheuen,
Er ist von den Dornen des Grauens umzäumt,

Und der treueste aller Getreuen
Fand selber nicht einen hingebenden Freund.

Wir gaben an klirrenden Tagen
Dem König den Schwertarm für billige Huld, –
Doch am schwersten Tage gab Hagen
An Gunther den Eid: „Mein Teil sei die Schuld!"

Drum, ob auch das Herz mir erzittert,
Als Siegfried gestöhnt und als Kriemhild geweint,
Doch bist du, vom Grauen umwittert,
Der Held meiner Lieder, mein Hagen, mein Freund!

LAURINS ROSENGARTEN

Schwarzumstählter Edelleute drei
Reiten abends durch die Lombardei.

Einer Kutte Gugel, windzerflattert,
Geißelhieben gleich das Wort durchknattert,
Welches sprach der hagere Ilsan,
Der das Mönchskleid übern Stahl getan:

„Ja, ich schlag den König Laurin nieder.
Nieder die alraunverzwergten Glieder,
Nieder stampf ich seinen Rosengarten,
Und mit Ruten, hagedornumstarrten,
Will ich peitschen Königin Gunhild,
Bis mein trockner Rachedurst gestillt,
Bis die allzugern von ihm geraubte,
Die im Zauberzaun sich sicher glaubte,
Die dem Heiden Kinder hat gewiegt,
Rot von Blut in roten Rosen liegt!"

Nordwind reißt die Ahornwipfel leer,
Dürre Blätter fliehn die Straße her,
Und mit gelben Zacken, krüll und kraus,
Krallt sich eins, wie eine Fledermaus,
Krallt sich fest am Alten Hildebrand,
Wo das Herz klopft unterm Stahlgewand,
Wo die Worte, abgehackt gleich Spänen,
Wehen durch zerzauste Graubartsträhnen:

„Mag der Mönch Ilsanes Weiber schlagen, –
Ich will König Laurins Ring erjagen,
Will den Zwerg in seinen Lauben finden,
Will ihn über meinen Sattel binden,
Und der Ring, der Zwölferkraft verleiht,
Soll mir schenken neue Jugendzeit!
Aber nicht, wie jene erste war,
Wildverworren, weich und wunderbar,
Heißa, zweite Jugend, dornbewehrte! –
Und die Rosen köpf ich mit dem Schwerte,
Daß noch hundert Jahr es heißt im Land:
Hier ritt her der Alte Hildebrand!“

Zottelnd trottet hinter beiden her
Horand, welcher Sänger war dem Heer.
Regen trifft sein blondes Haar so hart
Wie den Scherkopf und den Greisenbart,
Doch in Lippen schaukelt gelbe Raute,
Überm Rücken schaukelt braune Laute,
Und es klang durch Wind und Regen süß,
Als der Schwertknauf an die Laute stieß,
Als Herr Horand zu sich selber sprach:

„Steht mein Schwert denn euerm Schwerte nach,
Dem des Mönches, das ein Gift versehrt,

Oder Hildebrands berühmtem Schwert? –
Fällen will ich Laurin gleich wie ihr,
Und ich laß euch gern die Zauber-Zier,
Laßt dagegen Gunhild frei ausgehn
Und – ich bitt euch – laßt die Rosen stehn!"

HUNNENZUG

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Heide, der Regen rinnt,
Von fern ein Schein, wie ein brennendes Dorf,
Mattdüsterer Glanz auf den Lachen im Torf.

Da plötzlich ein stampfendes dumpfes Geroll,
Wie drohenden Wetters steigender Groll,
Und lauter und lauter erdröhnt die Erde
Vom stürmischen Nahn einer wilden Herde.

Ein Hunnenschwarm mit laut jauchzendem Ruf!
Dumpf donnert und poltert der Rosse Huf,
Es erbebt die Heide, der Schlamm spritzt auf
An den dolchbehangenen Sattelknauf.

Ein köcherumrauschter, gewaltiger Schwarm,
Hell klirren die Spangen an Sattel und Arm,
Das Haupt geneigt auf die struppige Mähne,
Die braune Faust an gespannter Sehne, –

Durch den rauschenden Regen wild gellt ihr Schrei,
Immer mehr, immer neue jagen herbei
Von der Heimatlosen unzählbaren Schar,
Der der Sattel Wiege und Sterbebett war.

Da endlich die letzten vom Völkerheer, –
Zerstampft und zertreten die Heide umher,
Ein letztes Wiehern im Winde, – als Spur
Auf dem schwarzen Schlamme ein Riemen nur –

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Heide, der Regen rinnt,
Von fern ein Schein, wie ein brennendes Dorf,
Und düsterer Glanz auf den Lachen im Torf.

WIE GRISE GEVE INS MOOR GING

Mir sagte in Engter ein altes Weib:
„Wir sind hier sitzen geblieben,
Als Kaiser Karl auf der Männertreib
Die Sachsen gen Ellern getrieben.

Auch meine Urmutter war ehzuvor
In Widukinds Rappel und Lärmen, –
Nun steht sie tief unten im Groten Moor
Unter den Kiebitzschwärmen . . .“
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Am steinernen Tisch auf dem Wittenfeld
Eine Greisin lehnt vor den Schalen,
Der Rauch von rings den Mooren fällt
Traurig ins Land Westfalen.

„Nun hab ich neunzig Sommer gesehn
Und neunzig Winter durchfroren,
Nun will ich im Moore sterben gehn,
Wie ich mitten in Mooren geboren.

Ich bin im Rappel die neunzig Jahr
Mit den Sachsenvölkern geritten
Und bannte vom Ochsenwagen die Mahr,
Wenn die Männer im Blachfeld stritten.

Doch so wie heute schlug nimmermehr
In Widukinds Völker der Franke,
Rings stöhnt im Ginster das halbe Heer
Von des braunen Bären Pranke.

Ich hab geschrien den Tag und die Nacht
Zu der alten Götter Ohren,
Doch die blonden Kerle haben die Schlacht
An den Kerl von Franken verloren.

Nun zieht gen Ost durch den Abendwind
Das Widukind unsere Scharen, –
Ich wurde zu alt, zu taub und zu blind,
Ich kann nicht mehr mit euch fahren.

Zum letzten Male vom Wagengeflecht
Hab ich fern mein Waldkind gesehen,
Und sah bei des Hengstes Sprung im Gefecht
Von fern seine Locken wehen . . .

Nun schaukelt der Kiebitz lautlos und sacht
Vorm Mond durch die nebligen Eichen,
Von Malgart bellt schon ein Wolf durch die Nacht, –
Der Heerhund wittert die Leichen!

Frau Berchta braut im Moore das Bier
Und winkt mir mit weißen Schleiern, –
So will ich mein Nachtmahl heut und hier
Mit der alten Göttin feiern.

Zwei alte Weiber hocken wir dann
Tief drunten im erdenen Hause
Und erzählen uns Märchen und sehen uns an
Und lauschen dem fernen Gebrause . . .“

Da ging die Greisin ins Moor hinein,
Und die Enkel ließen sie gehen –
Und sahen im trüben Mondenschein
Wie einen Machandel sie stehen.

Als überm Wacholder ihr weißes Haar
Noch wehte, hoch über dem Riede,
Da sang sie blechern und gell und klar
An einem vergessenen Liede.

Dann fraß das Moor sie langsam herein,
Und als wie ein Kind sie geworden,
Sah weinend vom nächtigen Eggestein
Sie fliehen die sächsischen Horden.

Als ihr Haar ins Riedgras zu liegen kam,
Klangen fern durch den Fluchtlärm die Weisen:
„Krup under, krup under, de Werlt is di gram,
Du kannst nich in Rappel meh reisen . . .!“

DER ROMFAHRER

Weißverschneite Weserberge,
Winterstilles Heimatland, –
Vor mir steht der welsche Ferge
Auf der Gondel schmalem Rand.

Und wie die Paläste steigen
Aus den Fluten wunderbar,
Muß ich in die Hände neigen
Still das helmzerzauste Haar.

Meiner Heimat Buchenwälder
Liegen im Dezemberschnee,
Über meiner Heimat Felder,
Äsung suchend, geht das Reh.

Und im Dorf die Kinder bauen
Männer, wenn die Flocken schnein,
Meiner Heimat stille Frauen
Spinnen schon am Winter-Lein.

Meiner Heimat Tannenreiser
Duften bis zum welschen Strand, –
Meine Faust gehört dem Kaiser,
Doch dies Herz dem Vaterland.

ZWEI FRAUEN

Der Fremden Stute wieherte und rief
Die ganze Nacht aus dem entlegnen Stalle,
Da riß des Ritters Hengst – und wieherte tief –
Die Halfterkette durch in jähem Pralle,
Tobte im Stalle, polternd und aufgebracht,
Bis er zur Hahnkraht sah Laternen schwanken, –
Der Knecht rieb ihm mit Heu den Rücken sacht,
Denn schweißblank glänzten seine nassen Flanken.

Der Junge sollte mit der Kette zum Schmied, –
Da glimmt im hohen Turm voll falschen Flitters
– Des morgengrauen Hofes Störenfried –

Das Fenster des Kaplans, des Karmeliters,
Ein gelbes Lämpchen prahlt ins Blau hinein . . .
Was machts, daß vor dem Mönch sich alle grauen?
Die Neugier lockt, . . . sollt es ein Zaubrer sein? . . .
Er fliegt hinauf die Stufen, um zu schauen.

Die Knabenhand umkrampft des Amuletts
Geheimes, unterm Wams verstecktes Zeichen.
In winzgen Fenstern staubt der Spinne Netz,
Und wo die Türen auf zum Boden weichen,
Und Dunkel sich in alle Nischen drängt,
Da jagen noch, wie schwarze Pfeile, im falben
Zwielicht, das ihn mit Tüchern überhängt,
Des Teufels wilde flatterhäutige Schwalben.

Und wie er späht durch Brettertüren-Spalt:
Des Mönches Kopf, gebückt auf die Phiolen,
Lag tief in der Kapuze Hinterhalt,
Sein Bart hing grau hervor, gleich toten Kohlen,
Und schaukelte, als aus dem groben Tuch
Die Worte heimatlos und mundlos krochen:
„Der Ejubidin Fluch! Und dreimal Fluch
Dem mystischen Glas, das treulos mir zerbrochen!

Hatt ich die Seele meines edlen Herrn
Nicht fest geschlossen in hermetische Ketten,
Daß sie, geschützt vorm falschen Venusstern,
Ihr ewiges Erbe selig möge retten!
Und diese Nacht brach sie die Bande sich,
Und wieder irrt in alter Fron und Fehle,
Zur Schande mir, zu ewger Schande sich,
Sein Geist um jener Fremden Heidenseele!“

Der Schemel scharrt, . . . der Mönch steht mühsam auf,–
Der Junge läuft die Treppe ängstlich nieder,

Auf kalten Stufen hallt in hastgem Lauf
Der glatte Schall der nackten Sohlen wider, –
Schnell mit der Kette fort zum Schmiedekrug!
Tief atmet er, als Funken ihn umsprühen:
„Meister, erzählt mir von des Kreuzes Zug,
Als mit der Türkin unser Herr mußt fliehen!“

In früher Flamme Funkeln stand
Der starke Schmied von Gleichen,
Die Finger seiner sehnigen Hand
– Der Kette Gliederkraft verwandt –
Am Nackthals sachte streichen:
„So zieh die Bälge auf und ab,
Das ächzt in Zorn und Bangen, –
So stöhnten wir vor Chabarsad,
Als unser Graf gefangen!

Die Zelte Emir Kerboghas
Hinträumten an der Küste,
Wie weiße Dromedare, rings
Geduckt in gelbe Wüste,
Und in dem Zelte Kerboghas
Der Edle Herr gefangen saß“,
Sagte der Schmied von Gleichen,
Aufstöhnten die Bälge.

„Ich schlich zur Tochter jenes Scheichs
Und bat sie, ihn zu sehen.
Ich wußte: Wenn er mit ihr spricht,
Kann sie nicht widerstehen,
Denn Herr ist über Weiber der,
Der so die Pferde zwingt wie er!“
Sagte der Schmied von Gleichen,
Hoch sprang sein Hammer.

„Und abends hielt ich mit dem Hengst,
Der heint die Kette sprengte,
Am Saum der Wüste, wo der Sand
Ihm fast die Hufe sengte,
Da kam der Graf – und kam zu zweit!
Die Türkin mit, die ihn befreit",
Sagte der Schmied von Gleichen,
Aufstöhnten die Bälge.

„Wir ritten durch die rote Nacht
Zum Heer dem Hennegauer,
Die zwei im Sattel voller Glück,
Ich aber voller Trauer,
Ich hörte, was er mit ihr sprach,
Es klang, als ob ein Ring zerbrach",
Sagte der Schmied von Gleichen,
Hell sang sein Hammer.

„Er hielt sein Schwert als Kreuz empor
Und schwur nach Herrenweise:
‚Ich will dirs danken, wie du willst!'
‚Dich will ich!' raunte sie leise, –
Er sprach: ‚Ich schwur . . .' Er sprachs und schwieg,
Ihr rotgeaugter Zelter stieg . . ."
Aufstöhnten die Bälge.

In letzter Flamme Funkeln stand
Der Reiter des Grafen Gleichen,
Sein Schmiedwerk er ins Wasser stieß,
Tat es dem Jungen reichen.
„Das ist der Schmiede Arzenei:
Kalt Wasser macht von Hitze frei!"
Laut lachte der Schmied von Gleichen. –

Und als der Junge heim die Kette trug,
Die er im kühlen Morgenwinde schwenkte,
Hielt auf dem Gutshof just ein Reiterzug,
Und eine Sänfte sich zur Erde senkte,

Und aus den Polstern stieg, beschwerlich-sacht,
Zum Grafen Gleichen, der ihm lief entgegen,
Der fette Abt von Fulda mit Bedacht
Und hob die runde Hand empor zum Segen:

„Weil deine Kühnheit Antiochia nahm,
Schenkt dir der Papst die seltenste der Gaben:
Du darfst das Weib, das mit dir heimwärts kam,
Bei deiner ersten zur Gemahlin haben!"

Und reckte sich und flüsterte ihm ins Ohr
Und lachte, daß die dicke Backe bebte,
Und dunkelblau die Ader sich verlor
Im Haarkranz, der an bleicher Schläfe klebte.

Auffuhr der Ritter: „Erzählt am Petersberg
Der Abbatissa eure schwülen Schwänke,
Wenn zu der Beichte frommem Tagewerk
Die Nönnlein ducken auf die braunen Bänke, –

Erzählt es dort, Herr Abt, – vielleicht erquickts
Die Weiber dort, denn Weiber sind verschieden, –
Anders als eure Nonnen Benedikts
Ist dieses Kind vom Stamm der Ejubiden!"

Schwer schritt der Abt zur seidnen Sänfte da,
Ein Windstoß fuhr um Schindeln und um Blätter,
„Dimitte nobis nostra debita . . ."
Über die Unstrut stieg ein grobes Wetter. –

Lauwarm und unerbittlich floß ins Land
Tage und Tage ein verdroßner Regen
Und regnete den Tag, da Hand in Hand
Der Fulder Abt gelegt mit bösem Segen,
Die eine braun von ewger Sonne Brand,
Die andre braun, die nur am Schwert gelegen . . .

Zwei Rosen trägt der Zweig auf einmal nicht,
Die eine welkt und blättert auf den Rasen,
Zwei Töne singt das Horn der Jäger nicht,
Auf den sie gell den Hochzeitsreigen blasen,
Und von zwei Herzen stets das beßre bricht,
Wenn sie dasselbe Herz zum Heim erlasen.

Und Regen rieselte und Donner knurrte,
Als steil vorm Fuß dem finsteren Kaplan
Am nassen Seil der Sarg herniederschnurrte,
Drin blondes Haar auf grobem Hobelspan, –
Der Mönch in seinen Sterbesegen murrte
Verbißnen Fluch dem fernen Vatikan.

Und an des Kirchhofs regennassem Gitter
Brach er sich Bilsenkraut und sprach dabei:
„Und wenn der Weiße Papst dem edlen Ritter
Gesegnet dieser Ehe Teufelei,
Spricht wohl der Schwarze Papst den Karmeliter
Auch von des . . . Sühnemordes Sünde frei!“

DER DOLCH

„Am Herd sich dehnen und lehnen,
Ist das der Junker Brauch? –
Das Schwert frißt diesen und jenen
Und jenen und diesen auch!

Fern über den rheinischen Wäldern
Da flammts wie Fahnenwehn,
Die Werber des Grafen Geldern
Lassen die Trommeln gehn. –

Was nehm ich mit vom Herde,
Was von der Väter Land?
Mit unsres Ahnen Schwerte
Kämpft Heino in Brabant,

Und als mein ältster Bruder
Das Schwert in Gürtel hing,
Da nahm mein andrer Bruder
Des Hauses Siegelring.

Da hilft kein Litaneien,
Denn das ist Adelsrecht:
Der jüngste von zwein und dreien
Soll werden als ein Knecht.

Ich ging durch Saal und Hallen,
Es klang mein lauter Schritt,
Ein Dolch tät mir gefallen,
Den Dolch, den nahm ich mit.

Bei uns jedwedem Dinge
Ist Herz und Name nah,
Es stand auf seiner Klinge:
Misericordia. –

Nun trabt auf nassen Feldern
Mein Roß in Wucht und Wehr,
Reinholdus, Graf von Geldern,
Den Werbepfennig her! – –

Und Kriegen, Jagen und Tjosten
Und Fehden um Burg und Stadt,
Bei mir kam nicht zum Rosten
Ein einzig Rüstungsblatt.

Des ersten Reinhold Leben,
Ich lebte es mit im Troß,
Das Blut von Reitern und Reben
In allen Tagen floß.

Und als er ward gefangen
Da diente ich dem Sohn,
Ich hielt in Prunk und Prangen
Dem Grafen die Herzogskron.

Es folgte der Sohn dem Vater,
In meinem Arm er schied,
Da ward ich der Berater
Der Geldern im dritten Glied.

Dem letzten Geldern lehrte
Ich Schwert- und Schildesbrauch, –
Sie hingen alle am Schwerte
Und hingen am Weibe auch.

An seinem Todestage
Küßte er zum letztenmal,
Zuerst an jenem Tage
Ward kühl des Schwertgriffs Stahl.

Ich sprach zu seiner Ehre
Ein letzt ‚Pro Domino‘,
Nun heißt es: Ritter, verzehre
Dein Pfennig anderswo!

Und über den nassen Feldern
Reit ich ins Abendrot,
Ich diente allen Geldern,
Nun sind sie alle tot.

Wohl werden in Weiten der Erde
Noch Männer nötig sein, –
Ich ward zu alt zum Schwerte,
Landsknecht, ergib dich drein!

Da hilft kein Litaneien,
Denn das ist adlig Recht:
Der jüngste von zwein und dreien
Soll sterben als ein Knecht.

Mitleid mit altem Greiner
Muß sein ein selten Ding,
An dürren Ast noch keiner
Sein Halfterriemen hing.

Mitleid mit jüngstem Sohne
Ist seltner noch als das,
Ein ‚Gottvergelt' zum Lohne
Ist wie ein leeres Glas!

Und will denn Mitleid haben
Kein Lump in Lehn und Land,
Wärs gut, man tät sich graben
Das Grab mit eigner Hand!" –

Und als vom eignen Stahle
Sein Blut er tropfen sah,
Las er am Dolch die Male:
Misericordia.

SCHWERTSPRUCH

Ich heiß Gram,
Viel Leben ich nahm!
Bin stumm, taub, blind,

Hau zur Waise das Kind,
Hau zur Witwe das Weib
Und rühr nit ihrn Leib!

Freß mit grauem Zahn
Viel Fleisch unter der Fahn,
Sauf mich blutsatt,
Wann Trummen umbrummen die Zelt-Stadt.

Werd ich gefällt,
Zerhauen im Blachfeld,
Werd nit wie Wagenblech,
Hufnagel, Pflugsech,
Des Bauernackers Kost!
– Zur Stund der Nachtwache
Frißt mich aus Rache
Altes Blut zu Rost!

DIE ÄHREN DES ALBERTUS MAGNUS

Wer kann die Runen kennen,
Die tief im Wald der Käfer schreibt,
Wer will die Zeichen nennen,
Die Gottes Blitz in Buchen treibt,
Wer soll die Linien deuten,
In denen Schmiedefunke zuckt,
Die Lettern, die verstreuten,
Die Krähenfuß aufs Schneefeld druckt!

Albertus Magnus kann es!
Zu Köln am Rheine lehrt der Greis,
Des wundertätigen Mannes
Tonsur umkränzt schon klares Weiß,
Wohl, denkst du, schläft sein Wille,
Wie längst sein Wünschen schwieg und schlief,
Doch wird die Welle stille,
So wird die Welle tief!

Die Nonne kam gegangen,
Den Weiel hob des Windes Wirrn,
In hohen Bögen sprangen
Die Brauen über ihre Stirn,
Der Wangen Rosen glühen,
Wie sie des Meisters Augen sieht,
– Der sah die Rosen blühen,
Wie je den Dichtern sie geblüht!

Oft ward das nie gesprochne
Das einzge nie gebrochne Wort,
Das Wort, das scheu verkrochne,
Es wühlt im Herzen heimlich fort,
Wie wogt da drin die Welle! –
Und quirlt doch auf kein einzig Wort,
Und jedes trägt zur Zelle
Sein seidenes Geheimnis fort.

Am rundverbleiten Fenster
Steht er in frostiger Winternacht,
Vom Rhein her wehn Gespenster,
Die fernen Wehre rauschen sacht,
Sein Herz sinnt ohn Ermatten
Der Liebe nach, die es erlitt,
Die wie der Schwalbe Schatten
Flüchtig von seiner Straße glitt.

In achtzigjährgen Augen
Glänzt auf der runde Edelstein,
Die welken Lippen saugen
Die nächtge Kühle durstig ein,
Der Hauch aus seinem Munde
Geht wie geraunter Zauber aus,
Es formt die Geisterstunde
Am Fensterglase Zeichen draus.

Wer kann, was Wort gewesen
Und dann zu hartem Eis erstarrt,
Wer kann die Runen lesen,
In denen Geisterbotschaft ward,
Wer will die Lettern deuten? –
Albertus liest die Zauberschrift,
Bis ihn das Metteläuten
Aus Gereons Kapelle trifft.

„Nun mag im Morgenschimmern
Die Blumenschrift verderben hier,
Mir stieg ein Traum aus Trümmern,
Die Schätze wurden Scherben mir,
Was will ich sonst auf Erden!
Bleib bei mir, du mein spätes Licht,
Denn es will Abend werden, –
Und ich will meinen Abend nicht!“

Zwei Körner legt der Alte
In dunkler Erde Mutterhut
Und bannt hinein das kalte,
Und bannt hinein das heiße Blut,
Zwei Halme steigen mählich
Empor aus irdner Schale Rand,
Die lehnen sich so selig,
So weltvergessen aneinand. –

Im Mondenlichte wiegen
Die Ähren leise her und hin,
Das ist ein Schmeicheln und Schmiegen,
Ein Flüstern durch die Rispen hin,
Als wollten sie wispernd sagen,
Wovon nicht Papst noch Prior weiß, –
Wie tot auf seinem Schragen
Liegt bis zum Morgenrot der Greis!

Nie sahen sie sich wieder
Von Angesicht zu Angesicht,
Das Kloster zwingt die Glieder
Und zwingt doch ihre Seelen nicht! –
Wie wird auf ihrem Bette
Die junge Nonne nachts so bleich! –
Erst mit der Morgenmette
Kehrt sie zurück vom Geisterreich.

So gingen sieben Jahre,
Die Wunderähren welkten nicht;
Doch einst, als am Altare
Des Meisters losch das Ewge Licht,
Da brach er von den Stengeln
Der späten Sehnsucht süße Saat,
– Er hörte Sensendengeln
Und wußte, daß die Zeit der Mahd!

Und dann die stille Stunde,
Wo müd der letzte Sand verfließt,
Wo sich am schmalen Munde
Die Lippe hinterm Leben schließt,
Der Glocken Klänge traufen
Wie Tränen von den Türmen dicht,
– In tausend Linien laufen
Die Falten über sein Gesicht, –

Wer will die Lettern lesen,
Des Lebens Lettern, wirr und kraus,
Wer sondert die Askesen
Dort von den roten Sünden aus,
Wer kann die Runen kennen
In eines Helden Angesicht?! –
Nur einer kann sie nennen,
– Doch Der dort oben fragt ihn nicht!

GRAF EGISHEIM

Es ritt nach Krieg und Reisen
Ein Mann durch kahlen Buchenwald,
Der war in schwarzes Eisen
Vom Kinn bis zu den Knien geschnallt,
Wie eilig er wohl ritte,
Wenn nach ihm säh ein Krauskopf aus, –
Doch langsam sind die Schritte
Zu einem kinderleeren Haus.

In seinem Burghof lärmte
Ein Tatern-Schwarm beim Bettelmahl,
Da grüßte die verhärmte,
Die Gräfin leise den Gemahl,
Sie glomm in Glück und Staunen,
Zum Palas zog sie sanft ihn hin, –
Er hörte lieber raunen
Wahrsagende Zigeunerin:

„Graf Egisheim, das Werdende
Ist schon im Seienden gebannt,

Das sich so laut Gebärdende
Liegt lautlos in dem Netz der Hand,
Dein Sohn, der spät geborene,
Wird mächtiger als jemals du,
Es tritt einst der Geschorene
Dein Langhaar unter seinen Schuh!“

„„Wird er zum Knecht geschoren
Als Sohn von freiem Edelmann,
So hat mein Stolz verloren,
Was meine Liebe kaum gewann,
Doch soll ich Gnade suchen
Auf Knien vor eines Sohnes Spruch . . .!““
– Ein Kuß erstickt sein Fluchen,
Kein Kuß erstickt des Hauses Fluch!

Der Tater-Karrn mit Knarren
Schlich fern durchs Land im Winterdunst,
Dann schnarrt der Schnepfe Quarren
In Frühlingsnächten, voll von Brunst,
Dann Sommers Sonnensiege,
Und dann im Herbst des Hifthorns Ton, –
Da ging im Schloß die Wiege,
Und in der Wiege lag ein Sohn.

Es wuchs wie Rohr der Knabe,
Doch mit ihm wuchs des Vaters Groll,
Landfremder Hexe Gabe
Wie Gift in seiner Seele quoll,
Ach, Worte sind wie Saaten,
Zu Heil und Unheil Kern und Keim,
Aus Worten wuchsen Taten
Wie Bilsenkraut zu Egisheim.

Ein Jäger zog zu Walde
Und zog mit sich des Grafen Kind . . .
Wie einsam an der Halde
Der Bach in roten Wellen rinnt! . . .
Heim kam des Jägers Junge, –
Was für ein blutig Ding er hat,
Wie eines Rehkitz Zunge,
Gehüllt in harsches Brombeerblatt!

„Dies Zeugnis soll ich bringen,
Doch der es schickt, dient Euch nicht mehr,
Er floh, sich zu verdingen,
Nach Welschland zu des Kaisers Heer,
Mein Vater läßt Euch sagen
Ihr wäret Eurer Sorgen bloß,
Dafür hätt er zu tragen
Bis an sein End ein elend Los!“ – –

Dann gingen fünfzig Jahre
Wie Räuber über Egisheim,
Die stahlen seinem Haare
Den blonden Schimmer insgeheim,
Die bohrten Tisch und Truhe
Mit tausend feinen Bohrern an,
Die raubten Rast und Ruhe
Dem kindesmordbeladnen Mann. –

Wer löst vom Netz des Bösen
Den Fisch, der sich darein verfing?
Nur e i n e Hand kann lösen,
Die trägt den heilgen Fischerring!
Zu ihr beginnt der greise
Die Fahrt, die jedem Frieden schenkt, –
Der fürchtet nicht die Reise,
Der schon an seine letzte denkt!

Und sind auch steil die Stege,
Und dräut der Berg und schäumt der Strom,
– Der kranken Seele Wege
Gehn ja aus aller Welt nach Rom, –
Da sieht den Mann er thronen,
Dem Gott das Gnadenamt verlieh,
Vorm Glanze der drei Kronen
Wirft er sich fassungslos aufs Knie.

Da stürzen seine Tränen,
Da schluchzt die Seele sich zur Ruh,
Sein Haar in weißen Strähnen
Hängt auf den weißen Seidenschuh:
„Sei Retter mir und Rater,
Und gib mir das geweihte Brot,
Vergib mir, Heilger Vater,
Vor meinem Tod des Sohnes Tod!“

Des Papstes Wangen brennen,
Er steigt herab von weißem Thron:
„Du nennst mich Vater, – nennen
Darfst du mich deinen lieben Sohn!
Dir half die Mannentreue,
Die wunderlich aus Märchen tönt:
Dein Jäger hat in Reue
Mit Segen deinen Fluch gekrönt!

Wohl war ich frei geboren,
Doch gilt kein Stolz vor Petri Stuhl,
Ich ward zum Mönch geschoren
In Gangolfs Kloster fern zu Toul,
Der höchsten Priesterweihen
Bin ich mir heute ganz bewußt:
Ich durfte dir verzeihen! –
Komm, Vater, komm an meine Brust!“

Traumverschneit das Thüringer Land. –
Vom Hörselberg zum Kyffhäuser
Decken die Flocken mit linder Hand
Hecken, Hänge und Häuser,
Hundert Täler im Thüringer Wald,
Die keine Wege mehr wissen,
Tausend Tannen im Thüringer Wald
Träumen in weichen Kissen.

Von Ruhla über den Rennsteig her
Reiten drei hastige Reiter,
Landgraf Friedrich in Waffen und Wehr,
Sag, wer ist dein Begleiter?
Sag, wen trägst du im Arme gelind,
Was meidest du offene Felder? –
Der Landgraf bringt sein schlafendes Kind
Zur Wartburg hinauf durch die Wälder.

Über den Tannen in Dunst und Schnee
Dämmert fern seine Veste,
Da, ein Häherschrei, schrill und jäh,
Flügelschlag durch die Äste!
„Schenkel ran, und die Zügel frei,
Der Warner spürt was im Winde! –
Gottverdammt, da jagt es herbei:
Reisge von Orlamünde."

Und wie sie jagen das Tal entlang,
Weckt der Galopp den Kleinen,
Durch den Wald hin, hungrig und bang,
Klingt sein klägliches Weinen.

„Ist denn zu weit die rettende Burg,
So löst das Schwert von der Linken, –
Kostet es Wartburg und Leuchtenburg,
Mein Junge soll trinken!“

Das Köhlerweib vor die Schwelle tritt,
– Ihr Jüngstes wiegt drinnen am Herde, –
Da stiebt es her in rasendem Ritt,
Und der Landgraf springt vom Pferde:
„Mein Junge hat Durst, und die Mutter ist weit,
Helft Ihr ihm zu seinem Rechte!
Wir drei verscheuchen während der Zeit
Die orlamündischen Knechte!“

Die Köhlerin nickte in guter Ruh
Und nestelt die Brust aus dem Latze,
Mit beiden Händen der Kleine griff zu
Von seinem lieblichen Platze,
Der Graf vertrieb, dieweilen er trank,
Die gaffenden Orlamünder, –
Die lachten zu sehr wohl über den Schwank,
Auch sie waren Thüringer Kinder!

Da sagte das Weib, als vom Sattel gebeugt
Der Graf ihr gedankt nach dem Mahle:
„Es ist kein Weib, das Kinder säugt
Zwischen Werra, Unstrut und Saale,
Die nicht ihr eignes beiseite gelegt
Und Eures koste und küßte
Und gern ihres Grafen Kind gepflegt
Mit der Muttermilch ihrer Brüste!“

Die Herzogin von Sagan
– Schön war sie wie der Tag –
Seit manchem bösen Tage
In böser Fehde lag.

Die Herzogin von Sagan
Einen Krämer sandte aus,
Zu holen Parm von Oheimb, –
Der Bote kam still nach Haus,

Der Bote zog schief die Schultern
Und schief sein Schelmenmaul:
„Parm Oheimb ist zum Kriegen
Ja viel zu dumm und faul!

Ich bot ihm weißes Silber,
Ich bot ihm gelbes Gold,
Ich bot ihm Diamanten,
Er hat sie nicht gewollt.

Frau Herzogin, da sagt ich:
‚Junker, ich mach Euch reich!' –
Er gab mir still zur Antwort
Einen groben Backenstreich!" –

Die Herzogin von Sagan
Lächelte matt und leer
Und hieß den Krämer gehen
Und atmete tief und schwer. –

Der Schloßkaplan, der greise,
Als zweiter zog er aus,

Er ging hochmütigen Schrittes
Und kam demütig nach Haus.

Es hob der Mönch vom Boden
Eine Handvoll welkes Laub,
Und von den Sandelriemen
Wischt langsam er den Staub:

„Ich hab dem Ritter geboten
Aller Truppen Oberbefehl,
Meine Worte waren ihm Plunder,
Meine Bitten gingen fehl!

Die Zeit ward fromm und feige
Und war doch fromm und frei, –
Der da zwingt kaum die Neige
Im Lebensbecherturnei!“ –

Und als er kaum gesprochen,
Da trat der Narr herein:
„Die Söldner wollen nicht fürder
Einem Weibe zu Diensten sein!

Und kamen Krämer und Priester
Abgewiesen nach Haus,
So sende du jetzt deinen Narren
Auf bessere Nachricht aus!“

Die Herzogin sann und seufzte,
Und als der Narr sie bat,
Ein Kränzlein flocht sie aus Rosen,
Roten Rosen, auf seinen Rat.

Der Narr ging schnell von hinnen
Zum tapfersten Blut im Land

Und lachte, als er den Ritter
Parm Oheimb auch seufzen fand.

„Du Wal der Welle, du Leu des Lands,
Du Aar im Ätherblau,
Ich bin zur Stelle mit Kron und Kranz
Der allerschönsten Frau!

Sie schickt die rote Rosenkron
Als Gruß und Talisman,
Sie schickte noch viel bessren Lohn,
Wärst du ihr Feldhauptmann.

Und andre Dinge weiß ich noch,
Weiß doch nicht, was sie verspricht, . . .
Ich solls nicht sagen und sag es doch, . . .
Aber besser sag ich es nicht . . .“

An des Ritters Schenkeln und Armen
In prallen Strähnen sprangs auf,
Wie Tannenwurzeln im Forste
Sich recken und strecken zuhauf.

Aufsprang er leuchtenden Auges
Und rief in den Hof: „Ich will!“ –
Kurz hart trappelten da die Trommeln,
Und die Pfeifen schrien schrill,

Und Reisige rannten und fluchten,
Und Pferde bäumten sich groß,
Und Knechte liefen und lärmten:
„Parm von Oheimb geht los!“

Und ehe der Narr sich erhoben,
Sprengte Oheimb dem Zuge voraus,
– Sein Herz klang wie ein Glockenspiel
In den Junimorgen hinaus. –

Zu Fuß der Narr fortstapfte
Hinter dem Zuge drein,
In jedem Krug am Wege
Trank er eine Kanne Wein.

Und als er kam gen Sagan
Am dritten und vierten Tag,
Da klangen die Siegesglocken
Zum Hochzeitsglockenschlag.

DIE FREUNDE

Vorklang

Auf einem Schiffe und dreißig Jahr, –
Das schmiedet Freundschaft, wie keine sonst war!
Grau wurden die Schläfen, wie der Sand
Auf der Räuber-Reede vor Helgoland,
Und grau ihre Seelen von Sünden,
Und suchtet ihr Freundschaft bis über See,
Ihr könnt keine treuere finden!

Klaus Störtebeker der eine hieß, –
Den mächtigen Arm im blauen Fries
Auf Tücke Hayens Schulter er tat:
„Wi blivt tosammen, min ole Maat,
Solang de Winde weihen,
Wenn du slecht büst, will eck ok slecht sin!“ –
„„Nu swieg man still!““ sagte Hayen.

Auf Seeraub fuhren sie dreißig Jahr,
Und mit ihnen lag eine wilde Schar
Bei Sommerregen und Winterschnee
Auf schmutziger Kuff in der Nordersee
Unter der beiden Befehlen. –
Und wie sie starben so jämmerlich,
Das wollen wir heute erzählen:

Letzte Bitte

Die Hamburger Ratsstube roch nach Staub,
Die Akten raschelten wie welkes Laub,
Und Puder wölkte darüber her, –
Die Hamburger Ratsstube roch nach Teer
Und Ölzeug, firnisdurchwoben,
Als Störtebeker und seine Schar
In die Stube hereingeschoben.

Sprach Störtebeker und zog sich hart
Verlegen am eisgrauen Schifferbart,
Der mächtig quoll aus des Hemdes Rand:
„Ich habe kein Weib auf Helgoland,
Hab die nur, die hier stehen,
So laßt mich, wenn mich der Henker geköpft,
Noch einmal zu ihnen gehen,

Stellt meine Leute in eine Reih
Und laßt mich tappen an ihnen vorbei,
Und so weit an der Reihe der Fuß mich trägt,
Die Ketten von ihren Armen legt,
Als hätten sie nichts verbrochen,
– Nur die, bis zu denen die Kraft nicht reicht,
Denen tut, wie der Richter gesprochen!“

„Dumm Tüg!“ sagte Hayen, „bliv man dabi,
Wi seilt tosam un wullt starven mit di!
Du hest für uns in mennicher Nacht
Beede Wachen op Deck gewacht,
Hüt bliv man still bi liegen. –
Nich, Jungens, dat schall de Kaptein daun?!“
Die andern nickten und schwiegen.

Ende vom Lied

Im diesigen Nebel der Grasbrook liegt,
Man hört die Möwe, – wer sieht, wo sie fliegt! –
Zehntausend umwarten das Balkengerüst,
Und die vierzehn, die das Beil heute frißt,
Sie mußten die Pfähle einrammen.
Nun warten sie oben auf Henker und Rat, –
Die vierzehn reden zusammen.

Momme Gödke hob die grobe Hand
Wie wohl vordem auf Helgoland,
Und drehte sie so: „Nordwest to West, –
Wat schall en Storm in dat Kramernest!“
Nis strich durchs Maul den Finger:
„Twei Strich na Westen, un hei dreiht rechts,
Dat gift op Deck gode Springer!“

Hay Hunke schnupperte im Nebel lang:
„Nu rök noch eenmal Teer un Tang!“
Doch Tücke Hayen: „So swiegt doch still,
Ji sitt hier nich an Ankerspill,
Wat klönt ji da von Wedder, –
Ji spürt den Wind un rökt de See,
Aber hoiren, – eck hoir se nie wedder!“

Da kam der Rat, und der Henker kam, –
Hand von Hand ihren Abschied nahm,
Kein Wort tropft in die Stille herein,
Als Tücke Hayens „Farwell, Kaptein!“
Zehntausende rings sich breiten,
Und war die Wiese doch totenstill,
Ein Kindlein weinte von weiten . . .

Sein Kopf kollerte. – Der Tote stand auf,
Mit blindem Fuße ein stockender Lauf
Taumelnd und stolpernd die Reih entlang,
Und kannten doch alle seinen Gang!
Vorbei an Nis, der ward blasser,
Vorbei Momme Gödke, der seufzte auf,
Und Hunke schielte aufs Wasser.

Aber als er an Tücke Hayen kam,
Der zwischen die Zähne die Lippe nahm,
– Ein schmaler Streifen blankes Blut, –
Vorstieß er den Fuß, wie ein Zorniger tut.
Da stolperte, – stürzte sein Retter,
Plump, wie ein Anker ins Wasser schlägt,
Polterte er auf die Bretter.

Und wie ein Anker Glied um Glied
Der Kette durch klirrende Klüse zieht,
So zog der stürzende Kapitän
Nach sich zu Tode die letzten zehn,
Tücke Hayens Kopf hinrollte,
Und er nahm die Heuer für gleiche Fahrt
Mit dem Freunde, wie er wollte.

Weit in Böhmen herum, herum
Klopfen die Trommeln: terum, terum,
Klopfen an Tür, klopfen an Tor,
Klopfen aus Bauern Hussiten hervor,
Klopfen aus Herzen, ängstlich und stumm,
Mit Groll und Gebrumm
Den Schrei: Fürs Evangelium!

Die Trommeln donnern seit sieben Jahren. —
Alle Hände, die in der Ernte waren,
Alle Hände in Böhmen und weit herum,
Herum,
Tragen längst das Schwert zum Trommelgesumm,
Wissen längst: Was hilfts, ob du Hafer baust,
Heut gilt die geschiente Reiterfaust,
Und die Saat der Zeit ist die Kugelsaat,
Und das Schwert ist die Sichel zur Stunde der Mahd,
Und als Ernteglocken gellt Sturmgeläut,
Denn: Die eiserne Mannszucht, die gilt heut! –
Sagt Ziska.

Ein großer Held, ein grausamer Held,
Der Schatten Gottes auf diese Welt,
Der doch in guten und bösen Tagen
Mehr Beelzebubs Namen im Munde getragen,
Als Kinder im Tag: „Mutter, Mutter!“ sagen.
Wohl kämpft er für Gott und das reine Wort,
Doch der Bruder der Siege war immer der Mord,
Er trug zu Markte die Haut der Soldaten,
Drum konnt er der eigenen auch wohl entraten!

Denn als gebleicht sein rostrot Haar,
Und als sein Stündlein kommen war,
Und als sein Herz so flatternd schlug
Wie das Linnen, das droben der Zeltpfahl trug,
Da ließ er rufen die Musika
Und sprach: „Meine Trommler, was dünkt euch da:
Aus meiner Haut, wenn die Seel entflohn,
Sollt ihr noch hören einen starken Ton,
Sollt gerben daraus ein derbes Fell
Und sollt es spannen aufs Trommelgestell,
Und die eschenen Schlegel tanzen darauf
Und rufen ins Land: ‚Zu Hauf! Zu Hauf!‘
Aus der Ziskatrommel rauscht es und braust:
‚Heut gilt die geschiente Reiterfaust!‘
Weit summt in die Täler ihr dumpfes Geläut:
‚Die eiserne Mannszucht, die gilt heut!‘
Ziskas Stimme, wie einst, mit Macht
Wettert durch Böhmen: ‚Erwacht! Erwacht!
Gott will die Schlacht!‘“ – – – –

– –

Die über die Dorumer Heide gehn,
Die friesischen Winde wehen und wehn
Tage und Nächte, früh und spät,
Und über den Ginsterhügeln geht
Fern, fern das Meer.

Sie haben ein Feuer angebrannt,
Sie lagern müde im fremden Land,
Tief drin in der Heide von Dorperup,
Versprengter Hussiten ein kleiner Trupp.
Verloren im Kampfe Fahn und Blut,
Verloren der Sieg und verloren der Mut,
Verloren im Sande Weg und Schritt, –
Aber die Trommel, die führen sie mit!

Der Sand singt leis gegen Helm und Schien,
Die Flämmlein verzucken am feuchten Kien,
Der Abend dämmert, der Regen rauscht,
Einer erzählt, und jeder lauscht:
„Die Trommel, ihr alle wißt warum,
Ist kein gewöhnlich ‚Pummerlein Pum'!
Sie sagen, er hätte sie machen lassen,
Um auch im Tod nicht die Schlacht zu verpassen,
Um noch als Toter zu kommandieren
Und seine Knechte zum Sturm zu führen, –
Glaubt mir: Ich kannte ihn sechzehn Jahr,
Aber das ist nicht wahr!
Die Unruhe war es, die ihn trieb,
Er hatte kein Haus, kein feines Lieb,
Ihm wurde es schwül in Palast und Kemnaten,
Er konnte nur wandern mit uns, den Soldaten!
Drum kann er nicht ruhen im Grab eine Nacht,
Er dächte: Droben geht jetzt die Schlacht,
Und ich nicht dabei!

Er wollt mit uns liegen ums Feuer im Feld,
Wollt hören im Schlafe den Regen ans Zelt
Und der nächtigen Wachen Feldgeschrei
Und fern über Brücken die Reiterei . . ."

Sie schlagen die Mäntel fest um sich herum
Und sind so stumm
Und schlafen. Still wird die Heide ringsum.
Sand und Gräser weht der Wind
An die Trommel gelind . . .
– –
Träume, durch die das Leben rinnt.

Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm,
Der Regen durchrauschte die Straßen,
Und durch die Glocken und durch den Sturm
Gellte des Urhorns Blasen.

Das Büffelhorn, das lange geruht,
Veit Stoßperg nahms aus der Lade,
Das alte Horn, es brüllte nach Blut
Und wimmerte: „Gott genade!"

Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft!
Der Bauer stund auf im Lande,
Und tausendjährige Bauernkraft
Macht Schild und Schärpe zu Schande!

Die Klingsburg hoch am Berge lag,
Sie zogen hinauf in Waffen,
Auframmte der Schmied mit einem Schlag
Das Tor, das er fronend geschaffen.

Dem Ritter fuhr ein Schlag ins Gesicht,
Und ein Spaten zwischen die Rippen, –
Er brachte das Schwert aus der Scheide nicht,
Und nicht den Fluch von den Lippen.

Aufrauschte die Flamme mit aller Kraft,
Brach Balken, Bogen und Bande, –
Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft:
Der Bauer stund auf im Lande!

Tauwinde über die Pegnitzwiesen laufen,
In Nürnberg tropfen und triefen die Dachtraufen,
Rinnen von Erker und Chörlein die lauen Bronnen,
Alle von Frühlingssonne glitzernd umsponnen.

Hochgieblig ragt Albrecht Dürers Haus,
Runde Butzenscheiben blinzeln aus Fachwerk heraus
Hinauf zur Burg, deren Zinne efeuumrankt
Vor den ziehenden weißen Frühlingswölkchen schwankt.

Ein Fenster knarrt –, des alternden Meisters Gesicht
Schimmert bleich ins kalte Frühlingslicht,
Die wunderschönen Züge verwelkt und fahl,
Glanzlos die großen Augen, die Wangen schmal.

Seine Blicke wenden sich von dem blendenden
Schimmer,
Langsam tritt er zurück ins dunkle Zimmer,
Sitzt nieder am Tisch, die schwergeäderte Hand
Spielt müde mit Stift und Stichel, – ach,
‚Nürnberger Tand'
Ward dies alles, sein Werk ist der Welt gegeben, –
Lässig verspielt er den letzten Tag im Leben.

Die Ärzte helfen ja nicht! Der Körper verhehlt
Ihren stumpfen Augen, was ihm fehlt,
Ihre plumpen Hände können den Grund nicht erfühlen
Der wütenden Schmerzen, die ihn nächtlich durch-
wühlen,
Und wenn er berichtet, – ach, an Worten verzagt
Der, welcher zeitlebens in Linien gejauchzt und geklagt!

„So will ich doch, wenn die Lippen davon schweigen,
Im Bilde den Kommenden meine Schmerzen zeigen,
Ein töricht Tröstlein, aber es tröstet doch,
Vom eigenen Leide zu sprechen den Späteren noch!“

Auf rauhem Bütten läßt der Stift als Spur
Eines mächtigen Körpers silberfeine Kontur . . .

Halberloschenes Fünkchen glimmt auf in den Augen,
Welke Lippen beginnen tiefer die Luft zu saugen,
Zitternde Hände werden mählich fest,
Stärker pulst das Blut durch ihr Adergeäst,
O, Seligkeit versunkener Schilderung . . .
Alte Liebe wird im Schaffen wieder jung!

Mit deutendem Finger zeigt sein Ebenbild
Genau die Stelle, wo der Schmerz entquillt.

Vollendet endlich auch dies letzte Blatt,
Er hält es augenrecht und lächelt matt:
„Zum Bild die Schrift, zum Stift doch noch das Abece:
‚Do mit den finger drauff deut, do ist mir we‘.“

Des Abendlichtes letzter trüber Schein
Bleicht seiner Stirne gelblich Elfenbein,
Von Sankt Sebaldus klingen die Glocken sacht,
Auf Nürnberg sinkt Meister Albrechts letzte Nacht.

DER LETZTE DES GESCHLECHTES

„De ole Stamm verdörrte, eck bün de letzte Tweig,
De edelen grönen Blädder, de wörn all dot un bleich,

Nu bün eck de letzte Büsken in de Grafschaft Schauenburg,
Un bün de letzte Büsken de Lande durch.

Im Saddelhove to Oldendorp satt eck twintig Jahr,
Und drüttig Jahr min Edelmannsitz de Perdesattel war;
– Nu griep eck nimmermehr tom Sprung in eenes Perdes Mähn,
Nu schalln min Lehen hebben mine Swiegersähn.

Asche von Kramm schall nochmal tom Weserland kehrn
Mit Börries von Mönckhusen vom Hove Apelern,
Darto de edelen Herren von de Süntel- und Deister-Lehn,
Se schalln tom letzten Male en Büsken sehn!"

Da kamen angeritten von den Rottorps aus Hülsede Klaus,
Die Marenholtz und Oheimbs, ein Alten und Der von Haus,
Und Stoltzenberg, der treue, Arnswaldt vom Rethemer Moor,
Ein Zerssen und ein Holle und Hake aus Ohr.

Und Jobst von Lenthe drückten die neunzig Jahre nicht schwer,
Er ritt mit sieben Söhnen und Bock von Wülfingen her, –
Sie alle trafen noch einmal beim letzten Büschen zusamm,
Dazu seine Schwiegersöhne Münchhausen und Kramm.

Und vor den Zeugen allen gab Lehen er und Land
Mit allem Zins und Fronen den Söhnen in die Hand.

Dann sprach er: „Ole Sitte was jümmer bi olen Geslecht,
So lat us ole Sitten ok wahren recht!“

Da reichte Jobst von Lenthe den rostigen Helm ihm her,
Anschnallte Alten die Sporen, und Kramm gab ihm den Speer,
So schritt er stark gewaffnet aus dem Sattelhofe heraus
Und stand, ein Heimatloser, vor seinem Haus.
Und stand eine gute Weile auf der staubigen Straße allein,
Dann holten ihn zu Gaste seine Söhne und Töchter herein,
Sie saßen zum Mahle nieder, Klaus Büschen den Becher nahm,
„So drink eck tom letzten Male up ju alle tosam!

Eck drink up usen Graven, for den mine Lanzen eck brok,
Wi hed em Tru 'eholen, hei heeld de True ok,
Eck drink up mine Buern, – un up dat letzte Blatt,
Dat sick am olen Stamme gelockert hat!“

Das letzte Blatt gelockert, der Alte fühlte es recht,
Es ging mit ihm zu Ende und mit seinem Geschlecht,
Noch sechsmal sah er am Süntel golddunstig den Frührotschein,
Dann schloß er die Augen, er mochte wohl müde sein. –

Die Klosterglocken von Fischbeck wandeln die Weser entlang
Und grüßen im Nebel droben den Lachemer Glockenklang,

Die Glocken von Oldendorf wimmern, – 's ist wie ein Sterbeschrei,
Sie setzen den letzten Büschen in Fischbeck bei.

Der Nebel taut, als weine die kühle Oktoberluft,
Hoch steht des Landes Adel um die alte Gruft,
Zum letzten Male hob sich darüber der mächtige Stein,
Die Nonnen sangen ihr letztes Requiescat hinein.
Und Assa Kramm sprach leise den Spruch darüber her:
„Büsken, hüt noch eenmal, von hüt an: Nimmermehr!"
Börries Münchhausen spellte mit dem Schwerte den Schild entzwei,
Der silbernen Lilie Sommer war nun vorbei. – –

Die Rosse schnoben im Dunste, die Weser rauschte fern,
Die breiten Hände reichten sich stumm die edlen Herrn,
Zur Heimat ritten sie schweigend in den rieselnden Nebel hinaus, –
Der einsame letzte Büschen war auch zu Haus.

DER NOBIS-KRUG

In Dämmerdunst und Heiderauch,
Im leichenkalten Herbsteshauch,
Am letzten Ende dieser Welt
Liegt niedrigbreit und trüberhellt
Die graue Nobisschenke,
Die Toten, die man heut begrub,
Die füllen hier die Bänke.

Die Hand, die dort den Hunden pfiff,
Und die am Webstuhl blank sich schliff,
Und die, von Schmiedeglut verbrannt,
Die eignen Schwielen kaum umspannt,
Sie greifen hier zum Kruge,
Ein Schalk, ein Gauch, ein Narr, ein Schelm,
Die dudeln dazu eine Fuge.

Wie fiedelt die Fiedel, wie gunkst der Gauch,
Der die Kalbshaut haut auf der Pauke Bauch!
Ein Gelächter springt auf, das wie Weinen klingt,
Ein Schrei, der wie eine Glocke zerspringt:
– Zum letzten Mal mit andern!
Denn morgen heißts zur Einsamkeit,
Zur ewigen, zu wandern.

„War das das Leben?! Freunde, hört,
Das Leben war der Müh nicht wert!
Der Erde letzte Nacht verläuft,
Das beste, daß man sie versäuft,
So braucht man nicht zu denken!
Wem wolln denn wir im Nobiskrug
Den letzten Zutrunk schenken?

Den Kindern hinterm Sarge her? –
Das Erben ist verteufelt schwer!
Die Hamfeln Erde zähln sie ab
Wie Taler in das offne Grab, –
Laß gehn, verwehn, versinken!
Nobis heißt Uns, nobis heißt Uns.
Und nobis wolln wirs trinken!

Willst dus dem Freunde bringen, du!?
Er trank dir drüben oftmals zu, –

Ach, wüßten nur wir hüben nicht,
Wie unser Freund schon heute spricht,
Braucht sich ja nicht zu scheuen!
Nobis heißt Uns, nobis heißt Uns! –
Wir Toten sind die Treuen.

Die Liebste schnitt vom Totenkranz
Die Schärpe ab zum nächsten Tanz,
Ihr Aug, von Tränen wasserklar,
Sah doch, wie fein die Seide war, –
Laßt sie, – sie ist lebendig!
Nobis heißt Uns, nobis heißt Uns! –
Wir Toten sind beständig!

Stürzt ihn hinein, den letzten Trunk!
Vergällt ist die Erinnerung,
Und weil vergällt die Zukunft auch,
So füllt euch einmal noch den Bauch,
Eh er vom Wurm zerfressen,
Wir trinken nobis, und das heißt:
Wir wollen uns vergessen!!" – –

Durchs Ödland eines Raben Flug
Strich hin zum grauen Nobiskrug,
Der Rabe floh, sein Flügel klang,
So schreckte ihn der wüste Sang
Vom Sterben und Verderben:
„Nobis heißt Uns!" Der Trinkspruch gellt
Becher und Herzen zu Scherben!

JENSEITS

Jenseits des Tales standen ihre Zelte,
Vorm roten Abendhimmel quoll der Rauch,
Und war ein Singen in dem ganzen Heere,
Und ihre Reiterbuben sangen auch.

Sie putzten klirrend am Geschirr der Pferde,
Hertänzelte die Marketenderin,
Und unterm Singen sprach der Knaben einer:
„Mädchen, du weißts, wo ging der König hin?“ –

Diesseits des Tales stand der junge König
Und griff die feuchte Erde aus dem Grund,
Sie kühlte nicht die Glut der armen Stirne,
Sie machte nicht sein krankes Herz gesund.

Ihn heilten nur zwei knabenfrische Wangen,
Und nur ein Mund, den er sich selbst verbot,
– Noch fester schloß der König seine Lippen
Und sah hinüber in das Abendrot.

Jenseits des Tales standen ihre Zelte,
Vorm roten Abendhimmel quoll der Rauch,
Und war ein Lachen in dem ganzen Heere,
Und jener Reiterbube lachte auch.

DER ALTE STAMM

Familienbilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

Wie klingt der Stute Hufschlag weich und dumpf
Auf grünem Sammetgrund des Kammerforstes!

Kaum, daß der Bussard hoch im Eichenstumpf
Äugt übern Rand des schwarzen Reisighorstes,
Kaum, daß im Randbaum ihn die Meise hört,
Wo sie kopfüber an den Zapfen schaukelt,
Kaum, daß der Trauermantel aufgestört
Die grüne Schneise traumhaft weitergaukelt.

Und wie ich trabe, fassen ringsherum
Die Bäume bei den Händen sich selbander,
Der Buchen blaue Stämme wandeln stumm
In feierlichem Reigen durcheinander,
Und vor mir drängen andere zuhauf
In enggeschartem, mädchenhaftem Schwarme
Und heben in den blauen Himmel auf
Wie zum Gebet die ausgestreckten Arme. – –

Lebendig war der ganze Frühlingswald
Und sang mit Brausen seinen ewgen Reigen! –
Wie dehnt des Abends sich so frostigkalt
In meiner Bücherei das schwere Schweigen:
Aus des lebendgen Waldes Holz gefugt
Steigen zur Decke rings die hohen Fächer,
Dem toten Geist, der aus den Borten lugt,
Schuf toter Wald die schmalen Grabgemächer.

Doch, was lebendig war, dem ruft der Tod
Als Abschiedsgruß doch nur: Auf Wiedersehen!
Es dehnt das Holz sich knackend, wenn im Schlot
Die feuchten Frühlingswinde wieder wehen,
Als hätten sie ihm Botschaft hergebracht
Von Blätterrauschen und von Amselklagen,
Und in den Schränken tickts die ganze Nacht
Wie eines ruhelosen Herzens Schlagen.

Kühl wird die Nacht, ich rücke zum Kamin
Und lehne auf darin die derbsten Scheite,
Durchs buchne Zelt spannt ihren Baldachin
Die Flamme knisternd in die Höh und Breite,
Im Schlote oben singt der Frühlingswind
Dem lohenden Stamme seine Sterbelieder,
Vom Klafter spaltet splitternd sich der Splint,
Und hastge Funken jagen auf und nieder.

Doch, was lebendig war, kann nie vergehn!
Bei Flammenprasseln und bei Brandgestiebe
Feiert das tote Holz sein Auferstehn
In meines Herzens wundertätger Liebe,
Vom alten Stamme sprang ein Funken mir
Zur Brust herein, da glühten wir zusammen,
Und was in brauner Zeit versunken mir,
Das schuf ich neu in meines Herzens Flammen!

Dorf bei Nacht

Wachtstube war das Refektorium,
Heiß war die Luft von meinem Fähnlein drinnen,
So ging ich auf der Straße hin und her mit Sinnen.

Wie ist die Mainacht deutscher Dörfer stumm!
Nur übers alte Kloster strich ein Hauch,
Der leis den rostgen Hahn der Fahne drehte,
Und durch des mächtigen Kamines Rauch
Er immer wieder krähte:
„Ein feste Burg . . .“

Aus brauner Zeit steigt die Erinnerung auf, –
Wie hieß das Dorf? – – Auhausen nannte

Es der Obrist, der meinen Herzog kannte
Und uns den Weg gezeigt ins Tal hernieder.

Im Mondlicht hebt sich ein Musketenlauf
Und senkt sich wieder, –
Mein Söldner lacht, – im Dunkeln klingt ein Schritt,
Ein Dirnenlachen lacht ganz leise mit.

Am Brunnen, dran der Mann in Wache steht,
Die starke Kette von der Spindel geht, –
Der Brunnen leiert seinen Rosenkranz
Just wie ein Pater strengster Observanz,
Der Eimer klatscht ins Wasser, und herauf
Ziehn sie zu zwein. – – –

Ich ging zurück im blauen Mondenschein
Und wartete nicht auf des Rosenkranzes Amen.
– Schräg an der Mauer glänzte der Musketenlauf.
Da kamen
Vom Kloster lärmend ein paar Trunkne her.
Ich ließ sie gehn, – der Waffen Dienst ist schwer,
Und wenn sie nächtens auch gassatim laufen,
Sie melden tags vorm Heer
Sich tapfer doch zu dem Verlorenen Haufen.

Durchs Bogenfenster der Abtei
Fällt langer Schein auf grasigen Dorfweg nieder.
Der Wetterhahn weiß keine andren Lieder,
Und seinem Kloster kräht zum Spott
Er immer wieder mit mißtönigem Schrei:
„. . . ist unser Gott."

Und auf und nieder durch die lange Nacht
Hab ich die Wache schlendernd hingebracht,

– Ich war ja jung!
Wie klar ist heute die Erinnerung
An jene Nacht! – –

In jener Nacht,
Da ich als meines Herzogs Offizier
Dem Fähnlein seiner Wache hab befohlen
Und mit Bedacht
Der deutschen Frühlingsnacht den Schlaf gestohlen,
Ist oben im Quartier
Der edlen Fürsten ein Konvent gemacht,
Der kostete viel Blut und manchen Thron,
Sie nanntens: Protestantische Union.

Die lange Flucht

Dann bin ich dreißig Jahre lang
In dieses Krieges stählern blauen Wogen
Viel tausend Wege hin und her gezogen,
An tausend Feuern müd ich niedersank
Und hörte übers Tal herüber
Von gegenüber
Der Kaiserlichen östreichschen Gesang.

Christian von Braunschweig führte uns,
Als wir bei Mingolsheim den Feind geschlagen.
Christian von Braunschweig führte uns,
Als bei Stadtlohn wir unterlagen,
Und führte uns auch in die böse Schlacht,
Die Brückenschlacht bei Dessau an der Elbe,
Da rauchte blutgerötet ganz der gelbe,
Der träge Fluß gen Mitternacht
Der fernen Heimat zu.

Ich aber, in gezwungener, verfluchter Ruh,
Lag mit dem Arm, den mir ein Huf zerschlagen,
Auf harschem Stroh beim Troß auf einem Wagen,
Und fiebernd sah ich, wochenlang
Auf wirrer Flucht dem Süden zugetragen,
Die Sonne links von unserm Zuge steigen
Und rechts des Abends sich ins Bruch herniederneigen
Und wußte, heimwehkrank,
Daß hinter mir die Heimat längst versank,
Daß hinter uns der Feind, der uns mit wilder Wucht,
Mit Schuß und Hieb
Durch Schlesien, Mähren bis nach Ungarn trieb
Auf qualvoll langer, jammerreicher Flucht.

Noch klingt im Ohre mir der Dirnen Kreischen,
Ich hör des Hurenweibels Fluch,
Wenn wieder eines Karrenrades Bruch
Uns stundenlang zu rasten zwang.
Ach, war ich froh der Rast! – Und durfte sie nicht heischen!
Ein jeder Schritt schnitt in die Wunde mir,
Elende Wege, tage-, wochenlang!

Und wenn der Feldscher kam
Und von der Eiterwunde mir die Binde nahm,
Half kaum das schale, branntweinbittre Bier,
Mit dem wir Wunden uns Vergessen soffen,
Mir durch den wüsten Schmerz der wüsten Zeit!

Ich fühl die Wunde heut noch offen,
Und heut noch jammert mich das alte Leid!

Zwiefacher Tod

Oft spielt ein wunderliches Spiel der Traum!
Du träumst und denkst im Traum: Ich hab geschlafen,
Und hinter Zeit und Raum
Siehst du im Traume deines Traumes Traum.

Wie zaubervoll, als sie mein Auge trafen,
Spielten die Bilder der Erinnerung!
Ich war ganz alt zugleich und auch ganz jung,
Ich lebte viele Leben gleicherzeit,
Trug manches Herren Schärpe überm Kleid,
Und immer, wenn ich starb,
Dacht ich auf einmal an den letzten Tod
Und kannte wieder all die bittre Not,
In der mein Leben damals mir verdarb.

Doch grausiger hat nie der Blitz erhellt
Mein traumhaft Leben hinterm Leben,
Als unterm Torstenson bei Breitenfeld
Ich die perlmutterdunstige Herbsteswelt
In letzter Ohnmacht sah verschweben.

Novembertag. Und seit der blonde Leu
Aus kalter Mitternacht nicht mehr
Im Lederkoller ritt vor unserm Heer,
Warn meine Knechte wie geschlagne Pferde scheu.

Dazu vor Breisach die Belagerung,
Da viele Monat lang, fast ohne Fechten,
Wir doch mit hundemüden Knochen
Des Abends in die Zelte warn gekrochen
Und faules Stroh in langen Lagernächten
Zerwühlt und breitgelegen,

Wenn wach und rastlos, gleich uns jüngern,
Mit ungeduldigen Fingern
Aufs Zeltdach trommelte der Regen.

Vorbei auch das! Nun gings nach Norden wieder,
Und frischer Mut war in den Söldner-Reihn,
Die neben mir zu zweien und drein
Auf staubiger Straße trabten. Ihre Lieder
– Plattdeutsche Lieder, die vom Essen sangen –
Landfremd Kursachsens Felder überklangen.

Bei Breitenfeld bot uns der Piccolomini
Endlich die Feldschlacht, die wir lang ersehnten.

Hei, wie die Reiter sich im Sattel dehnten, –
Mich dünkte fast, so froh sah ich sie nie!
Denn der gemeine Mann im großen Haufen,
– Kaum weiß er zwar, wofür er ficht, –
Doch spürt er oft mit dumpfer Zuversicht,
Wie der Bataille Würfel übers Blachfeld laufen,
Er ahnt das Glück!

Wir stürmen los! Da kracht ein grobes Stück, –
Die Kaiserlichen hatten gut visiert,
Als meine Fähnlein jäh sie attackiert,
Die Kugel schlägt mich hart zur Erden,
Und über mich prasselt mit tausend Pferden
Mein Regiment dahin
Und ließ mich todwund liegen.

Ich hob mich sterbend auf und sah sie siegen
Und sah mich um mit seltsam klarem Sinn, – –
Und seh auf einmal, wo ich bin!

Rechts drüben steht am Hang der dürre Flieder,
Der sich so zärtlich an den Galgen lehnt,
Und drei Marodebrüder,
Im härenen Strick ersoffen, baumeln ja
Von Wind und Regen langgedehnt,
Wie vor zehn Jahren ich sie schaukeln sah!

Und wiederkenn ich diesen nie gesehnen Weg,
Die halbverkohlte Mühle dort,
Und seh am Wassersteg
Mit seltsam kühlen Grausen auch den Ort,
Wo vor zehn Jahren, als die Schlacht geschah
In diesem selben Tale,
Ich todverwundet lag und hundert Male
Ins klare Wasser rote Tropfen stippen sah!

Und damals flossen sie wie heute
Mir übern Finger mit dem Wappenring, –

Und war ein anderer Mann doch heute,
Als der vor Jahren hier den Tod empfing,
Doch gleichen Stammes, denn im Wappenschild
Sah ich wie damals unsres Mönches Bild.

Krüppel

Elf Brüder wir im alten Apeler-Hause,
Zu elft beim Spiel am Bache unterm Berg,
Zu elft zur Kirche und zu elft beim Schmause,
Zu elft bei jedem Tagewerk,
Und auch zu elft auf Jagd, von der die zehn
Mich heimwärts auf der Birkenbahre trugen
Vom alten Süntel übern Riesen her,

Dieweil mich schwer
Des Brunfthirschs Stangen an die Schenkel schlugen, –
Seither konnt ich nicht ohne Krücken gehn.

Nun sind die zehn den Trommeln nachgegangen,
Den blutigen Fahnen nach,
Die seit Jahrzehnten über Deutschland hangen.
Kaum daß die Mutter noch nach ihnen fragt,
Denn auch zum Sorgen und zum Bangen
Macht dieses Elend ja zu schwach.
Ich bin der einzige, der hier klagt.

Ein Edelmann, der Krüppel ist geworden,
Sollte sich hängen an den nächsten Ast
Und lieber sich ermorden,
Als tun, wozu sein kranker Leib noch paßt!

Ich füttere Pferde – und kann doch nicht reiten,
Ich angle am Forellenbach,
Und wenn die Aale aus dem Tubben gleiten,
Kommt ihnen kaum der Krüppel nach,
Und brennenden Auges sah ich jüngst den Zug,
Der an der Mühle Lager schlug,
Und saß versteckt im Schlehn und sah von weitem:

Die Spieße stecken reihenweis im Grase,
Und vor den Spießen liegen sie gemach,
Ein braunes Bier schäumt gelb in jedem Glase,
Troßweiber trocknen Hemden drunt am Bach,
Und durch den Abend klingt ein rohes Lied,
Das doch das Herz mir in die Augen zieht:

Sobald ein Landsknecht wird geborn,
Seind ihm drei Bauern auserkorn!

Der erste, der ihn nährt,
Der andre, der ihm sein Weib beschert,
Der dritt, der für ihn zur Hölle fährt.

Landsknecht, hör nit auf Litanein,
Besser Hammer als Amboß sein!

Da kam ein Schnapphahn her, dem hing
Vom Gürtel eine Gans, die er sich fing,
Die er uns stahl!

Ich sahs von fern und durfte nicht einmal
Ihn schelten oder nur mich zeigen,
Sie hätten mich im Teich ertränkt,
Als wär ich Bauer oder gar leibeigen
Und hätte nie ein Schwert in Gurt gehenkt.

Denn wen der graue Wächter nicht bewacht,
Der ist in dieser Zeit für nichts geacht!

Alter Obrister

Ich weiß, einmal: Ich reit ins öde Land,
Ein müder Mann, der Frieden nie gekannt . . .

Ein deutscher Wolkenhimmel, trüb und feucht,
Hängt über Osnabrück und schiebt sich träge
Vom Osning her entlang dem alten Wege,
Durch dessen Sand mein müder Schecken keucht,
Der Weser zu. Ein Regenschauer schlägt
Mir an den Ledersack, der Briefe trägt.

Durch wieviel Dörfer auch der Weg mich führte, –
Es stand nur noch der schmutzige Krug,

In loser Asche hundert Güter rührte
Der nasse Westwind, und ich spürte
Nur Rauch und Aasgeruch, den übers Land
Der Wind mit Widerwillen trug. – –

Auf viele Fahnen legt ich meine Hand
Eidleistend in dem bitterbösen Kriege,
Und vieles Leben hat dieselbe Hand
In heißem Hiebkampf unters Gras gestritten,
Und Tag und Nacht, zu Flucht und Siege,
Hab ich manch braunes Sattelblatt verritten. –

Ich hab es wie die andern nur gemacht
Und niemals sonderlich daran gedacht,
Daß mir ein Gutshof träumte wo im Stillen,
Und daß wir kämpften um des Friedens willen, –
Bis heut auf diesen Tag und diesen Ritt,
Da einsam ich durch Deutschland heimwärts trabte,
Ein alter Reiter, der sich wohl gehabte,
Wenn er vor seinen Fahnen stritt!

Was soll, der aus der Sattelheimat glitt,
Darin er dreißig Jahr gelebt das Leben,
Was soll der hinterm Pflug! –
Kein Feld umher, das noch im Halmebeben
Das gelbe Bauerngold der Ähren trug,
Kein Scheunendach, drauf nicht der rote Hahn
In Flammenknistern mit den Flügeln schlug, –
Ach Gott, was hast du mir und uns getan!

Des Regentages Wasser goß ich still
Aus meines Helmes Rinne in die Gleise
Des sandigen Weges, und ich summte leise
Ein Söldnerlied, das klang so falsch und schrill. –

So ritt ich hin im öden Abenddüstern,
Das auf der Ebne lag,
Ein greiser Obrist ohne Regiment!
Reif hing an meines Schecken Nüstern,
Reif, den kein Sonnenschein mehr lösen mag,
Hing unterm Helmdach vor.

Und ich trug übers Land das Instrument,
Durch das ich meinen Reiterdienst verlor
Und wieder Landmann wurde wie zuvor,
Ich trug ins Land, vereinsamt und verdrossen,
Den Frieden, den zu Osnabrück sie schlossen.

Das letzte Scheit verknistert im Kamin,
Von draußen schlägt es Mitternacht durchs Fenster,
Lebendige, die durch das Zimmer ziehn,
Verwehen wieder schattend als Gespenster,
Erinnerungen wurden wieder wahr,
Vergangenes im Zauber gegenwärtig
Und meinem Willen wurde wunderbar
Viel fremdes Leben hörig und gewärtig.

Denn, was lebendig war, kann nie vergehn!
Bei Flammenprasseln und bei Brandgestiebe
Feiert der tote Stamm sein Auferstehn
In meines Herzens wundertätiger Liebe,
Aus seiner Asche sprang ein Funken mir
Zur Brust herein, da glühten wir zusammen,
Und was in brauer Zeit versunken mir,
Das schuf ich neu in meines Herzens Flammen.

RUF

Nun fege das Schwert und beledre den Sporn,
Nun blase der Spinne Geweb aus dem Horn,
Auf der Tenne des Herrn wird geworfelt das Korn,
Und du bist zur Tenne berufen,
Kehr aus dein Herz, kehr aus dein Herz
Und wirf deine Freuden und wirf deinen Schmerz
Dem ziehenden Heere zu Hufen!

Mein Herz ist ein Mühlstein, der mahlet so breit
Und mahlet zu Zorn mein gehäufeltes Leid,
Und hoch füllt den Malter der Jammer der Zeit,
Denn das Gotteswort wollen sie schänden,
Verflucht der Pfaff in der Pfarre zu Rom
Und verflucht, den er schickt, der strudelnde Strom
Von Fremden in deutschen Geländen.

Die verworrene Welt steht in brausendem Brand,
Und der Heerlager-Feuer breitqualmendes Band
Ist blutig zerfetzt über Deutschland gespannt, –
Duck dich, duck dich in die Zeiten,
Denn die Welt ist uns gram, und wir sind nur ein Spiel,
Das dem Wind über schlammige Straßen gefiel,
Und wir reiten und reiten . . .

DIE GLOCKE VON HADAMAR

„Wir wollen dies Jahr die Felder am Rhein
Mit heißen Sicheln mähn,
Wie Sensen soll der Flammenschein
Über die Ernten gehn.

Gott gnade der Burg und gnade der Stadt,
Die meiner Faust widerspricht, –
Du hältst wohl auf die Kanone am Rad,
Aber Tilly – hältst du nicht!“

Und der Brabanter sprang vom Pferd,
Eisenumschlossen ganz,
Hell klirrend schlug an Koller und Schwert
Der eiserne Rosenkranz. –

Da stiegen die Wogen des Reiterkriegs,
Da prasselten Hieb und Schuß,
Und von dem Blute des Reitersiegs
Ward rot der blaue Fluß.

Was silberne Glocke gewesen einst,
Klingelt als Geld durchs Land,
Und wer die Messe gelesen einst,
Bettelt am Straßenrand. –

Zu Walmarod der Reichsbaron
Die Zugbrück zog er herauf:
„'s ist nicht für meine Religion,
Die gäb ich gern in Kauf,

's ist nicht für meine Baronie,
Für Thron nicht und Altar,
Ich kämpfe nur für dich, Sophie,
Sophie, und für dein Haar!

Für jedes Haar und für jeden Kuß
Einen Schwerthieb schlag ich dafür,
Bis ich Tillys Herz zwischen diesem Fuß
Und der alten Erde spür!

Geliebte, nun tauche den roten Mund
In den roten rheinischen Wein,
Wir läuten mit klingendem Gläsermund,
Wir läuten die Litanein!" – – –
– –

„Im Namen des Bastards der Marie,
Des Jesusknaben von Prag,
Ich will die Burg, und ich nehme sie
Vor Sankt Gertraudentag!

Nie lag ich so lange im Hinterhalt
Und nie so lang auf der Laur,
Niemals im ganzen Westerwald
Und im Walde von Montabaur.

Ich schwörs: Wenn ich fange das girrende Paar:
Sein Haupt vorm Beile sinkt,
Wenn drüben vom Kloster in Hadamar
Der Ton der Mette klingt!" – –

Der Söldner mit Schienen die Schenkel umschloß
Und prüfte des Flambergs Glanz,
Und in die Musketenkugel goß
Er Perlen vom Rosenkranz.

Und sie klommen empor trotz Pfeil und Tod
Im scheidenden Abendlicht,
Und sie fingen den Herren von Walmarod,
Das Weib aber – fingen sie nicht!

Durch den schweigenden Wald den verschwiegenen Pfad
Hinfloh sie aus Schande und Schlacht,

Und es säte der Hengst die Funkensaat
In die dunkele Furche der Nacht.

Zu Hadamar die alte Abtei
Träumte im Mondenlicht,
Sie schlich an der Türe des Pförtners vorbei,
Den Klopfer hob sie nicht.

Es klomm die Stufen zum Glockenturm
Empor die schöne Sophie,
Tief atmete droben der Frühlingssturm,
Viel stürmischer atmete sie.

Und um den Klöppel der Glocke schlang
Sie die runden Arme fest,
Und hielt den schwankenden Glockenstrang
Zwischen ihre Schenkel gepreßt. –

Es zog der Mönch zur Mette das Seil,
Die Glocke war heut tot, –
Er riß zum zweiten am Glockenseil,
Da ward es blutig rot.

Anschlug er den Klöppel zum dritten Mal,
Da klang ein Schrei so schrill,
Ein Schrei voll wild verzweifelnder Qual,
Dann ward es totenstill,

Und nur die große Glocke hallt
Von Hadamar-Abtei
Zitternd über den Westerwald
Ihren letzten Sterbeschrei.

Und als er klang in Walmarod,
Ins Knie sank der Baron:
„Erbarm dich, Herr, um meinen Tod
Durch Christum, deinen Sohn!“

DIE TOLLEN VETTERN

Als er Berg op Zoom genommen,
Saß der Tolle Christian
Fackelflackerlichtumglommen
Vor Dirk Steenens Kegelbahn,

Saß auf einem Apfelkarren
In der Generäle Schar, –
Und sie brachten seinen Narren,
Der im Kampf gefallen war.

Blutbefleckter Schecken-Kittel
Überhing der Bahre Rand,
Christian Braunschweig-Wolfenbüttel
Trat zur Gosse, hob die Hand:

„Stillt das Spiel und senkt die Fahnen!
Der hier liegt, war mehr als ihr,
Ging er gleich auf sondren Bahnen,
Ging er immer doch mit mir.

Auf der Bank gezeugte Söhne,
Und im Stroh geborner Gauch,
Abgetrocknet mit der Mähne
Und entwöhnt am Stutenbauch, –

Das hat immer was gegolten
Auf der wildverwognen Bahn,
Drauf den Lebensweg durchtollten
‚Vetter Narr' und Christian!

Aufgeschult im Heerestrosse,
Mann-gesprochen vom Gewehr,
Und seit der Zeit der Genosse
Eines, der ein Narr wie er.

Keiner hat mir Treu gehalten
So wie der im bunten Kleid,
Und mir ists um keinen Alten
So wie um den Jungen leid! –

Über den ein jeder lachte,
Und der jedem sich bequemt,
Sagt mir doch, wie er es machte,
Daß ihr heute ernst ihn nehmt?!

Sagt es mir, ich wills bewahren
Als ein mir gesagtes Wort,
Denn vielleicht in wenigen Jahren
Lieg ich so wie jener dort.

Und wenn sich die Fahnen senken
Auf den Tollen Christian, –
Gebe Gott, ihr könnt dann denken:
Ernstes Ziel löscht wilde Bahn!" –

Und der Fürst ging zu Quartiere,
Tief gebückt im niedren Flur,
Doch die Trommler vor der Türe
Lockerten am Spiel die Schnur.

Als der Fahnen starre Seide
Knisternd auf die Bahre sank,
Klingelten am Narrenkleide
Schrille Glöckchen leisen Dank.

DES DEUTSCHEN MICHELS TOD

(Michael Obentraut)

Bei Seelze liegen die Felder brach
Und kennen nicht Sense noch Sichel,
Bei Seelze liegt im brachen Feld
Todwund der Deutsche Michel.

Bei Seelze war lang keine Furche gedüngt
Anders, als wie mit Blute,
Und wenn da Gottes Frucht nicht läg,
Kein andre darin ruhte.

Die Frucht des Gottes, der Schlachten liebt
Und Männer in Schild und Schienen, –
Heut säte er breit seine Menschensaat,
Und den Deutschen Michel mit ihnen.

Er lag gelehnt in den wilden Porst
Und sah geruhig zum Himmel,
Und sah auf der Straße hannoverwärts
Des Heerzugs wildes Getümmel.

Ihm war, als wäre die Welt ein Bild,
Wie ein Mädchen es stickt ins Linnen,
Und Wolken und Bäume und Heere darin,
Und auch er gemalt darinnen.

Ihm war, als ginge ihn nichts mehr an,
Daß so treu und heiß er gefochten,
Jetzt war er selber ein Faden nur,
In den ewigen Teppich geflochten.

Sein wildes Leben hörte er an,
Als ob es ihm einer erzählte,
Im Thüringer Dörfchen der Mutter Lied
Ihn immer und immer quälte:

,Wenn se jung sin, treten se uf de Scherze,
Wenn se alt sin, treten se ufs Herze,
Und se fulgen dir in keenen Falle, –
Un en Kalbfell fulgen se doch alle!' –

Da kam übers Feld ein greiser Obrist,
Der sah den Sterbenden liegen,
Und die mit ihm ritten, verhielten das Pferd
Und sahen ihn an und schwiegen.

Da sagte der eine: „Es war ein Spiel, –
Der tat nichts Gutes erlosen!"
Sagte der Michel: „Auf solchem Feld
Da pflückt man solche Rosen!"

Sie ritten fort, auf Hannover zu,
Und er ging ans Sterben indessen,
Ein Vaterunser er beten wollt,
Doch hatt er die Worte vergessen,

Er wußte nur noch den Fahneneid
Und sprach ihn langsam, bedächtig,
Und der alte Gott, der die Schlachten will,
War in dem Sterbenden mächtig,

Und nahm den blutigen Fahneneid
Auf in die segnenden Hände, –
Der Deutsche Michel streckte sich, –
Das war ein seliges Ende!

SCHLACHTFELD AM BARENBERGE

„Wir jagten am Abend von Ringelheim,
Die Sporen im Pferde, gen Süden,
Wir ritten hastig und ritten geheim,
In den Dörfern heulten die Rüden,
Und vor den Dörfern, bös und verwacht,
Die Feuer von Tillys Papisten, –
Wir fanden zur Stunde nach Mitternacht
Das Heer des Dänischen Christen.

Der lag vor Lutter in triefendem Zelt
Bei gelöschten Feuern, voll Sorgen,
Und wir abendmahlten im Regenfeld
Vor der großen Schlacht von morgen,
Der Prediger schützte das Brot im Gewand,
Und wenn er machte die Runde,
Er tastete mit der linken Hand
Im Finstern nach unserem Munde.

Dann kam der Morgen und kam die Schlacht,
Und der Mittag kam, – und wir wichen,
Und die Stirnen, die Helmdruck rot gemacht,
In den Nebeln des Abends erblichen,
Und wir lagen, wie uns die Wunden gesellt,
An der Brust der Ewigen Mutter,
Und grellschräg leuchtete übers Feld
Das im Regen verknisternde Lutter.

Da hob sich vor mir am Grabenrand
Ein Reiter, – die Brust zerschossen,
Kalkweiß die Lippen, der Bart verbrannt,
Der sprach, zum Tode entschlossen:
‚Ich weiß, du läßt mich im himmlischen Heer
Die Schärpe des Ruhmes erben,
So dank ich dir, Heiland, mein Leben bisher
Und das ehrliche Reitersterben!‘

Dann griff er mit blutüberströmter Hand
Aus der Erde, zerstampft von den Heeren,
Drei Handvoll schwarzdurchsickertes Land
Und warf sie auf sich in Ehren
Und segnete kirchlich sein wunderlich Werk:
‚Von der Erde bist du genommen
Und bist vor Lutter am Barenberg
Wieder zu Erde gekommen!‘

Und schob sich zurecht, und mit klarem Gesicht
Begann er plötzlich zu singen,
Und ‚Jesus meine Zuversicht . . .‘
Ging über die Heide mit Klingen,
Wie daheim in der Kirche zu Apelern,
So sang er mit starker Stimme, –
Vom Himmelsrand herdonnerte fern
Die grollende Schlacht voll Grimme.

Und hier und da auf Acker und Rain
Hob sichs in Kollett und Koller,
Und stimmte durchs Dunkel tapfer mit ein,
Bis es klang getroster und voller, –
Der Regen rieselte säuselnd und sacht,
So summt an der Wiege die Mutter,
Und die lange, die bange Todesnacht
Fiel über das Feld vor Lutter . . .“

HEERPAUKEN

Unter schlesischem Himmel, wolkig und regenschwer,
Zottelt eine Rotte Tillyscher Söldner her,
Mißmutig, stumm, die Saganer Heide ist breit,
Und Sagan weit.
An eine Helmparte, rostrot, wildgezackt,
Klappert ein goldner Kelch verdrossenen Takt. –

Da, was kommt von der Queiser Fähre her?!
Greller Abendstrahl sticht von Gewand und Gewehr,
Kroaten sinds, – haben ihre Musik-Banda mit, –
Heia, gleich gehts in Schritt und Tritt!

Die Pauken sangen und klangen, da sprangen
Auf silbernen Schwingen mit Klingen und Singen
Gelächter und Scherze und Lieder auf,
Denn wenn erst die Kessel aufrasseln und prasseln,
Da springen die Herzen aus Nesseln und Fesseln
Und fliegen glückauf
Und tanzen, wie am Schlegel der Knauf.

– –

Im Lausitzer Kruge zu Sagan drängt
Kopf an Kopf, die Diele dröhnt vom Gestampf,
Nasses Leder dunstet üblen Dampf,
In der Ecke hängt
An roter Helmparte der goldene Talisman,
Drunter sitzt ein dürrer, ängstlicher Mann.

Eines Söldners Stimme höhnt durchs Zimmer her:
„Schneider, putz Er mir da mein Gewehr!
Soll ein Batzen zum Lohn kriegen, –
Aber mich nicht um den Becher betrügen!“

Raunt ihm der Wirt ins Ohr:
„Herre, habt keine Angst davor!
Ist ein gelahrter Magister das,
Versteht Horoskopum und Aderlaß
Und guckt nächtens durch ein langes Glas!
Aber nichts zu beißen und brechen,
Muß Rinde schlemmen und Wasser zechen, –
Mit Weib und Kindern um Gotteslohn
Haust er im Stall eilf Monde schon!"

Lacht der andre: „Also, Magisterlein,
Fegt Ihr fürn Batzen den Rostteufel rein?"

„Seind der Mathematicorum Salaria so gering,
Daß ich tät noch ganz ander Ding!
Und da ich nicht in die Welt geboren
Reich, wie andre hochmögende Doktoren,
Schaff ich gern ein Nösel Milch und Brot
Meinem Kleinsten für seines Hungers Not!"

Holt sich ein Werg der kümmerliche Mann,
Hebt die Helmparte zu fegen an. – –

Lärm gellt auf wie Salve aus Feuerrohr:
„Heia, ein Fliegend Blatt, – wer liest vor?"

Die Salve verknattert jäh.
Sagt ein Grienemund:
„Lesen, – haja! Wer lesen kunnt!"

Auf einmal guckt alles zum Schwarzrock her,
Auf einmal ist der Magister Wer,
Nimmt die Zeitung, die in Bierlachen schwimmt,
Sein dünn Organum er wichtig stimmt:

„Selbst das Stuttgarter Konsistorium,
Das ketzerische, nennt diesen Ketzer erzdumm,
Einen Famosschriftenhengst, ein Schwindelhirnlein,
Dünket sich ein Propheta zu sein! –
Also auch die Hohe Kongregation
Erkannte längst den verlorenen Sohn,
Hat Keplern auf den Indicem gesetzt,
Dieweil er die Gemüter verhetzt,
Unglauben stiftet gegen Gottes Wort,
Schwätzt von der Sonn, als war er dort,
Hat auch sein Prager Katheder derelinquiert,
Landstreunert und vagabondiert . . .“

Stimmengewirr: „Was schiert uns das!“
„Seht, der Wirt sticht ein neues Faß!“
„Schulmeister, seh Er nur zu,
Daß ihn der Papst läßt in Ruh!
Seid alle solche Dintensäufer,
Antipapisten, Ketzer und Lutherläufer!“
„He, Wirt, schenk ein, Bruder, saufs aus!
Heut kalandern wir! Hei, Saus und Braus!“

Der dürre Magister schleicht in Stall hinaus,
Sitzt auf der Kiste, Buch auf den Knien,
Rechnet . . . Im Ring schwelt ein Kien . . .
Sorgenmüde sein Kopf, sein Herz in Not,
Und er ist Kepler, dem der Papst droht!

– –

Da huben die drüben zu tanzen an,
Hatten die Läden weit aufgetan,
Aus der schmutzigen Herberge quoll
Heerpaukengedröhn erzmächtig und voll.

Immer drohender wie Gewitter es stieg,
Wetterte Krieg, schmetterte Sieg,
Jubelte, als ob es zur Schlacht ihn riefe,
Rauschten darin die Bronnen der Tiefe,
Rollten ewige Würfel, stürzten Kronen,
Grollten die Stimmen der Äonen . . .

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Wer da versteht Paukenübermut
Wird dem Kampf und dem Leben wieder gut,
Hebt den Kopf ein dürres Magisterlein,
Sieht ein Sieger in den Sternenhimmel hinein! . . .

FELDLAGERLIEDER
AUS DEM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE

DAS LIED DES OBRISTEN

Der Schwertgriff war sein heiliges Kreuz,
Sein Glaube: Die Reiterpistolen,
Und sein Gebet hieß kurz und ernst:
„Euch soll der Teufel holen!“

Stand wo ein Weib am Straßenrand,
Er griff zum Helmscharniere,
Das eiserne Gitter knirschte herab,
Und ein Fluch war hinterm Visiere.

Er war im Heere des Kaisers Obrist
Und focht in vierzig Gefechten,
Sieben Jahre saß er im Sattel tags
Und würfelte in den Nächten.

Und prasselten dumpf auf das Trommelfell
Die beinernen Knobel nieder,
So holte der Edle von Torney vor
Das rauhste der rauhen Lieder.

Er sang nicht schön, aber er sang laut,
Das Zelttuch bebte am Pfahle, –
Es hatte das Lied nur einen Vers.
Doch sang er ihn fünfzehn Male:

„Dat gröttste Swien, dat de Buer hätt,
Dat slöpt in sinen Ehebett
Un slöpt bi Hinz und Stoffeln,
Un löpt et up den Hove rum,
So löpt et in Pantoffeln,
Hurrjeh!
Dat Swien löpt in Pantoffeln!“

DER TROST DES OBRISTEN

Verreite dein Leid, oder sauf es zurück
In die dunkele Brust, draus es stieg,
Oder such in des Teufels Gebetbuch dein Glück,
Oder zwing deinem Mädel den Kopf ins Genick
Und im Lippenkampf hol dir den Sieg!

Nur eins nicht, nur dulde, gedulde dich nicht, –
Wer schweigt, wird vom Unglück zerdreht,
Doch der kleinste Fluch hat sein Segensgewicht,
(„Ok Lütt-Vieh givt Meß“, wie der Heidbauer spricht,)
Guter Fluch ist ein halbes Gebet!

STADTSCHREIBER UND RITTMEISTER

„Rittmeister, sag ohne Prahlerei:
Was hast du gelernt in all deinen Tagen?"

„„Nicht viel, – aber es ist Reiten dabei, –
Und Reiter machen, – und der Fopperei
Von Schweinekerlen, die so was fragen,
Aufs Maul zu schlagen, –
Das hab ich gelernt!""

DER ÜBERSCHUSS DES LANDSKNECHTS

Der Könige großen Umtrieb hielt auch ich in Gang, –
Neun Leben hab im Zweikampf ich genommen,
Und einunddreißig sind in Schlachten und im Strang
Durch meine Hand zum Großen Heer gekommen,

Just vierzig, die ich nahm. Und zähl ich die zusamm,
Die ich vergnügt dem Vaterland gegeben,
– Die auf der Bank gezeugten, die vom eignen Stamm, –
So fehlen grad an fünfzig Menschenleben

Nicht mehr, als mir am Teller meiner rechten Hand
An Fingern ist durch Gottes Huld gesprossen,
(Wobei ich den mitzähle im Gesamt-Bestand,
Der vor Pavia wurde abgeschossen).

So schließt die schlimme Rechnung doch so leidlich ab,
Denn diese fünf sind sicher gutgeschrieben
In Gottes ewger Rechnung, und ich geh ins Grab
Zufrieden, daß ein Überschuß geblieben!

ALTE LANDSKNECHTE IM HIMMEL

Im Himmel droben, in einer Ecken,
Wo die alten Soldaten die Beine strecken,
Weit weg von Heiligen und Propheten,
Von Märtyrern und von Anachoreten
Sitzen an eines Kamines Flammen
Die seligen alten Landsknecht beisammen.

Manchmal greift einer nach der Tasche,
Sucht nach den Knöcheln, sucht nach der Flasche, –
Aber im Himmel gibts nichts dergleichen!
Höchstens, daß mal ein Englein kommt,
Ihnen ein Schälchen Tau zu reichen,
Das den seligen Seelen frommt. –

Und wenn gar einer mal fluchen will:
„Potz Tod und Teufel und Frundsberger Drill!"
Gehts ihm nicht aus dem Maul heraus,
Wird gleich ein Halleluja draus!
So daß der Reuter, vom Wunder benommen,
Gar ein einfältiges Lächeln bekommen,
Den Knebelbart zur Seite drückt
Und ein weniges auf die Seite rückt. –

Sind ja selig und freuen sich ja, –
Sind ihrer aber zu wenige da!
Alle Kameraden und Kumpane,
Hauptleute, Obristen und Feldkaplane,
Alle Brüder vom Schwert sitzen drunten zusammen
Und brennen in den höllischen Flammen.

Aber manchmal in ihren Ohren es klingt,
Und mit leisem Gebrumm geht ein Summen um,

Wie vom Schlegel, der über das Kalbfell springt:
„Terum tum tum, terum tum tum. . .“

Da laufen sie alle zur Himmelstür,
Lauschen alle ganz verzückt herfür
Herunter zur Erde und ihren Tönen.
Da donnern die Trommeln und schüttern und dröhnen,
Da rasseln die Trommeln, die fellbespannten,
Da blasen die welschen Kriegsmusikanten,
Da wandern die Freunde mit Karren und Kind,
Da flackern die großen Fahnen im Wind,
Da brennen die Dörfer, – der Rauch bricht vor
Über Wolken und Winde zum Himmelstor.

Und die alten Landsknechte atmen beklommen
Den Rauch, der von sündiger Erde gekommen,
Sie lauschen und spähn, ihnen zittern die Hände,
Wie sich das Glück der Feldschlacht wende. –

Da kommt Sankt Peter und treibt sie zurück.
Noch ein letzter wehmütiger Blick, –
An des himmlischen Kamines Flammen
Sitzen wieder die alten Landsknecht beisammen,
Sagt keiner ein Wort, denn mit leisem Gebrumm
Noch immer das Lied ihres Lebens klingt,
Und ein Summen geht um,
Wie vom Schlegel, der über das Kalbfell springt:
„Terum tum tum, terum tum tum . . .“

LANDSKNECHTSLIED

Vor schlagenden Trommeln tanzt ein ligurischer
Hengst. –
Wir schleppen die narbigen Leiber einher

Im Staub der Straße, ein Landsknechtsheer, –
Bruder, ich wußte es längst:
Ich reite nie vor den Trommeln auf nassem Hengst!

Bruder, ich wußte es längst, ich bin maledeit,
Zu wandern in Kriegen die dreißig Jahr,
Zu wandern in blondem und grauem Haar,
Nun ist mein Tod wohl bereit,
Und dreißig Jahr sind gar eine lange Zeit!

Hinter schlagenden Trommeln durch welsches und
deutsches Land, –
Bruder, ich weiß ja, mein Los war klein,
War doch viel Schweiß und Blut darein,
Bruder, gib mir die Hand,
Zu Münster ward Friede, nun schlaf ich in deutschem
Land!

HUNGERZEIT

Auf heißen Zugketten
Rösten wir das Kriegsbrot,
Wir hocken rundherum im Kot
Hinter den Lafetten,
Feiner Regen nebelt durchs Abendrot,
Wir denken an den Tod, –
Ich denke an dich, Marie!

Alle Weiber mußten aus der Stadt,
Weil sie kein Brot mehr hat,
Keinen Wein verzapft, kein Rind schlägt,
Als für den, der die Muskete trägt.

Die Weiber weinten durchs Tor, hungrig und matt,
Auch du, Marie!

Unser kleiner Junge ißt Birkenrinde als Brot,
Unser kleiner Junge ißt sich den Tod
Draußen im Walde mit dir,
Und ich liege bei Regenrinnen im Kot,
Denn ich fürchte mich vor unserm Quartier,
Vor seinem ‚klein hölzin Tier', –
Ach, ohne ihn, Marie!

Meinen sensenschmalgeschliffenen Haudegen
Tat ich ins Stroh neben mich legen,
Wachte auf, faßte nach deiner Hand,
Kühlte mir das kalte Eisen die Hand,
Und ich griff heftig und sehnend danach,
Daß mir Blut aus den Fingern brach
Um ihn und dich, Marie!

„ALL FEHD HAT NUN EIN ENDE!"
(1648)

Nach fünfundzwanzig Jahren knie ich wieder
In diesem Kirchlein, krumm wie'n Flintenhahn,
Und singe die dem Maul entwöhnten Lieder,
Indes der Pastor das, was wir getan,
So billig fortgibt (und zur Gottestat veredelt!),
Wie des erschoßnen Landsknecht Hab und Gut
Am Andermorgen wird durchs Los vertrödelt! –
Und ich sing, barhaupt, bloß und unbeschuht,
Mit denen aus den üppgen Bauerngassen:

„Durch große Martr und bittren Tod
Abwend all unsern Jammr und Not,
Darzu wir uns verlassen!“

Ich kann mein Sinnen nicht zum Liede zwingen!
Des toten Obrists denk ich bitterlich,
Ein Vater, dran wir alle kindlich hingen,
Und einer Mutter Sohn, wie du und ich!
Sein Vater, der ihn einst im Arme hub,
Kniet heute neben mir, gebetumfangen, –
Die Furchen all, die er im Leben grub,
Grub Gott auch ihm in Stirne, Mund und Wangen,
Des großen Feldherrn denkt auch er – wir plärren:
„Ganz ungemessn ist deine Macht,
Stets gschicht, was dein Will hat bedacht, –
Wohl uns des weisen Herren!“

Noch heut vorm Jahre, vor den Palisaden
Von Zusmarshausen, lag ich nachts im Strauch,
Und rauschend brach der Roggen in den Laden
Der Pferde bei des Lagerfeuers Rauch,
Wie schlief ich sanft in unsrer Wachen Hut, –
Heut weiß ich nicht, wohin die Narben legen!
Wie hielt mein Obrist seinen Soldtag gut, –
Heut rinnen mir nur Schlackerschnee und Regen
In die vom Kriegswerk grob zerfurchten Hände, –
„Ein Wohlgefalln Gott an uns hat,
Nun ist groß Fried ohn Unterlaß, –
All Fehd hat nun ein Ende!“

Ich hörte ein Lied, das ich nicht verstand,
Und lernte es spät verstehen:
Nie hebe der Adel Herz und Hand
Gegen den Herrn der Lehen.

Herr der Lehen der König ist,
Knechte nur sind vermessen,
Und wer des Richters dort oben vergißt,
Der wird leicht selber vergessen.

Treu dem König und seinem Sohn,
Treu in Palast und Hütte,
Treu dem Schwerte, treu der Kron,
Das ist Adels Sitte.

Lang und hager, in Gold und Seide,
Das Ordensband über dem Marschallskleide,

Hat er im Schlosse Tag und Nacht
Seines Königs Majestät bewacht.

Sein Ohm war Marschall, sein Vater dann,
Er als dritter den Stab gewann.

Alt seine Treue wie sein Geschlecht,
Graf Königstein diente dem Könige recht.

Durch die Marmorsäle schritt er einher,
Sein Fuß so leicht, sein Herz so schwer.

Vom König sein Degen, dem König sein Sinn,
Sein Herz, sein Herz der Königin.

Er hat keinen Schritt, keinen Blick gewagt,
Er hat kein einziges Wort gesagt,

Aber eines Tages – die Sonne schien heiß,
Und die Sonne weiß vieles, was ich nicht weiß –

Aber eines Tages, er ging in das Tor,
Und die Königswache stand davor,

Er ging in seines Fürsten Haus, –
Niemals kam er wieder heraus . . .

Es schwieg der König, nichts wußte der Troß,
Und nichts die Wache vorm Königsschloß. –

Der Älteste des Hauses im Schlosse Rot-Haag
Rief das Geschlecht zum Familientag.

Da kamen und saßen in Hall und Saal
Der vom Ulenhang und der Grotendal,

Der vom Rhein und der von Sassenfähre
Ratschlagten, was zu beginnen wäre.

Und Assa Königstein, der junge,
Begann in zornigem Überschwunge:

„Die Neuenburger hassen wie wir
Den König, und sie vertrauen dir!

Sie sagen, der König hätt es getan,
Sie wolln im Streite bei uns stahn.

Seit wann ist edeles Blut so gering,
Daß man es schlachtet ohn Spruch und Thing?

Laßt uns gegen den König gehn,
Die Bürger von Neuenburg zu uns stehn!“

Sprach der älteste Graf von Königstein:
„Herr Vetter, wollet mir verzeihn:

Adel ist recht, und Bauer ist gut,
Aber ich hasse unedeles Blut.

Adel ist gut, und Bauer ist recht,
Aber ich hasse das kleine Geschlecht!

Seit wann ist Adelsblut so gering,
Daß es mit dem Krämer ging!

Was der Vetter verschuldet, wir wissen es nicht,
Königes Sache ist das Gericht!

So laßt uns von Geschlechtes wegen
Die Unbill gegen die Gnade wägen,

Was wir waren, wir wollen es sein:
Dem König dienen und ihm allein!

Und ists euch recht, so melde sofort
Du dich an des Verschollenen Ort,

Trage sein Amt und seine Pflichten,
Adel soll nicht den König richten!“

– – – – – – – – – – – – – – – – – –

Lang und hager, in Gold und Seide,
Das Ordensband über dem Marschallskleide,

Geht im Schlosse aus und ein
Der junge Graf von Königstein.

Vom alten hat er den leisen Gang,
Die schmalen Nüstern, der Stimme Klang,

Die alte Treue, das alte Geschlecht,
Die Königstein dienten dem Fürsten recht. – –

Keine Silbe hat der König gesagt,
Er hat kein armes Wort gewagt.

Nur zuweilen, wenn sich der Schatten stiehlt
Ins Zimmer: „Majestät, mein König befiehlt?",

Hats ihn durchzuckt wie ein heimlicher Schlag. –
König Alfred starb binnen Jahr und Tag.

Ich hörte ein Lied, das ich nicht verstand,
Und lernte es spät verstehen:
Nie hebe der Adel Herz und Hand
Gegen den Herrn der Lehen.

Herr der Lehen der König ist,
Knechte nur sind vermessen,
Du diene treu zu jeder Frist,
Gott hat noch nichts vergessen!

DER EID DERER VON LOHE

Um Waterloo brüllen die Donner der Völkerschlacht,
Schreie, – ein lediges Pferd, – die Salve kracht, –

Signale, – lodernde Dörfer, – gelbbraunes Rauchmeer,
Darinnen prasseln siebzig Schwadronen einher.

„Oberst von Lohe soll vorgehn!“
„„Zu Befehl, Majestät!““
Der König, der auf der Lafette steht,
Wartet lange. Das Fernrohr zittert. „Verdammt!
Lohe schwenkt ab! Das kostet ihn Degen und Amt!“

Die Schlacht ist gewonnen, das müde Heer hält Rast,
Alle heute bejubelt, einer gehaßt,
Alle besteckt mit Reisern und grünem Bruch,
Einer erwartet seines Königs Spruch.

Ist er geflohn? Oder ging ihm der Befehl
Verloren im Lärm des Reiterkampfs um Lavèle? –
Fern brennen Dörfer, Wachtfeuer glühen darein,
Soldaten singen: „Zu Braunschweig zogen wir ein . . .“

Aus des Königs Quartier tritt ernst ein General:
„Oberst, Seine Majestät stellt Ihnen die Wahl,
Da nicht zu wissen ist der Grund der Tat,
Ob Sie schuldig aus Irrtum oder aus Verrat:

Entweder: Den Pallasch zerbricht Ihr jüngster Rekrut,
Oder: Sechzig Jahre Verbannung auf Ihr Gut!“ –
Schweigen. Eine Scheune stürzt knisternd zusammen,
Ferne Soldatenlieder wehn in die Flammen.

Der von Lohe hat die Hand an den Helm gelegt,
Ein Zittern hat die grauen Wimpern bewegt:
„Melden Sie Majestät, daß ich erkor
Sechzig Jahre Ehrenhaft in Lohr!

Aber ich bin alt, und bald heißt es abgebaut
Für einen, dem sein König den Mut mißtraut,
So geb ich mein adelig Wort auch für den Sohn,
– Sechzig Jahre in Lohr, er erlebt sie schon!

Und sechzig Jahre jeden einzigen Tag
Ein Lohe steigt zum Lohrberg hinan durch den Hag
Und späht nach Hannover und sehnt den Boten herbei,
Der unser Geschlecht vom Zorne des Königs befrei!" –

Drei Tage vergehn, da reitet ein müder Mann
Der Weser zu, an der gelben Lippe hinan,
Zerfetzt ein Reitermantel deckt seinen Rücken, –
Mehr als ein Mantel ging in der Schlacht in Stücken!

Der Regen schlug die Felder eintönig und weich,
Da kam er von Westfalen ins Königreich,
Und Regen rieselte, als er ritt durchs Tor,
Durchs Sandsteintor seines alten Schlosses Lohr. –

– –

So weit die Körner segnen der Väter Land,
So weit er in eigenem Forste die Büchse spannt,
So weit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht,
So weit wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Die zehner Jahre, die werden ihm gar so lang,
Wie späht er täglich vom Lohrberg fiebernd und bang,
Die zwanziger Jahre, – er gibt sich müde darein,
Ein rauhes Leben steht still im Abendschein.

Die dreißiger Jahre, die schnellen vierziger Jahre,
Da welkte die Degenhand, da blichen die Haare,

Längst folgte auf Wilhelm König Ernst August,
Wie keucht zum Lohrberg jetzt die alte Brust.

Nach dem Boten frug er noch einmal in Ungeduld,
– Dann erbte ein anderer Lohe die alte Schuld.
Die fünfziger Jahre gehen ins Welfenland,
Er warb um Ursula von Knyphausens Hand,

Er führte sie heim, die Hochzeit war in Lohr,
Er ging bis zur Grenze und keinen Schritt davor,
Und als der König Georg bestieg den Thron,
Da hielt der Lohe im Arm den ersten Sohn,

Und beugte sich nieder zu ihm und sprach in Gram:
„Muß sich auch dieses Auge einst senken in Scham?
Muß auch der noch die Saat des Vaters mähn,
Die Saat der Schuld, und nach Hannover spähn?"

Die sechziger Jahre, da blitzt es auf bei Nacht,
Der große Komet hat großen Krieg gebracht,
Die Knechte liefen zu Hofe, der erste schrie:
„Nu sün wi preusch, und Sei sün wedder frie!"

Tief atmete da der Lohe in Schmerz und Scham
Und sann und sann. Am Nachmittage kam
Klencke Hämelschenburg und frug. Da sprach er schlicht:
„Ich brech den Sühne-Eid des Vaters nicht!"

Da brach der Sühne-Eid des Vaters ihn.
Sein Vaterland verloren, sein König in Wien,
Die Gnadensonne erloschen, die nie er sah, –
Seinem Herzen kam die bitterste Stunde da.

Sein Sohn, der dritte Lohe, hält seine Hand,
Ein Knabe schwört in die kalte Totenhand:
„Drei Königen hielten wir treu die Adelspflicht,
Drei Könige lösten den Eid der Lohes nicht.

Drei Welfenkönige gingen von Leben und Thron,
Drei Lohes dagegen, Großvater, Vater und Sohn,
Und so ists recht, daß auch von den Unseren drei
Zerbrechen im Lebenskampfe, bis wir frei!"

Er steigt nicht mehr zum Lohrberg spähend hinan,
Er pflegt seinen Park, er jagt in Laub und Tann,
So weit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht,
So weit wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Still segnen die gelben Körner der Väter Land.
Die siebziger Jahre kommen. Krieg ist entbrannt.
Dann klingt von fern ein Rufen, das Friede ruft, –
Der Kaiseraar schwebt hoch in deutscher Luft.

Dann noch vier Jahre, da geht von Lohr ins Land
Ein stiller Mann, des Sippe den Frieden fand,
Sechzig Jahre, – auch sechzig gehn vorbei:
Nach sechzig Jahren die Lohes sind wieder frei.

MUTTER MARIA

Das letzte Lied verklang vom hohen Chore,
Und einen letzten Segen sprach der Priester.
In stillem Beten neigten sich die Häupter
Der Gläubigen, und dann mit flüchtgem Finger
Das letzte Kreuz auf Stirne, Mund und Brust.

Und mächtig fiel die Orgel wieder ein,
Hinschlürften tausend Füße zum Portale,
Und von den vielen Händen zitterte scheu
Im Marmorbecken das geweihte Wasser.

Der Küster kam und blies die Lichter aus,
Das letzte glomm, verglomm so schnell und ängstlich,
Wie aus dem Sterbehaus der letzte Gast
Mit scheuem Rückblick auf die Straße eilt.

Und Einsamkeit mit großen Augen stand
Am Hochaltar, hoch über dem im Bogen
Des Kreuzgewölbes sacht der letzte Atem
Des Weihrauchs flüchtig wehte und zerging. –

Da raffte auf behutsam ihr Gewand
Maria und sah vorgebeugt hernieder,
Daß eben frei der schmale weiße Fuß,
Dann faßte sorglich fester ihre Hand
Um Jesus, und vom heilgen Bilde droben
Stieg sie ins Schiff der öden Kirche nieder.
Des Kleides Zipfel zog sie sorglich wärmer
Um ihren nackten Knaben, der schon schläfrig
Mit zärtlicher Hand nach ihrer Wange griff,
Und ging mit leichten wiegenden Schritten auf
Und ab den freien Platz am Hochaltare,

Leis summte sie ein kindlich Schlummerlied.
Am Mittag war es. Draußen auf der Straße
Im weißen Mehlstaub schilpten laut die Spatzen,
Von fern im Dorf klang helles Mädchenlachen
Und Ringel-Ringel-Reihen-Rosenkranz,
Dazwischen langgezogene leise Töne
Der Ziehharmonika, die immer wieder

Das traurige Lied verwaister Liebe spielte,
Das alte Lied „Ach, wie ists möglich dann . . .“

Maria lauschte auf die fernen Klänge,
Und um das vorgeneigte schmale Haupt
Hinflossen glänzend durch die bunten Fenster
In hundert Farben wirre Sonnlichtsträhne.

Beim Auf- und Abgehn blitzte plötzlich hell
Ein gläsern Perlchen auf der Mosaik
Des Bodens, – wohl von einem Rosenkranze,
Da lächelten die dunkelroten Lippen
Der Jüdin, und wehmütig lächelnd schob
Sie mit dem schmalen Fuß die Perle fort.

Aufwachte Jesus da, und seine Ärmchen
Umschlangen zärtlich seiner Mutter Hals,
Und immer wieder küßten sich die beiden.

Maria aber ging zum Chorgestühl
Und setzte sich, es flocht sich schwarz ihr Haar
Durchs dunkle Blattwerk der geschnitzten Lehne.
Ihr blaues Kleid schob vorn sie auseinander,
Und eine leichte Röte überflog
Die halbgesenkte hohe, weiße Stirn,
Dann stillte sie das Kind.
Mit beiden Händchen
Griff da der Knabe nach dem vollen Busen.
Die weiche Knospe seines feuchten Mündchens
Hing an der Brust, die zwischen blassen Fingern
Das Weib ganz sanft dem Kind entgegendrängte,
Das trank und trank und sah voll tiefen Glückes
Zur Mutter auf, die selig lächelte
Mit wimperdunkeln, süß verträumten Augen.

Ganz still wars in dem pfeilerhohen Raum. –
Die Fliegen summten droben an die Scheiben,
Und ein verirrter Falter saß am Fenster
Und schlug die seidnen Flügel auf und nieder.
Von Zeit zu Zeit nur klang ein fröhlich Schnalzen,
Wenn tief der Knabe frischen Atem holte.

Und leise rankte um die mächtgen Säulen
Und blühte bis hinauf ins Bogendämmer
Das alte jüdische Kinderlied . . .

DAS WEINWUNDER

Im Vorraum, wo die großen Krüge standen,
Welkten der Hochzeit üppige Girlanden,
Denn bis herein zur Marmorgalerie
Wärmte die Sonne Kanaans den Schatten,
In dem die Frauen hockten auf den Matten.

Und wenn der Schatten rückte, rückten sie.

Rückten zur Türe näher, daraus quollen
Der Pfeifen Schrillen, der Posaunen Grollen,
Gelächter, Essenqualm und Becherprall,
Denn Kanas Händler saßen dort als Gäste
Des reichen Sebulon beim Hochzeitsfeste.

Und aus der Türe wallte Schwall und Schall. –

Die grauen Fäden in dem schwarzen Haar
Marias wehten in dem Zug der Pforte,
Sie sah nur einen in der lauten Schar,
Und zu den Weibern rühmten ihre Worte:

„Der dort, der Hagre, Blonde, ist mein Sohn,
Dem schon als Knaben die Rabbiner lauschten,
Fünf Jünger fand er seiner Lehre schon,
Die heut mit keinem reichen Zöllner tauschten!
Der Königische von Kapharnaum
– Sein schöner Knabe spielt vor seinen Knien –
Hebt just den Becher huldigend auf ihn.
Seht meinen Sohn! Noch freilich ist er stumm,
Doch sagen sie, daß er Messias wäre,
Und sagen, daß durch ihn einst die Altäre
Von einem neuen, reinen Feuer brennen, –
Ja: Wunder, sagt man, soll er wirken können!"

Gelächterwellen, die vom Saale schlagen,
Verplätschern draußen in der Halle Glut.

„Wo sind die Wunder, die die Väter sagen!
Ist er da drin ein Gott, der Wunder tut?
Du bist von Bethlehem des Zimmermanns,
Glaubst du, was keiner kann, dein Erbe kanns?"

Der Mutter Hand fliegt auf als wie zum Schwur:
„Ich sags euch: Seine Rechte wirds beweisen,
Er kann Jerobeams Altar zerreißen,
Und wenn er will: – An Ahas' Sonnenuhr
Geht geisterhaft zurück des Schattens Spur!"

Der Bräutigam, der Hausverwalter kommen,
Maria hat ihr Flüstern wohl vernommen:
„Sind denn schon heute alle Krüge leer,
Die du zur Hochzeit her ins Haus getragen?
Was soll ich vor den Gästen tun und sagen? –
Und morgen kommt die Braut erst her!"

An sieben Krüge schlägt er mit der Hand,
An sieben Steinen hallt die hohle Wand. –

Maria drängt sich durch die Dienerschar,
Und hinter Lagern, drauf die Zecher lärmen,
Sagt leise sie durch Lachen, Lust und Lärmen,
Den Mund an seinem schulterlangen Haar:
„Jesus . . .“
(er aber sprach noch mit Johannes,
Auf dem, zur offenen Tür herein,
Der Weiber Blick sich sättigte des Mannes),
„Jesus, – sie haben keinen Wein . . .“

Dem läuft ein Schatten um die hagern Züge:
„Was habe ich mit dir zu schaffen, Weib!“ –

Ein Taumeln geht durch ihren greisen Leib,
Als ob sie vor den Gästen diese Rüge
Nicht aufrecht, ohne Stütze nicht ertrüge.

Des Petrus Bart hebt leise sich wie Hohn,
Johannes aber – als ob er ihr Sohn –
(Und trotz den drei am Tisch gelegnen Söhnen!)
Faßte die Weinende und führte sie
Hin durch der Weiber Zischeln, Tuscheln, Höhnen
Und durch die sonnenheiße Galerie
Und setzte sie, wo an der Gartenwand
In Ranken Weins, der süß und sinnlich blühte,
Der graue Ysop bitterduftend stand . . .

Und ihre Seele, die vor Zorn erglühte,
Ward in des Gartens Frieden mählich mild
Und ward gereiniget und ganz gestillt
Und ahnte darin eine Wundergabe. –

Da kam des Königischen schöner Knabe
Und trug auf blanker Schulter spielend her
Die Amphora, und mit den andern Knechten
Stieg er zum Brunnen, und sie kamen schwer-
Beladen wieder, daß sie Wasser brächten.

Und Mittagsschwüle hing, wie Netze hangen,
Verstrickend auf die Sträucher ringsherum,
Und aus dem Haus die fernen Stimmen klangen . . .
Auf einmal werden alle Stimmen stumm!
Maria überläuft ein heiliges Grausen . . .
Plötzlich ein dumpf Gelärm wie Bienenbrausen,
Das hebt sich hoch und wird wie Donner breit,
Und aus dem Hause stürzt es in die Gassen,
Und alles schreit, und keiner kann es fassen:
„Wir fanden, den die Väter prophezeit!!"

Maria hebt ihr Haupt . . .
Sieh: Von den Blüten
Des Weines, die an kühler Mauer glühten,
Regnen die grünen Blumen durch die Luft,
Die Dolden recken ihr Geäst wie Glieder,
Die Beeren schwellen auf zu glasigem Duft,
Und als die Mutter stammelnd „Jesus!" ruft . . .
Da hangen rings die starren Trauben nieder!

BALLADE VOM BRENNESSELBUSCH

Liebe fragte Liebe: „Was ist noch nicht mein?"
Sprach zur Liebe Liebe: „Alles, alles dein!"
Liebe küßte Liebe: „Liebste, liebst du mich?"
Küßte Liebe Liebe: „Ewig, ewiglich!" – –

Hand in Hand hernieder stieg er mit Maleen
Von dem Heidehügel, wo die Nesseln stehn,
Eine Nessel brach er, gab er ihrer Hand,
Zu der Liebsten sprach er: „Uns brennt heißrer Brand!

Lippe glomm auf Lippe, bis die Lust zum Schmerz,
Bis der Atem stockte, brannte Herz an Herz,
Darum, wo nur Nesseln stehn am Straßenrand,
Wolln wir daran denken, was uns heute band!“ –

Spricht von Treu die Liebe, sagt sie ‚ewig‘ nur, –
Ach, die Treu am Mittag gilt nur bis zwölf Uhr,
Treue gilt am Abend, bis die Nacht begann –
Und doch weiß ich Herzen, die verbluten dran.

Krieg verschlug das Mädchen, wie ein Blatt verweht,
Das im Wind die Wege fremder Koppeln geht,
Und ihr lieber Liebster stieg zum Königsthron,
Eine Königstochter nahm der Königssohn. –

Sieben Jahre gingen, und die Nessel stand
Sieben Jahr an jedem deutschen Straßenrand,
Wer hat Treu gehalten? Gott alleine weiß,
Ob nicht wunde Treue brennet doppelt heiß!

Bei der Jagd im Walde stand mit schwerem Sinn,
Stand am Knick der König bei der Königin,
Nesselblatt zum Munde hob er wie gebannt,
Und die Lippe brannte, wie sie einst gebrannt:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
Wat steihst du so alleene!
Brennettelbusch,

Wo is myn Tyd 'eblewen,
Un wo is myn Maleen?"

„Sprichst mit fremder Zunge?" frug die Königin,
„So sang ich als Junge", sprach er vor sich hin.
Heim sie ritten schweigend, Abend hing im Land, –
Seine Lippen brannten, wie sie einst gebrannt!

Durch den Garten streifte still die Königin,
Zu der Magd am Flusse trat sie heimlich hin,
Welche Wäsche spülte noch im Sternenlicht,
Tränen sahn die Sterne auf der Magd Gesicht:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
Wat steihst du so alleene!
Brennettelbusch,
Ik hev de Tyd 'eweten,
Dar was ik nich alleen!"

Sprach die Dame leise: „Sah ich dein Gesicht
Unter dem Gesinde? Nein, ich sah es nicht!"
Sprach das Mädchen leiser: „Konntest es nicht sehn,
Gestern bin ich kommen, und ich heiß Maleen!" –

Viele Wellen wallen weit ins graue Meer,
Eilig sind die Wellen, ihre Hände leer,
Eine schleicht so langsam mit den Schwestern hin,
Trägt in nassen Armen eine Königin. – –

Liebe fragte Liebe: „Sag, weshalb du weinst?"
Raunte Lieb zur Liebe: „Heut ist nicht mehr wie einst!"
Liebe klagte Liebe: „Ists nicht wie vorher?"
Sprach zur Liebe Liebe: „Nimmer – nimmermehr."

Es war einmal ein Müllerskind,
Die schönste in allen vier Winden,
So rot als Blut, so weiß als Schnee
Kein andre war zu finden,
Das war zur Zeit, da das Wünschen noch half,
Sie guckte nach Schmuck und Ringen
Und sprach: „Wenn ich eine Fiedel hör,
Ich möcht aus den Schuhen springen!"

Da, eines Nachts am Fenster, horch,
Eine leise, lockende Geige:
„Müllerin, jüngste, mach mir auf,
Wenn ich zum Fenster steige!
Ich warte allhie, bis ich werde zu Stein,
Zu Marmelstein oder Demant!" –
Da sagt des Müllers sein Töchterlein:
„Es ist kein Verlaß mehr auf jemand!
Ihr seid ein fahrender Musikant,
Der heut fiedelt und morgen trompetet, –
In der Schneiderherberge am Tore habt
Ihr Euch beim Biere verspätet!"

Da raunte der Mann: „So hör, wer ich bin:
Ein Jäger, der sucht seine Jägerin!
Wenn alle Blätter am Lindenbaum
Sprechende Zungen wären,
Sie sagten meine Liebe nicht aus
Und nicht mein treues Begehren!
Und machst du nicht auf, wirst sitzen du
Zeitlebens im Schloß Warteweile,
Doch machst du mir auf, ich schenk dir den Ring,
Den ich nur mit der Einzigen teile!"

„„Ich mag nicht sitzen in Warteinweil
Und nicht in der Asche liegen,
Versprichst du mir den einzigen Ring
Und willst du sein verschwiegen,
Und willst du mich frein – so tanz ich als Braut
Mir Löcher in beide Schuhe!““ –
Die Müllerin schob den Riegel auf,
Liebe Seele, nun hast du Ruhe!

Und als er ging in der Herbstesnacht,
Rauschten so schaurig die Bäume,
Und als er kam zum zweiten Mal,
Sie träumte so traurige Träume.

Und als er kam zum dritten Mal,
Er zog einen Ring aus der Tasche:
„Den holst du dir bei mir im Wald,
Ich streu dir den Weg mit Asche!“

„„Ach, Liebster, es weht kein guter Wind,
Und Schnee liegt die Weite und Breite!““ –
„Die Asche weist dir den Weg im Schnee,
Und wir sind versprochene Leute!“

„„Ach, Liebster, ich weiß kaum, wer du bist,
Und graue mich, zu dir zu gehen.““ –
„Mich fürchtet niemand im grünen Wald
Außer den Hirschen und Rehen!“

„„Ach, Liebster, ich will und will nicht hin
Und weiß doch, ich werde kommen!““ –
„Und kommst du, so sollst du mit tannenem Schmuck
Den Jägern und mir sein willkommen!“

Sie ging und folgte der Aschenspur
Und ging viel Stunden und Stunden,
Bis sie im tiefsten Mitterwald
Ein düsteres Haus gefunden.

Kein Laut umher, als fern im Forst
Des Spechtes Schnarren am Stamme,
Kein Hund im Hof, keine Frau im Flur,
In der Küche nicht Herd noch Flamme.

Ein grüner Vogel im Bauer hing
Und hüpfte von Reis auf Reiser,
Geblendet, struppig und flügellahm,
Der schrie auf einmal heiser:
„Kehr um, kehr um, du junge Braut,
Du bist in einem Mörderhaus!“

Das Mädchen erschrak und bückte sich jäh,
Ihr war ums Herz nicht geheuer,
Da saß im Keller, gekrümmt, steinalt,
Eine Ellermutter am Feuer:

„Ach, armes Kind, was willst du hier!
Sie werden dich schlachten wie alle,
Du gingst in deines Bräutigams Haus
Und fielst in eine Falle!

So bücke dich und drücke dich
Dort hinter des Fasses Dube,
Vielleicht errett ich morgen dich
Aus dieser Mördergrube!“

Da kam die Räuberbande nach Haus,
Trunken, zerfetzt und zerfahren,

Ein blutjung Mägdelein zerrten sie her
An ihren verwirrten Haaren.

Sie rissen vom Leib ihr Tuch und Rock,
Sie schnitten ihr auf das Mieder,
Sie schnürten auf einen großen Tisch
Die armen zuckenden Glieder,

Sie gaben zu trinken ihr dreierlei Wein,
Weißen, gelben und roten,
Da brach in Herzeleid ihr Herz,
Und sie lösten vom Leichnam die Knoten.

Sie hackten in Stücke den schönen Leib
Vom Wirbel bis zur Zehe,
Sie streuten das unfruchtbare Salz
In der Wunden grausiges Wehe.

Und einer sah, daß am Finger stak
Ein Ring und wollte ihn fassen
Und hieb mit der Axt den Finger ab,
Der sich sträubte, sein Gold zu lassen.

Da schnellte der Totenfinger empor
Und fiel, als ob er springe,
Wohl hinter das Faß der Braut in Schoß
Mitsamt dem goldenen Ringe.

Der Räuber suchte sein Beutestück,
Da schrie der Hauptmann mit Fluchen:
„Er läuft dir über Nacht nicht fort,
Laß jetzt dein Kramen und Suchen!
Wir wölln eins in der Karte spieln,
Die Alte kocht derweilen

Im Kessel das weiße Jungfernfleisch,
Ehvor wir es verteilen!“

So soffen sie und fraßen sie
Und johlten, rauften und riefen,
Und fielen wie Tote unter den Tisch
Und schliefen. –

Da schlich die Müllerstochter hervor,
Behutsam über die Leiber
Trat sie mit scheuem Fuße fort, –
Tiefauf schnarchten die Räuber.

Sie ging den Tag und ging die Nacht
Und weinte blaß ihre Hände
Mit tausend Tränen, im Morgenrot
Fand sie zum Waldesende. –

Nun kam der Hochzeitstag heran,
Und als sie saßen beim Essen,
Sie war so stumm, der Bräutigam sprach:
„Schatz, hast du das Sprechen vergessen?!
Die andern erzählten uns alle etwas,
Männer und alle Frauen!“
Sie hob sich im Stuhle, totenblaß,
So schüttelte sie das Grauen.
„Erzähl nun eins, das dir widerfuhr!“
„„Mein Schatz, meins träumte mir nur!

Mir träumte, ich ging einen Aschenpfad
Und ging viel Stunden und Stunden,
Bis ich im tiefsten Mitterwald
Ein finstres Haus gefunden,
Ein grüner Vogel am Fenster hing,

Sein Käfig birkene Reiser,
Geblendet war er und flügellahm,
Der rief auf einmal heiser:
‚Kehr um, kehr um, du junge Braut,
Du bist in einem Mörderhaus!‘“ “

Der Bräutigam sah sie hastig an
Und lachte laut und schwur:
„Nie sah ich Vögel, die solches schrein!“

„„Mein Schatz, das träumte mir nur!

Im Keller fand ich geduckt, steinalt,
Deine Ellermutter, die blasse,
Die weinte laut, als sie mich sah,
Und versteckte mich hinter dem Fasse
Und versteckte mich gut! Als ihr kamet nach Haus,
Fand keiner von euch meine Spur!“ “ –
Der Bräutigam stierte sie zitternd an . . .

„„Mein Schatz, das träumte mir nur!

Ein Mädchen zerrtet ihr her am Haar
Und risset Rock ab und Mieder,
Und auf den großen weißen Tisch
Schnürtet ihr fest ihre Glieder,
Gabt ihr zu trinken dreierlei Wein,
Weißen, gelben und roten,
Da brach der Ärmsten das junge Herz,
Und ihr löstet dem Leichnam die Knoten,
Du schnittest durch die Schnur! –

Mein Schatz, das träumte mir nur!

Und einer sah, daß am Finger noch stak
Ein Ring und wollte ihn fassen
Und hieb mit der Axt den Finger ab,
Der sich sträubte, sein Gold zu lassen,
Da schnellte der Totenfinger empor, –
Mein Schatz, das war ein Springer! –
Der sprang übers Faß in meinen Schoß,

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Und da ist der Finger!“ “

Sie hielt das blutige Glied empor!
Ein Schrei brach grell an den Wänden,
Schon hielt der Müller den Bräutigam
An der Kehle mit beiden Händen,
Ein Drängen und Laufen in Haus und Hof,
Dann konnte der Büttel schalten, –
Da mußte die Hochzeit der Bräutigam
Mit des Seilers Tochter halten!

DER TOTE BESUCH

Essen und trinken sollst du mit Lebenden,
Freude dir gebenden,
Denn das Lebendige freut sich am Wein,
Wer mit den Geistern der Toten zu Tische geht,
Sündigt am Leben und sitzt bald allein,
Wie Jungfrau Margaret.

– –

Nun deck dein Tisch für zweie
Und sei doch ganz allein,
Zwei Löffelchen, zwei Messerchen,

– Aber ja kein Gäbelchen
Darf auf dem Tische sein!

Hol gelben Wein für zweie
Und sei doch ganz allein,
Zwei Gläserchen, zwei Fläschchen,
– Aber ja kein Tröpfchen.
Ja kein roten Wein!

Dein Mädchenzimmer atmet, . . .
Die Wiener Lampe summt und singt,
Andreas-Nacht ist heute,
Die Nacht, die deinen Liebsten bringt.
Zur Zwölf der Zeiger rückt,
Die Uhr lauter tickt, tickt.

Du hast ihn gestern noch gesehn
Braunlockig an die Donau gehn,
Wo seine Kähne schaukeln,
Nun soll Andreas-Zauber ihn
Mit weicher Hand umgaukeln,
Denn also sagt das Volk in Wien:

Essen und trinken sollst du mit denen,
Danach sich sehnen
All deine Sinne und all dein Herz!
Deck nur sein Tischlein, der Liebste wird kommen,
Hat er genommen
Erst deinen Wein und gebrochen dein Brot,
Wird er am andern Tag,
Da er nur dich noch mag,
Wiederkommen.

Die Stiege knistert leise, –
Er hat doch sonst so festen Schritt, –
Jungfer Margret hört offnen Munds,
Wie schlürfend er heut tritt.

Am Treppengitter gleitet
Gespenstisch eine Hand herauf,
Und oben greift sie hart und stumpf
Um des Geländers Knauf.

Es tastet an der Türe, –
Das Lämpchen draußen brennt doch stets, . . .
Es griffelt an der Klinke, . . .
Die – Tür – geht – ruck-weis – auf . . .

Tritt ein. Setzt sich genüber
Der blassen Jungfer Margaret, –
Wie stark ist doch der Zauber,
Der diese Nacht durch Östreich geht!

Seine Augen sind geschlossen,
Seine Wangen gelb im Lampenschein,
Viel Tropfen rinnen nieder
Von Stirn und Haar in seinen Wein.

Seine gelben Hände greifen
Wie Puppenhände übern Tisch, –
Warum sind nur die Hände naß
Und riechen wasserfrisch!!

Sie essen wenige Bissen,
Ein Wort spricht keins,
Wie nächtlich laut der Pendel tickt,
Wie sich der Zeiger sichtbar rückt, –
Eins!

Er steht. Geht durch die Stube,
Sein Rock ihm naß am Rücken hing,
Tappt schläfrig nach der Mützen, –
Im Zimmer standen Pfützen
Von klarem Wasser, wo er ging.

– – – – – – – – – – – – – – – –

Andreas-Nacht ist lang und bang,
Doch einmal wird es Tag,
Die Jungfer, heiß von Träumen,
Noch auf dem Bette lag.

„Margret, wach auf und höre,
Dein Liebster, Margaret, ist tot!
Sie fanden ihn am Ufer
Im blassen Morgenrot,
Es trieb seit gestern abend
Die Donau hin sein leeres Boot!“

– – – – – – – – – – – – – – – – –

Den toten Fischer zog der Zauber der Nacht,
Nun hat er lebendiges Leben zunichte gemacht,
Wohl zwang ihn die Liebe, jetzt zwingt die Liebe er,
Nachts kommt er wieder die Gassen vom Ufer her.

Er schlürft und schlurrt die knisternde Treppe herauf,
Seine Hand dreht tastend um den Geländerknauf, –
Und ob sie die Decke fest um die Ohren schlug,
Sie hörte wenig und hörte doch immer genug,
Und früh vor ihrer Tür war die Diele genäßt,
Ein Wässerchen, wie wohl ein feuchter Schirm es läßt...

Da ward trübsinnig, die einst voll Frohsinn war,
Saß Wochen und Wochen und flocht ihr langes Haar,

Und flocht mit irren Händen die Bänder am Mieder
Und löste die Flechten kindisch und flocht sie wieder . . .

Zu sehr ist Liebe, die den Toten noch liebt,
Weil du nur lieben sollst, was Liebe auch gibt,
Du sitzt mit Lebendigen an des Lebens Tisch,
Und das Leben will deine Liebe gebieterisch,
Und das Leben ist herrisch und so voller Ungeduld,
Daß es auch die straft, die gefehlt ohne Schuld.

DER HUNGRIGE TEICH

Weite Felder am Höderup-Deich,
Mitten darin der Hungrige Teich.

Die Ähren schütteln sich vor Entsetzen,
Der Fisch ängstet haufenweis zu den Netzen,
Wenn aus dem Teich, wie aus tiefer Gruft,
Eine Stimme ruft,
Eine Stimme, die nie vergeblich ruft! –

Der Pfarrer von Höderup geht über Feld,
Johannistag glüht auf der Marschenwelt,
Friedliches Stiefelknarren auf staubigem Wege,
Sonst kein Laut in Flur und Gehege.

Ein Ährenzittern läuft her, wellengleich . . .
Da! – Langsam und klar vom Hungrigen Teich
Heimatlose Worte wandeln durch das Licht:
„Die Stunde ist da, – und der Mensch noch nicht!"

Den Pfarrer packt es, er weiß nicht wie,
Er weiß nur das eine: Flieh! Entflieh!

Und wie er läuft, – noch einmal, ganz nah:
„Die Stunde ist da . . .!“

Vor Höderup, wo die Birken stehn,
Da hat er den Knaben laufen sehn,
Da hat er gewußt: Tu jetzt, was du willst, –
Glaub doch nicht, daß du sein Hungern stillst
Dem Hungrigen Teich!

„Lüt Pieter, min Jung, seg, wo wistu hin?“
Er faßt ihn freundlich unters Kinn.
„„Nich wid! Wi sün ja dor all gliek, –
Eck gah to speelen an Hongrigen Diek!““
„Lütt Pieter, du schallst nich tom Water gahn,
Lop mal nahn Oberdörpe enan
Un seg Herrn Lehr, . . . un frag Herrn Lehr,
Ob hei hüt Ahmd in Kränzchen wär.
Un denn kom gliek to mi torügge,
Aber gah dörchs Dörp, – nich över de Brücke!“ –

Die Diele im Pfarrhaus war weit und kühl,
In der Küche aber, da wallte es schwül,
Da standen die Weiber um Kessel und Trog,
Und Frau Pastor aus der Türe sich bog:
„Katrin, für die feine Wäsche hol gleich
Mal noch zwei Eimer vom Hungrigen Teich!“

Und der Pfarrer wußte: Laß sie nur gehn,
Der wird da draußen kein Leid geschehn!
Und er saß bang. Die Wanduhr tickte,
Unerbittlich der Zeiger rückte,
Und als er nach dem Zeiger sah,
Da wußte er wieder: Die Stunde ist da!
Er trocknete sich von der Stirne den Schweiß,
Der Mittag brütete gar zu heiß. –

Ein geller Frauenschrei! „Rudolf, Rudolf!! –
Schnell, schnell!!“ – Lütt Pieter lag
Tot auf der Diele, gerührt vom Schlag!
Müde und durstig und heißgerannt
Schöpfte er mit der Kinderhand,
Trank er vom Eimer, der dort stand!

Die Küchenuhr schlug durch Brodem und Rauch,
Die Stunde war da, – der Mensch auch!

BIRKENLEGENDCHEN

Birke, du schwankende, schlanke,
Wiegend am blaßgrünen Hag,
Lieblicher Gottesgedanke
Vom dritten Schöpfungstag!

Gott stand und formte der Pflanzen
Endlos wuchernd Geschlecht,
Schuf die Eschen zu Lanzen,
Weiden zum Schildegeflecht.

Gott schuf die Nessel zum Leide,
Alraunenwurzeln zum Scherz,
Gott schuf die Rebe zur Freude,
Gott schuf die Distel zum Schmerz.

Mitten in Arbeit und Plage
Hat er ganz leise gelacht,
Als an den sechsten der Tage,
Als er an Eva gedacht.

Sinnend in göttlichen Träumen
Gab seine Schöpfergewalt
Von den mannhaften Bäumen
Einem die Mädchengestalt.

Göttliche Hände im Spiele
Lockten ihr blonden das Haar,
Daß ihre Haut ihm gefiele,
Seiden und schimmernd sie war.

Biegt sie und schmiegt sie im Winde
Zärtlich der Zweiglein Schwarm,
Wiegt sie, als liegt ihr ein Kinde
Frühlingsglückselig im Arm.

Birke, du mädchenhaft schlanke,
Schwankend am grünenden Hag,
Lieblicher Gottesgedanke
Vom dritten Schöpfungstag!

DRACHE UND ZWERG

Drache von Geburt der eine
Mit dem ungeheuren Schlund,
Neben ihm hockt still der Kleine,
Und er klagt mit spitzem Mund:

„Ewig muß ich bei dir sitzen
Als dein Freund und Hof-Fourier,
Will ich etwas selbst besitzen,
Saugt dein Atem es zu dir!“

Greift Pepito nach dem Brote,
Schlup! Der Drache schlürft es weg,
Aus der braunen Zwergenpfote
Rutscht wie Seife das Gebäck,
Riecht Pepito schief am Glase,
Zieht der Drache ihm den Duft
Mit dem Sog der breiten Nase
Schlürfend aus bewegter Luft.

Ach, die schöne Riedgras-Nymphe,
Die die Schachtelhalme hegt,
Läßt ihr Vaterland der Sümpfe,
Ganz von Liebe fortgefegt
Zu Pepito, zu dem Kleinen,
Und sie liegt an seiner Brust, –
Wirbelnd mit den Strampelbeinen
Hat sie wieder fortgemußt,

Denn der Drache, der im Traume
Tief aufseufzte, sog sie her,
In der wulstigen Lippen Schaume
Klebt sie, plötzlich liebeleer,
Doch Pepito ohne Zagen
Wild dem Freund entgegenschreit:
„Vieles habe ich ertragen, –
Was zu weit geht, geht zu weit!“

Gähnt der Drache sanft und mächtig
Auf getürmtem Reisigbett,
– Sein Gebiß war wirklich prächtig
Und bis hinten hin komplett! –
Mit Geräkel und Geranke
Er die Nymphe von sich niest,
Und die häutge Riesenpranke
Um des Zwerges Hand sich schließt:

„Nimm dein Dürrbein und genieß es,
Aber red nicht solches Blech,
Wenn etwas, so ist doch dieses:
Konstitutionelles Pech!
Daß mein Hauch in tiefen Zügen
Fortsaugt, was juristisch dein, –
Glaubst du denn, mir zum Vergnügen
Schnupf ich deinen Kleinkram ein!

Jungfraunfleisch in weißen Scheiben,
Das ist Drachen-Marzipan,
Deine piepsgen Semmeln bleiben
Stecken mir im hohlen Zahn!
Fliegt dein Liebchen durchs Gemach hin,
Schrei nicht gleich, als ob du brennst, –
Schaff mir lieber eine Drachin
Statt dem Schachtelhalmgespenst!

Wenn sich in der Wiege dehnen
Meine Schwänzelkinder erst,
Dann versuch doch, ob du denen
Bessere Manieren lehrst, –
Kannst uns nicht zum Vorwurf machen
Unsres Atems Wirbelwind,
Weil wir doch nun eben Drachen
Und nicht zarte Zwerge sind!“

Die Spinnhexe

Da war ein Tal, so feucht und kalt,
Und Farrn und Moosgeflecht,
Der blaue Häher strich am Wald,
Und flog der grüne Specht.

Und eine Wiese, Stern an Stern,
Ein stiller Grund war da,
Die wilden Tauben gurrten fern,
Die Grillen zirpten nah.

Und wo am tiefsten war der Wald,
In Disteln scharf gezähnt,
Lag klein und grün und wunderalt
Ein Hüttchen hingelehnt.

Kein Weg führt hin, kein Weg führt fort,
Kein Schlüssel kennt die Tür,
Kein Fenster hier, kein Laden dort,
Nur Spinnweb dort und hier.

Wie silbergrauer Schleier spannt
Sich Spinngeweb ums Dach,
Vom Dach herab ins schwarze Land
Fließts wie ein grauer Bach.

In allen Fensterhöhlen steht
Ein silbergrauer Stern,
Und Spinngewebe lappt und weht
Vom Firste in die Fern. –

Eine Hexe wohnt im Zauberhaus,
Grauspinnweb ist ihr Kleid,
Jahraus, jahrein, jahrein, jahraus
Verspann sie altes Leid,

Verspann sie ihrer Jugend Gram
In ein rauhhaarig Garn,
Und spann hinein viel Schand und Scham
Und sehnsuchtsheißes Harrn,

Spann Küsse, heiße, ohne Zahl,
Spann tiefe Seufzer hinein,
Und spann hinein die alte Qual
Zerbrochner Ringelein.

Sie drehte in das Zaubergarn
Tage voll Glanz und Pracht,
Und wilde Lieder der Gitarrn
Und manche heiße Nacht. –

Die Spindel tanzte heute früh
Noch einmal auf und ab,-
Die Hexe blies den Staub vom Knie,
Nahm Spulen her und Stab.

Am Zauberhaus kreischt auf das Tor,
Nachtnebel floß im Grund,
Die Hexe trug durch Wald und Moor
Zur Stadt ihr Garngebund.

Drei Hemden wob der Stuhl daraus,
Und jedes trug im Tuch,
Und jedes trug ins Land hinaus
Der Hexe Sündenfluch.

Die Nonne

Was nur der Nonne Gertrudis das Herze so fröhlich macht?
– Ein Lachen wie die Taube, die fern im Holze lacht,
Sie schmaust mit blitzenden Zähnchen das dunkle Klosterbrot,
Sie liest sich nächtens die Backen am Hohen Liede rot.

An ihre jungen Glieder schmiegt sich ein Linnen dicht,
Sie trägt ein Hemd der Sünde und lacht und weiß es nicht,
Sie beichtet dem jungen Priester ihres Herzens dunkelen Grund,
Und beichtet mit brennenden Lippen ihren glückverlangenden Mund.

Sie beichtet der runden Arme ausbreitende dehnende Lust,
Sie beichtet die blassen Rosen ihrer warmen schwellenden Brust,
Sie beichtet der weißen Lilie strickumgürtete Glut, –
Da beichtet der Beichtiger selber, und Jugend beichtet gut!

Der Mond ward sacht zum Schilde, zur Sichel ward der Schild,
Die beiden trafen einander beim Muttergottesbild,
Und als die Sichel wieder hing überm Kirchturmknauf,
Da mähte sie die Lilie, die Rosen blühten auf.

Die Klosterglocken dröhnen und läuten in drohendem Ton:
Es ist die Nonne Gertrudis mit einem Priester entflohn,

Doch in die Glocken klingt es wie deutsches Lied hinein,
Und heimlich summts im Kloster: „Verloren ist das Schlüsselein!“ –

Weit drüben in Niederlanden, da träumt ein helles Haus,
Da ruht von Tages Arbeit ein junger Magister aus,
Sein Weib tritt sacht die Wiege, und aus dem Sündentuch
Näht sie zwei kleine Hemdchen, da brach der alte Fluch.

Jeanne Antoinette

„Jeanne Antoinette, nun lauf nicht so,
Jeanne Antoinette!
Meine alten Füße, die können nicht so,
Jeanne Antoinette!
Die Diligence, die dich mit sich nimmt,
Die Diligence wartet ganz bestimmt,
Jeanne Antoinette!

Und in Paris sei höflich und fein
Und halt dich honett,
's muß nicht gleich mit jedem geliebelt sein,
Jeanne Antoinette!
Du bist ein Kind, und Paris ist groß,
Und das Leben darin ist gar kurios,
Jeanne Antoinette!

Der König Ludwig hält prächtig Haus,
Mit Ball und Bankett,

Und ganz Paris lebt in Saus und Braus,
Jeanne Antoinette,
Alle Worte wie Verse voll Honigseim! –
Und ‚Mund' auf ‚Mund' ist ein süßer Reim,
Jeanne Antoinette!

Und hier, du blondes, du Tändelkind,
– Ich stickt es so nett! –
Hier hast du mein letztes Angebind,
Jeanne Antoinette:
Ein Hemdchen, ich nähte es eigens für dich,
Und wenn du es anziehst, so denkst du an mich,
Jeanne Antoinette!" –

Fortschaukelt die Post nach dem großen Paris,
Das fernher graut
Und seiner Königin, die es nicht hieß,
Entgegenschaut.
Sie tanzte so weich die Quadrille à la cour,
Da ward zur Marquise de Pompadour
Jeanne Antoinette.

Rabbi Manasse Kohen

In der Hohen Schule zu Prag sitzt einer,
Wer stillt ihm die Sehnsucht nach Weisheit? Keiner!
Er sucht seinen Gott in der Schrift irgendwo,
Findet er Gott in der Schrift? – Nirgendwo!

In der Rabbischule zu Prag ist ein Summen,
Halb Singen, halb Sprechen und jähes Verstummen,
Halacha, Hagada von früh bis spät,
Und in ewigem Schaukeln ein ewig Gebet. –

In der Schule zu Prag loschen lange die Lichter,
Die Moldaunebel brau'n dichter und dichter,
Einer sucht sich selber bei Sonne und Licht, –
Findet er sich selber? Er findet sich nicht!

„Ach, hätt ich die Flügel der Rosse vom Wagen,
Der flackernd gen Himmel Elijah getragen,
Ich rauschte zu dem, der im Dornbusch brennt,
Des Namen die Rolle der Thora nicht kennt,

Ich taucht in die Tiefen, die Saul sich erschlossen,
Draus quellend der Strom alles Lebens geflossen,
Ich folge des Stroms unterirdischem Lauf,
Und die ewigen Türen, mir springen sie auf!" –

In der Rabbischule zu Prag ist ein Summen,
Halb Singen, halb Sprechen und jähes Verstummen,
Eine Stimme, die fehlt, – und doch schweigt sie nicht,
Sie schrie nur zu laut nach dem ewigen Licht! – –

Vom Stamme der Priester Manasse Kohen
Ist in die weiten Länder geflohen,
Was soll ihm sein Adel! Er lacht und spricht:
„Gesetz und Gebet, – was! Ich glaub ihnen nicht!"

Die Leidenschaften, wie große Winde,
Gehn über sein Herz in Schuld und Sünde,
Er taucht in das Leben – und fand es so tief,
Und so schlammig das Bett, darinnen es schlief.

Und fand überm Strom doch die ewigen Stege,
Und fand in der Sünde nach oben die Wege,
Und fand sich selber, – doch als er sich sah,
Wie der Schnee war die Locke der Schläfen ihm da. –

Der große Rabbi Manasse Kohen
Lebt wieder in Prag, draus einst er geflohen,
Hochgieblig und finster ein dunkles Haus,
Da gehen viel Leute ein und aus.

Und wer einen Sohn in der Fremde verloren,
Und wer verzweifelt an allen Doktoren,
Und wer an heimlichen Feuern verglüht,
Und wer an den ewigen Fragen sich müht,

Sie alle kommen und fragen und klagen,
Und der Große Rabbi muß Antwort sagen,
Seine Weisheit ist mächtig, sein Ruf geht weit,
Heut klagt ihm das Volk sein letztes Leid:

„Wir fingen die Hexe, von der sie sagen,
Sie hätte die Sünde nach Böhmen getragen,
Sie saß und spann tief drinnen im Wald,
Spinnwebenumwoben und wunderalt.

Nun gib, Großer Rabbi, gib du uns den Segen,
Wir wollen sie weich in die Moldau legen,
Die Spindelhexe, die Gift nur gebraut,
Und Liebestränke für Knaben und Braut!"

Da tritt zum Altane Rabbi Manasse
Und sieht hinab auf die tobende Gasse
Und hebt seine Hand, – da schweigt es, – und spricht:
„Ihr habt die Hände der Richtenden nicht!

Und hat sie die Leidenschaft in euch entzündet, –
Habt ihr denn den Fluch ihrer Tränke ergründet?
Wer von euch hat niemals nach Liebe begehrt,
Wen hat nicht die Liebe erst leben gelehrt?!

Gab Leidenschaft nicht euern Zielen die Weiten,
Gab sie euch nicht Götter in Stürmen und Streiten,
Gab Weibern das Kind und gab Männern den Stab, –
Und wißt ihr vielleicht, was sie mir einmal gab!"

Ein Schweigen rings, und dann wie ein Raunen,
Ein Stoßen und Gehen, ein Zögern und Staunen,
Fort schleicht sich der Alte, ihr Fluch losch aus,
Und der Große Rabbi geht ernst ins Haus.

KOMETENJAHRE

„Sonnen-Entborener,
Weit in die Sternen-Meere Verlorener,
Ewiger Wiederkehr Erkorener,
Der du uns Dämmernden leuchtend dich nahst,
Sonnen-Entronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Weltweiser Wanderer, sag, was du sahst!"

Wohl, mich umstarrten die eisigen Fernen,
Schnee sah ich schimmern auf glühenden Kernen,
Wohl, mich umbrausten die Lieder von Sternen,
– Ton ich selber im ewigen Lied, –
Mächtiger tönte das ewige Werde
Schaffenden Geists auf geschaffener Erde,
Heiliger fand ich die große Gebärde,
Wenn sich ein Mensch von der Finsternis schied.

Hinter mir reiße ich durch die Jahrtausende
Flatternde Schleier, breitbrennende, brausende, –

Doch meine sausende
Bahn vergeht mit dem Morgenrot,
Aber wenn ich zur Erde gekommen,
Fand ich die Menschheit ins Helle geklommen,
Fand ich flackernde Fackeln entglommen,
Eh noch die letzten Fackeln verloht!

Newton

Die Runde Kirche hallt die Mitternacht,
Und Cambridge träumt in weichen Wiesennebeln.
Ein Butzenfenster klirrt, – im Unschlittlicht
Lehnt Newton aus dem Rahmen sich zum Himmel.
„Nun hat dir Halley deinen Weg gesagt,
Du seltner Gast, und du wirst wiederkommen,
Wenn längst dies Auge sich geschlossen hat,
Und mächtig zwingen dich die ewgen Zahlen,
Die aller Welten ehrne Formen sind!

Denn der unendlich kleinen Änderungen
Verhältnis, das ein Gott mir offenbart,
Das gilt auch dir, und Fundament errichtet
Ist nun dem bunten Widerspiel der Kraft.
Was auch die Analyse wird errechnen
In Tausenden von Jahren, – alles hängt
In den von mir geschmiedeten ewigen Angeln!

Nun neigst du, greiser Himmelswanderer, dich, –
Da ist kein Ding, das ander Ding nicht zöge,
Und jedes Sternes grade Bahn sich biegt,
Als ob ein immerwacher Ruf ihn riefe
Hin nach der hohlen Seite seiner Bahn,
Und fällt mein Foliant, so fällt die Erde,
Die große Erde, auch entgegen ihm!“

Und liebevoll hebt er empor die beiden
Handschriftenbände, klaffend, dickgebaucht,
Darin die müden Nächte von zehn Jahren
Vieltausend Körner ewgen Werts gesät.
Und heute ist das Riesenwerk vollendet,
Der First gesetzt dem großen Bau ‚Vom Licht'!

Er geht zur Ruh . . . und läßt die Kerze schwelen, –
Und Newton wußte doch so viel vom Licht!
Wie war er arm, wie viel galt eine Kerze, –
Und doch vergaß zu löschen er das Licht!
Wie viele Nächte ohne Schlaf, in denen
Sein Geist doch nichts vergaß, . . . vergaß das Licht!

Die Runde Kirche dröhnt die erste Stunde,
Und Cambridge liegt in Wiesennebeln ganz
Ertrunken, wie die eine klassische Stelle
Stumm lebend liegt in einem platten Buch.

– –

Die Unschlittkerze brennt sich lautlos nieder,
Heimtückisch greift die rachesüchtige Flamme
Nach jenem Werk, das ihr Geheimnis fand,
Sie rührt nicht an die blöde Gänsefeder
Und nicht das Kuhhorn, drin die Tinte glänzt, –
Nur Newtons Werk verkohlt sie sacht zu Zunder.

Auf steilem Pult verknistert Blatt um Blatt,
Bäumt sich empört, wenn an den Büttenrändern
Die Funken laufen, wölbt sich grimmig auf
Und rutscht als schwarzer Staub das Pult hernieder.

Ganz tot, zehnjährige Arbeit tot, ganz tot! – –

Dann kam der Morgen, und die Asche senkte
Sich schwer verdüsternd auf den großen Kopf,
Aus dem die Tränen kindisch niederflossen. –
Newton in Schwermut, Newton ward zum Kind, –
Mich schauderte, – da floh ich in die Sterne!

„Sonnen-Entborener,
Weit in die Sternen-Meere Verlorener,
Ewiger Wiederkehr Erkorener,
Der du uns Dämmernden leuchtend dich nahst,
Sonnen-Entronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Weltweiser Wanderer, sag, was du sahst!“

– –

Kant

Und wieder Nacht und wieder stille Stube,
Darin ein Ewiger Gesetze sucht!

Ein kahles Zimmer, weiß getüncht und ohne
Den kleinsten Schmuck, der Leben würdig macht.
Das einzge Ornament: der dunkle Streifen
Auf roher Bretterdiele, drauf den Weg
Vom Pult zum Bücherschrank Millionen Male
Kants ruheloser Schnallenschuh gesucht. –

Nun schiebt der Zwerg, gebückt, unsäglich mager,
Sorglich zurecht das Kissen auf dem Stuhl,
Sein Diener legt behutsam auf die niedre
Von hoher Schulter seinen Zopf und geht.

Kant starrt durchs Fenster auf zu dem Kometen,
Und märchenschön wird jäh der blaue Blick
Des wunderlichen, ganz einsamen Mannes,
Des Manns, der handelte wie die Natur,
Keiner Erziehung fähig und bedürftig,
Zugleich notwendig ganz und ganz auch frei:

„Zwei Dinge sind es, die das Herz des Menschen
Mit immer neuer Ehrfurcht anerfülln:
Du über mir, gestirnter ewger Himmel,
Und du in mir, du sittliches Gesetz!
Dem Wanderer dort oben sind die Wege
Längst vorgezeichnet, nachgerechnet längst,
Doch woher kamst du einst, das sage mir!" –

Ein Singen weht aus dunkelweitem Himmel
Zum kargen Zimmerchen in Königsberg:

„Im Chaos kreisten sacht die ewgen Dinge,
Gott gab der Schwere, daß sie Leichtes zwinge,
Da ward ein Kern, da lösten sich die Ringe,
Und war kein Ding, das ander Ding nicht zog,
Und kreisend mit gewaltigen Gebärden
Gebaren glühnde Sonnen glühnde Erden,
Die kreisten auch, und Monde mußten werden,
Bis sich die Welt gemach ins Gleiche wog!"

Kein Schauder faßt den schmächtigen kleinen Mann,
Denn so, als ob ein Bruder zu ihm spräche,
Ist ihm der Sternenwelt antwortend Lied.
Tief beugt er sich zur rastlos zitternden Feder.
– –
Der Diener stört: „Hochedler Herr Professor,
Soeben schicken Green und Motherby, . . .

Des Herrn Professors Freund, Herr Motherby,
Zu Gnaden, Herr Professor, . . . sei gestorben."

Langsam nickt mit dem Kopf der stille Mann
Und läßt ihn unbeirrt auf seinen Schriften:
„Geh Er und laß Er mir die Abendruh!

Das Leben lohnt, daß man drum Nachricht habe,
Der Tod ist ganz gewiß, drum nenn ihn nicht,
Was nicht zu ändern, mag ich auch nicht denken,
Denn andres viel zu sorgen hat der Kopf,
In dem Vernunft sich selbst Gesetze findet!"
– –
Todstille Nacht hängt auf die Pregelstadt,
Die Kerze zuckt an seines Freundes Bahre,
Doch unbewegten Herzens sitzt und sinnt
Und schreibt der Königsberger Weise weiter.

„Wohl, dich umstarrten die eisigen Fernen,
Schnee sahst du schimmern auf glühenden Kernen,
Wohl, dich umsangen die Lieder von Sternen,
Ton du selber im ewigen Lied,

Sonnen-Entronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Sag, was dein Auge zum drittenmal sieht!"
– –

Darwin

Wie weiß das Mondlicht auf dem Garten liegt!
Bläuliche Schatten werfen die Boskette,
Und bläulich ist der blonde lange Bart
Durchschattet, der auf Darwins Schulter weht.

Nach jahrelanger Forschungsfahrt daheim!
Durch seinen Garten geht er hin und her,
Und glücklich streicht die Hand durchs taugenäßte
Gebüsch, und glücklich lauscht sein Ohr hinauf,
Wo aus dem offnen Fenster seiner Kinder
Liebliches Lied herschmachtet: „Home, sweet home!"

Und lächelnd grüßt er Halleys Haarstern auch:
„Du Wandersmann, du bist noch nicht daheim!
Wer weiß, ob jemals du dahin gelangst,
Wohin dein Weg entwicklungssüchtig weist,
Denn deine Art auch ist veränderlich,
Wie des Geschaffnen jede, jede Art!

Entwicklung ist alles, bildungsfähig
Ist alles das, was Gottes Hand verließ.
Im Embryo fand ich in zarten Schleiern,
Als bärg Natur in Hüllen ihr Gesetz,
Das, was vergangene Jahrtausende
Lebendig sahen im lebendigen Licht.

Und was vergangene Jahrtausende
Lebendig sahen im lebendigen Licht,
Das fand ich steingeworden in den Schächten
Der alten Berge als ein Testament
Verschollener Jahrtausende an mich.

Und alles fließt, und alles wandelt sich!
Da ist kein Ding, das ander Ding nicht zöge,
Und das Lebendige wird stark bewegt
Von Hitze, Kälte, Nahrungsnot und Liebe,
Und seine Spuren drückt ihm jedes ein.

Und ganz wie deine stille Bahn dort oben
Ergebnis ist von tausend starken Kräften,
Die wie ein Spinnennetz das All durchziehn,
So ist der Weg der Art ein ewger Ausgleich,
Der Kampf ums Dasein lenkt die Kurvenbahn,
Zerschmettert fällt das Ungerüstete
Dem Tode zu, das Starke überlebt, . . .
Gott geb den beiden, daß sie Starke sind!"

Zwei Knaben lärmen aus der hellen Tür
Hinaus zum Vater: „Vater, es ist dunkel
Im Garten, komm herein ins helle Haus!"

Er streichelt sacht die weichen Lockenwellen:
„Wenn ich die Augen schließe, ist es hell,
So hell in mir, daß selbst am Sonnenmittag,
Wenn ich sie öffne, einen Augenblick
Die Welt mir dunkel scheint vor jener Helle,
Die in mir leuchtet!"
Eines Knaben Mund
Sagt zaghaft halb und halb in Neckerei:
„Du, Vater, bist du damit nicht ein – Dichter?"
Und Darwin lächelt ungewiß – „Vielleicht!" –

„Fackeln schwang ich durch die Jahrtausende,
Sprühende Fackeln, breitbrennende, brausende,
Doch ihre sausende

Bahn verlosch mit dem Morgenrot,
Aber wenn ich zur Erde gekommen,
Fand ich vom Licht, das dem Himmel entnommen,
Neue Fackeln der Menschheit entglommen,
Eh noch die letzten Fackeln verloht!"

DIE EINSAMEN

Die Schöpfung der Einsamkeit

Gott schafft nichts neu, trotz aller Schwärmer Ruf,
Er schafft nicht mehr, seit er die Welt erschuf,
Denn als er seinen Hauch ihr eingeflößt,
Ward er von seiner Einsamkeit erlöst.

Das Meer der Einsamkeit umwogte ihn,
Bis er der Ungestalt Gestalt verliehn,
Und als im Schaffen er das Meer bezwang,
Von seiner Flut ein schaumiger Tropfen sprang

Hin in die Welt, zerstiebend tausendfach,
Und tausend Einsamkeiten stoben nach
Und brannten heiß und brachten Wehn und Wirrn
In diese dunkle Brust, in jene Stirn.

Und wen ein Tropfen von der Einsamkeit,
Die Gott einst litt, gezeichnet und geweiht,
Auch er muß leiden, trost- und tränenleer,
Und: schaffend sich erlösen muß auch er!

Wars wieder mal zu viel? Der Philip Koningk
Will jedesmal zum ‚Poort van Muiden' gehn
Und dort –
Das Bier war schlecht, ich wußt es ja,
– Und jeden Abend wird es ja zu viel!

Heimwärts! Wie ist mein Weg so schwer zu finden!
Die Grachten gleichen sich, und die Alleen
Der Ulmen daran her, sie gleichen sich,
Und Grachten, Ulmen, Grachten. – – –
Amsterdam
Ist Amsterdam! Man muß schon Maler sein,
Um das Verschiedene im Ähnlichen,
Das Gleiche im Verschiednen sehn zu können!

Das Licht dort drüben . . . Levi Aschkenas
Schleift noch bei Nacht aus einem Kunstwerk Gottes
Ein Menschenkunstwerk, doch bei Diamanten
Sind unsre Schleifer Ihm doch überlegen, –
Mehr Licht, mehr Feuer!
Als Gott alt ward, schuf
Am achten Tag er aus des Adam Rippe,
Aus seinem eignen sechsten Tag den achten:
Das Weib, das deshalb ewig auch das Mal
Des müden achten Tages sichtbar trägt.

Ach, Künstlerlos, aus einem frühern Werk
Mit dem doch gleichen Griff ein neues schaffen!
Auch Gott tat so, und also tu auch ich
Und steh, wie jeder Künstler jemals stand,
Wie diese ganze große Stadt: Auf Krücken –
Schicksal! . . .

Der ‚Poort van Muiden' ist doch schlecht!
Ich bin heut abend ja gewiß . . . beschränkt,
Doch war der Achter-Burg-Wall immer schöner,
Vor allem nachts, als je der breite Singel,
Und also . . . bin ich doch nicht ganz betrunken!

Ach, wundervoll, ach, Rembrandt, sieh:
Der Mond!!

Und aus dem Gildenhause lärmen grad
Die Schützen vor, – wie schön der rote Mantel
Um Sixens Schulter liegt! – Was trägt sein Mädel? –
Ist das? . . Das ist ein Hahn! – Sie schossen wohl,
Natürlich schossen sie den Gockel aus!

Als ich noch nicht . . . wie . . . heute . . . –, damals schoß
Ich oft mit ihnen, auch um Hähne,
Um Wildbret und was sonst das Herz begehrte, –
Heut bin ich arm und habe nichts zu setzen!

Nur trinken! Ja, zum Trinken reicht es grad,
Trinken ist billig, stillt den Hunger auch, –
„Rembrandt versäuft noch mal in einer Gracht
Antwerpner Lambik-Bier", so sagt Hendrikje,
Und recht hat stets die Magd, wenn tot die Frau!

's ist unser Schicksal: Stets stirbt uns Saskia,
Und ewig bleibt Hendrikje uns am Leben!

Wie schön die Schützen durch das Mondlicht gehn!
Auf Seghers Nacken liegt der bleiche Schein,
Wie auf des Müllerknechtes Nacken Mehl
In Vaters Mühle lag! Hooft sollt es dichten!

Die Dichter, – ja, die können nachts ihr Werk
Erschaffen! – Maler?!
Rembrandt, Rembrandt, du,
Der fünfzig Jahre du die Luft gemalt,
Kannst auch das Licht einseitigen Mondes malen,
Wie er im Kupferkessel drüben glänzt,
Den des Spinoza greiser Vater hängte
Am Trödel-Schuppen vor der Türe aus!

Mein Herz verträgt das Lambik-Bier nicht mehr,
Vielleicht wars auch zu viel . . .
Sieh: Joden-Bree-Straat!
Und da: Ach, sieh, da ist ja Rembrandts Haus!
Als Rembrandt jung war, war er ja so reich
Und hatte Freunde, – ach: Und Sammlungen! . .
Jetzt stinkt ein Schuster aus dem schönen Haus!
– –
Wenn ich nur wüßte, wer den Helm erstand
Auf der Auktion von meinem Hab und Gut!
Saskia malt ich gern, – ach Gott, wie schön
Ein friesischer Körper ist, weiß ja nur ich!
Gott soll verhüten, daß ich jemals diesen
Unsterblichen, – jawohl: durch mich
Heilig gesprochnen Körper mög entweihen
Durch den Vergleich, – doch, ach: Sie wurde alt,
Trotz meiner Zärtlichkeit, – jedoch der Helm! –
Ja, der blieb immer gleich und wundervoll,
Und Wollust meinem Auge bis zuletzt!

Auch ich werd alt! Ich hänge Worte her
Um die Gedanken, die – wie lappige Tücher
Um eine Gliederpuppe – Kleider mimen!
Das Herz ist heut auch ganz besessen wieder,
Bald flattert es im Korbe wie ein Huhn,

Nach dem Hendrikje für die Suppe greift,
Bald bleibt es aus, daß ich vor Angst erschreck
Und denk, es bleibt noch einmal stehn für immer,
Dann kommt sein Schlag, nur unnatürlich laut,
Langsam und laut . . .
Der Weg ist heut so weit,
Doch nach den Grachten, Ulmen, Grachten, Ulmen
Kommt endlich ja auch Rozen-Gracht, darin
Hendrikjes Wäsche nächtens selbst sich spült.
Das öde Haus, das alte wüste Weib!
Ich soll wohl der Gemeinheit eng verschwägert
Und immerzu anheimgegeben sein,
Soll auch wohl einsam sein, damit ich fühle,
Was ich für Volk im Pinsel ehmals trug,
Und soll auch wissen, wie ich einsam bin!

Ob Lucas Bols mir wohl noch kreditiert?
Der Schenkwirt Costers ist ein Schweinehund!

So irr ich alter Säufer denn verbast
An dieser Stadt Kanälen her und weiß,
Wie elend, wie erbärmlich ich geworden!

Was nützt mir die Erkenntnis? – Malt Jan Steen
Nicht auf das Spruchband überm Kopf des Alten:
„Was helfen denn dem Narren Kerz und Brill!
Ich alter Eulerich nicht sehen will!"
Jan Steenens Eulerich, – ja, das bin ich!

Dem Tage abhold, Freund den grünen Schenken,
Freund von jeher dem weißen Mondenlicht, –
Und Freund dem gelben Licht im Kupferkessel
Fern hinter mir an des Spinoza Haus.

Der Alte ist fallit, der Sohn dagegen,
Der Baruch, ist ein Philosoph, – je nun,
Er ist zu mäßig, wie die alle sind,
Doch er gefiel mir sehr, – (die Nasenfalte
Warf einen Schatten, göttlich, gegens Ohr!)
Der Baruch sagte mir bei Bols, es wäre
Glückselig der, der seinen Gott erkannt.

Und ich erkenne ihn ja tausendfach!
Im Licht des Monds auf Mynheer Seghers Nacken,
Im bunten Federwerk von Sixens Hahn,
Im Zauberlicht auf Grachten Amsterdams, –

Ja, ich erkenne Gott, und also bin ich
Glückselig doch! Ich Einsamer glückselig,
Rembrandt, du greiser Säufer, freu dich doch:
In Tränen Rembrandt, aber doch glückselig!

Beethoven

Ich will zum Stefansdom, . . . obgleich der Regen
Mir grade ins Jabot schlägt, – einerlei!
Und wenns verdirbt! Sie lachen ja nur drüber!
Recht! Recht! Es ist ja unmodern! – Zum Dom!

Gleich zwölf Uhr Mitternacht, – ich hör vielleicht,
Wenn ich recht nahe bin, der Glocken Schläge,
Mein Gott, ich hört sie gern noch mal!
Und bin
Doch tauber heute, als ich jemals war!

War das nicht Wisinger? Er sah mich nicht!
Er sah mich wohl, doch wollte mich nicht sehen!
Ja, wer ein Schrulliger und Tauber ist,

Vor dem läuft alles weg, – ‚Verrückt, der Kerl!'
Mag sein, – ich will nicht heftig drüber werden,
Mein Leben ging ja eh Prestissimo,
Con fuoco gings, – und läuft Andante aus.

Andante, – ‚Gehend'! Ja, in ewgem Wandern
Durchirre nachts ich meine liebe Stadt,
Doch Wien ward regnerisch und trüb und still,
Einst war es fröhlich! – War es fröhlich mir?

Die Esterházy, Kinski, Lobkowitz,
Zu lauten Festen luden sie mich ein,
Ich spielte, schenkte ihnen Sinfonien,
Und sie –?
Geh her, ein Trinkgeld! Weiter nix!
Und alle Menschen wurden Brüder, ja!
Wenn ich am Flügel.....
No, der Schiller ist
Zu gut, um Witze drüber herzuspracheln!
Ja: wo mein sanfter Flügelklang war Freude! –

Beethoven, geh, nixnutzig warst du nie,
Nixnutzig ist dein Wort und Lästerung!

Nachtschwarz Gebirge steigt der Stefansdom,
So wie am Semmering die Felsen-Massen,
Blauschwarze Nebel wallen um die Schründe,
Ein Tobel droht, die Zacken dämmern auf.
– –
Die Sackuhr zeigt doch zwölf, – was schlagt da nicht
Am Turm die Uhr?! . . .
Auch das, auch das nicht mehr!!
Verflucht da drin auf deinem Hochaltar,
Verflucht du Vater überm Sternenzelt!!

Nun ganz allein, allein mit mir, und alles
Zerstört, was an die Welt mich hingehängt,
Der letzte Schall dem toten Ohr erstorben,
Verfault das letzte Tau, das an dem Ufer
Der Welt mein müdes Freuden-Schifflein hielt!

Einsam! Was bleibt dem Einsamsten, dem Tauben?

Die Welt lacht über keinen Blinden! – Taub? . . .
Was ging der Wisinger so schnell vorüber, –
Vielleicht wars gar nicht er? – Er war es doch!

Mißtrauen, ach: Mißtraun, das lohnt ja wohl,
Daß einer fünfzig wird, um zu mißtraun!
Ja, mir lohnts wirklich herrlich, – ja was denn!
Vielleicht gar heimzugehn, in kahler Stube
Nicht Weib, nicht Kind, nicht Freund! Im öden Raum
Der dürren Schwestern Zeichensprache, trüb
Und ungewiß im Kerzenlicht, zu sehen,
Halb zu verstehn, ganz zu mißbilligen?!
Es lohnt die Welt nicht mehr dem ganz Ertaubten,
Es lohnt das saure Leben mir nicht mehr!

Da schwärmen noch vom Café Stefanie
Die Cavaliers, am Arme Demoisellen,
Die sich vor Lachen in den Hüften biegen,
– Gerten im Plätscherbache, – ja, Gelächter!
Ich seh ja nur der schlanken Leiber Beugung,
Der Krinolinen Wogen, und im Licht
Der Tranlaterne auf den weißen Strümpfen
Das feine Kreuz der Bänder ihrer Schuh,
– Ein Kreuz, du Musikant, das nicht erhöht, –
Und auch ihr Lachen ist mir ewig tot,
Ins Tonlose versenkt . . . . . .

Sie fliegen hin,
Die Sterne dieser Welt, im Sphärenklang
Von Kirchenglocken, Uhrenklingen, Klappern
Der Hufe von Fiakern auf dem Pflaster,
Vom Finkenschlag und Kinder-Lärm und Jauchzen!
Und weiter tafftner Röcke Bausch und Rauschen,
Spektakel auf dem Naschmarkt, Tanzgeschleif
Und Singen auf des Praters Donauwiesen,
Wenn sonntags dort die Prager spielen auf,
In Sievering beim Heurigen der Gläser
Gedackter Klang, der Karten Raschellied,
Und ab und zu der Dose scharfer Knack,
Wenn zum Tarock im Grünen wir gesessen,
Trommeln der Wache, Krach und Schlag des Blitzes,
Des Windes Sausen durch die Jalousien
Und, – ach! –:
Der leisen Menschenstimme Ton!

Einsam! Was bleibt dem Einsamsten, dem Tauben?!

In tiefer Brust die heilige Sinfonie,
Die nur er selber hört – und niemals schreibt!
Geh, Ludwig, wars nicht je der schönste Klang,
Den du im Innern Ohr gehört? Und bleibt
Dir nicht dies höchste Gut?!
O Seligkeit,
Du meine höchste Seligkeit, du bliebest,
Du Freude, schöner Götterfunken, du
Holdselige Tochter aus Elysium,
Und feuertrunken in dein Heiligtum
Tret ich, du Himmlische, du bindest wieder,
Was meinem Ohr ein böser Geist zerriß!
Das Beste blieb mir, – Gott, ich danke dir!

Und froh, wie deine Sonnen jemals flogen
Durch deines Himmels prächtigen Plan, so
geh ich
Beglückt nach Haus!
Was sollen Menschen mir,
Was sollen Freunde, was der Welt Gelärm,
Was soll mir noch Musik! ....
Der Windischgrätz
Schenkte mir neulich eine seltne Flasche,
Tokaier, sagte er, – sei es, was es sei!
Ein Glas dem guten Geiste droben soll,
Dem überm Sternenzelt, gewidmet sein,
Denn er gab Freude, gab den Götterfunken,
Die Tochter aus Elysium auch mir!!

Goethe

Laß Er den Brief unregistriert! Ich mag
Nicht im Journal noch mal drauf stoßen, – niemals!
Einmal empfangen war schon fast zu viel, –
Und geh Er, John!
Wie? Morgen früh? Nein, morgen
Brauch ich Ihn nicht, ich werde nicht diktieren, –
Nun geh Er schlafen . . . . . !

Laß Er mich doch endlich
Allein! Mich macht der Hasenpfote Ton,
Mit der den Streusand Er vom Tische fegt,
Schon leiden! –
Ja . . . und Dank Ihm für Sein Beileid, John!
– –
Der einzge Sohn gestorben, fern in Rom!
Was hilft mir nun, daß ich mich aufgeschleudert

Den Sternen zu, was hilft mir nun der Kranz
Auf kahler Schläfe, – und was soll mein Leben!

Dem Pfeil, der hoch zum Ziele schwirrte, brach
Die Spitze ab, nun flattert haltlos er,
Unfähig, im ersehnten Zweck zu haften,
Sinnlos im Raum. – Der Lorbeer auf der Stirn
Ward auf einmal zum bitteren Symbol
Für das, was ich verloren: Er trägt Frucht!
Wie höhnisch seine goldne Beere grinst
In Fischers Medaillon von meinem Haupt!

Des Lebens Herzblatt faulte mir heraus,
Sinnlos ward Werk und Leben, – eine Kette
Zur Zukunft war ich, – und ward letztes Glied
Der scheinbar ewgen Kette, – denn die Enkel
Werden nach ewigem Gesetze kindlos,
Wie meiner Art Entsprossne alle, sein!
Ach, Einsamkeit des Kinderlosen, Letzten!

– –

Was willst du? Geh zur Ruh, Ottilie! Nein,
Ich will allein sein, will auch dich nicht sehn! –
Nein, nimm den Pontacq wieder mit, – du denkst
An meinen Wein, – schon gut, ich kenn dich ja,
Gut bist du, aber Gut ist manchmal Schlimm,
Geh schlafen . . .
Deine Träne tröstet nicht!

Wie sollte sie, die doch die Witwe ist
Und selber leidet, trösten können, – nein!
Und Weibertrost reißt ja nur Wunden auf,
Weil er Zusammenhänge nicht erkennt,

In denen mir zu leben zur Gewohnheit
Und zum Bedürfnis ward. Sie kennt ja nicht
Mein Werk, so wie ich ihrs, die Enkel, kenne!

Was weiß das Weib vom Manne denn? Soviel
Wie von des Schiffers blinkendem Sextanten,
Von seiner Fahrten Plan und fernem Hafen
Der breite Schoß des blinden Schiffes weiß,
Obgleichs ihn trug – und trägt – und tragen muß!
Er steht auf seiner Brücke, rastlos zittert
In seiner Brust der Ewige Magnet,
Er sieht die Sterne weisen, sieht am Himmel
Des fernen Leuchtturms Feuer Richtung rufen,
Und keiner darf ihm nahn, – auch er allein,
Ach, Einsamkeit des Mannes, – jedes Manns!

– –

Das Brief-Journal ließ John mir liegen, seinem
Der Ordnung untergebnen Sinn tats weh,
Daß dieser Brief nicht einzutragen war,
Wo alle andern stehn . . . . . .
Ja . . alle . . andern:
Murray schickt mir aus London Byrons Verse,
Coudray legt aus Paris das letzte Werk
Beschreibender Geometrie mir vor,
Und Wackenroders Lüneburger Sandstein
Will mit dem Jenaer verglichen werden,
Meckel zeigt mir sein anatomisch Buch,
Und Boisserée schickt Zeichnungen, – der Strich
Des Stechers wuchs an Kraft, – sehr schön . . sehr schön!
Und Briefe von Carlyle, von Humboldt auch,
Die seltne Pflanze soll Oxalis sein, –
Die Pflanze meiner Jugend such ich heut
Schon lang nicht mehr! – Professor Huschke schickt

Mir ein Modell des Ohrs, in Gips gefügt,
Vogel hat gar ein klein Genie entdeckt –
Neumodig Büchlein, was willst du mir heut! –

Wozu das alles! Jede Stufe, die
Mein aufwärts eilender Fuß jemals betrat,
Ächzt Jahre lang nachher noch hinter mir
Von der Berührung, will mich immer wieder
Zurück bewegen, – und auf neuen längst,
Zu immer höhern klimme ich empor,
Und einsam bin ich immer auf der letzten!

Nur hinter mir, da drängt der Freunde Schar,
Der Freunde, die so bitter spät verstehen!

Freunde wozu? – Mir helfen Freunde nicht,
Sie hülfen wohl, doch wo sollt ich sie finden, –
Nur meines Kopfs Genossen finde ich!
Dem einen bin ich Sammler, dem Minister,
Dem dritten Dichter, dem da Astronom
Und Arzt und Physiolog, Theaterleiter,
Botaniker, – was weiß ich alles sonst! –
Doch war ich einem Freund? – Gar: Mensch! Gar
Goethe?!
(Und war mir einer jemals mehr als ich?)

Es wirft das Prisma seine Strahlen her
Und webt das Funkelband des Regenbogens.
Dies Fleckchen Wand schwört ja das Prisma blau,
Daneben kreischt ein anderes: Nein, gelb,
Gelb ist das Glas, ich weiß, ich seh es doch!
Daneben heißt es: Glaubt mir, es ist rot! –
Die kalte Kantensäule aber schweigt
Und ist zugleich farblos und Schöpferin

Von allen Farben doch! Bewußt in sich
Trägt sie erschauernd das Vielfältige,
Sie gibt der Umwelt von der Sonne droben,
Die sonst unfehlbar und verblindend wäre,
Den farbigen Abglanz, Mittler ist sie ganz
Und gibt der Umwelt, –
und empfängt von ihr?

Und was gibst du, du immer Gebender?

Gibst du nicht Farbe auch der grauen Welt,
Zerlegst des Ewgen Lichtes weißen Strahl
Und färbst die Welt, –
und täuschst sie über
Das Ewge Licht, das ohne Farbe ist,
Nur Glanz, nur Helligkeit, nur Glorie ist,
Unsehbar Augen, daraus Tränen rannen,
Erkennbar nur dem Auge tief da drin? –

Ein Prisma bin ich und der Glorie Mittler!

Ein Schicksal ist es, keinem andern gleich
An Schrecknissen, an Leiden und an Gnaden,
An Wundern und an Wundern, – selbstgeschlagnen
Und selbstgeheilten, – ach, an Wunden reich!
– –
Doch darum darf ich auch, ich, der ich schaffe,
Zerstören! Darf vernichten, was ich schuf,
Darf Freunde leis beiseite schieben, wie
Der Lebende die Toten eingräbt, darf
Die Tochter selbst fortweisen, die den Weg
Des Schaffenden mit ihrer Liebe sperrt,
Ich darf bejahen, was mir schaffen hilft
Und darf verneinen, was mich niederdrückt!

Und also:
August lebt! Ich wills: Er lebe!
Er ist wohl nur verreist, was schiert es mich,
In welchem Land, in welcher Welt er lebt,
Jawohl: Abwesend nur will ich ihn nennen!

Und doch trennt das gewaltsam wilde Wort
Nicht nur den Schmerz von mir, – nein, auch den
Sohn,

Und selber trenn ich von den Lebenden
Bewußt und wundergläubig dieses Herz!

Ein Abergläubischer ist jeder Dichter,
Glaubt an der Hand weissagendes Gespinst,
Und glaubt an Träume, glaubt an das Gelichter,
Das ihn in Wald und Bergen scheu umgrinst,
Glaubt an der Tage gleiches Wiederkehren,
Und Sternenweisheit war uns heilig stets,
Und glaubt an heute nicht geglaubte Lehren,
An Wunder der Magie und des Magnets, –
Und an die Weisheit seines innern Richters!
– Ach, Einsamkeit des Schaffenden, des Dichters!!

Nachklang

Es ist die Einsamkeit der eignen Schuld
Zu tragen leicht dem schöpferischen Geiste, –
Wer schuldig leidet, der lernt leicht Geduld!

Er schiebt ja doch den Feinden zu das meiste,
Und ob ihn auch Verachtung rings umdroht,
Auch Freunde findet immer der Entgleiste. – –

Es ist die Einsamkeit des Leids, der Not
Zu tragen auch, denn aus dem Innern leuchtet
Reines Gewissen, das wie Abendrot

Auf Feldern glänzt, die Tränentau gefeuchtet, –
Ihr sanften Regenbogenfarben strahlt,
Wie ihr von je der Sündflut Graun verscheuchtet! – –

Doch wer mit Einsamkeit den Pakt bezahlt,
Des Siegel er als seines nicht erkannte,
Wen Leid mit breiten Steinen mürbe mahlt,

Und der die Steine ‚Ich' und ‚Mich' benannte,
Wer sich in eine Sklaverei gestellt
Und deren Stirnen-Mal sich selbst einbrannte,

Wer nur sich selber stößt, sich selber hält,
Dem ward das fürchterlichste Los der Zeiten,
Denn schaffend schafft er um sich eine Welt, –

Und schafft doch ewig neue Einsamkeiten!

DREIGESPRÄCH

Der Abend sank, des Parks Kastanien rauschten,
Ihr Schatten schwankte dunkelnd durch den Saal,
Drin wir zu dritt Dämmergespräche führten.
Der eine saß – ein letzter Funke Licht
Hing noch im Silberrade seines Spornes –
Und koste eine alte liebe Hand,
Der andre in der grünen Joppe sprach:

„Mich soll einmal des Waldes Erde haben,
Tief drin im Walde sollt ihr mich begraben!
Um die Hirschhaut, darein ihr mich legt,
Die Buche die feinen Wurzeln schlägt
Und hält mich in ihren Armen fest,
Wie die Mutter ihr totes Kind nicht läßt.
Dann schnürt des Nachts der Fuchs vorbei,
Er wittert und lauscht dem Eulenschrei,
Und fegt der Bock und schlägt mit dem Lauf,
Dann weiß ich da unten: Die Jagd geht auf!

Dann hör ich von ferne der Treiber Schrein,
Dann kommen die Vettern von Brandenstein,
Von Ranis und Ludwigshof durch den Wald,
Und es knackt das Gestrüpp, und die Büchse knallt,
Und die Rüden kläffen, das Echo klingt,
In den Buchenkronen der Herbststurm singt,
Und fern im Grund, in der Häher Schrei
Da klingen die Hörner so weich und frei,
Und das alte Jägerherz jubelt mit Macht:
Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht!“

Der andre, in der Lederweste, sprach:
„Lacht mich nicht aus und denkt nicht drüber nach:
Mir kam bei meines ‚Sperbers‘ Galoppaden
– Es war im Großen Preis von Baden-Baden –
Einmal der Wunsch: Hier, hinterm Hindernis,
Da trüg ich leicht des Grabes Finsternis!

In des Geläufes weichen Sand vergraben,
Wo landend ihn der Huf der Gäule schlägt,
Da möcht ich meine letzte Stätte haben,
Wenn mich der Tod einmal vom Sattel fegt!
Da hör ich über mir wie Regentropfen

In heißem Hetzen harte Hufe klopfen
Und hör die Eisen leise klingen,
Und hör den Peitschen Sausen und Singen,
Und hör das süßeste aller Lieder:
Das Lederknirschen der Sättel wieder!

Und wenn da droben das Feld hinschießt,
Tief im Grab eine welke Hand sich schließt,
Eine Zügelhand, die nicht vergessen kann,
Und ein Reiterherz weint zur Sonne hinan:
Das höchste Glück der Erde
Lag auf dem Rücken der Pferde!"

Im Saale wird es dunkler. Eine Stimme
– Ach, eine liebe alte Stimme – sagt:
„Dreifach hat Gott der Frau das Glück geschenkt:
Drei Kinderstuben sieht sie sacht sich füllen,
Draus ein Geschlecht den Schritt ins Leben lenkt.

Und dreimal hilft Er unsre Tränen stillen,
Wenn die Geschwister, wenn die Kinder dann,
Und dann die Enkel ihren Weg erfüllen.

Drei Kinderstuben wieder leer, – was dann?
Soweit bin ich, und näher wohl als ihr
Steh ich der großen Frage: Wo und Wann!

So möcht ich denn, ich könnt von meinem Grab
Hierher ins Schloß, ins Kinderzimmer sehen!
Ich seh im sonnigen Raume auf und ab
Unsres Geschlechtes junge Mütter gehen,
Ich seh sie fromm den Erstgeborenen stillen,
Die Kinderstube seh ich sacht sich füllen,
Und immer wieder kommt das große Glück
Für meine toten Augen mild zurück:

Die runden Stirnchen und die seidnen Haare,
Das süße Ungeschick der ersten Jahre,
Der kurzen Händchen unbeholfnes Greifen
Nach Vaters Augen und nach Mutters Schleifen.
Und dann versucht der kleine Kerl zu gehen
Und redet klug, – und niemand kanns verstehen,
Die Spiele dann, und dann, ach, wird er groß,
Und sitzt nicht mehr auf seiner Mutter Schoß,
Und braucht nicht mehr die tausend Zärtlichkeiten,
Die Mutterhände selig um ihn breiten.

Und immer schneller wandelt Jahr um Jahr
Und nimmt der Mutter, was ihr Liebstes war,
Denn ihres Kindes liebste Jahre sind
Doch jeder Mutter die, da es noch Kind!
Und diese Jahre möcht ich wieder sehen,
Solang noch unsres Schlosses Mauern stehen!" –

Ganz dunkel wars geworden. Überm Park
Stand schwer und massig eine Wetterwolke,
Die Eichen grollten im Septemberwinde,
Die ersten Blitze warfen kühn und grell
Ins Meer der Dunkelheit den Tropfen Tag,
Und ein geheimnisvolles Amen rief
Aus fernem Land der große Donner her.

DER TODSPIELER

„Herr Pastor, kommen Sie! Ihr Abendtisch
War ausgezeichnet, und das Bier ist frisch
Und reicht schon noch zu ein paar Zügen Rauch!–
Danke, ich brenne schon! Nach altem Brauch
Gehn wir noch etwas in Ihr Gartenzimmer! –

Ihr Junge schläft, – son Bengel schläft ja immer, –
Da setzen Sie sich mal an Ihr Klavier! –
Nein, keine Redensarten! Ihr Patron
Bittet recht schön und weiß: Sie könnens schon!"

„Verzeihung, Herr Baron,
Ich kann so wenig heut wie jemals spielen,
Weil gar zu schauerlich und zufallsblind
Aus Gottes ewger Hand die Würfel fielen,
Die meinem armen Kopf doch – Würfel sind!
Warum es mir an Mut zum Spiel gebricht,
Wenn ichs erzähl, – Sie drängten weiter nicht.

Es ist jetzt her so sechs bis sieben Jahr,
Damals, da lebte meine Frau, und gerne
Spielt ich ihr vor, wenn Büblein schlafen war,
Und sie sah träumerisch
Vom offnen Gartenzimmer in die Sterne.

Und einmal spielt ich auch, – ich weiß es noch,
Mir wars, als wüchsen meiner armen Seele
Dabei zwei Schwingen, rein und engelshoch.
So spielt ich nie vorher, und aus der Kehle
Kam wie von selbst dazu ein Dankgedicht.
Ein Dank an Gott für all sein Gnadenlicht,
Für Weib und Kind, – denn unser Ältester schlief
Im Kämmerchen, das nach dem Hof verlief.

Und in mein Spielen hör ich plötzlich leise
Ein fein Geräusch, wie Schritte, hinter mir,
Und seh im Spiegel über dem Klavier
Wie unser Kind nach des Chorales Weise
In tiefem Schlaf tanzend ins Zimmer geht!
Und hebt sein Hemdchen zierlich in die Höh,

Zierlich in die Höh,
Und tritt so leis auf nackter kleiner Zeh,
Nackter kleiner Zeh,
Dreht sich und biegt sich im Mondenlicht
Und weiß es nicht,
Macht ein blasses tiefernstes Gesicht.

Da, ein Geräusch, – im Lehnstuhl meine Frau
Drehte sich um, – das Kind schreit, wacht auf
Und fällt taumelnd hin! Wir wußten nicht genau,
War es der Schreck, war es die Abendluft,
Doch stand der Knabe nicht mehr auf,
Und nach zwei Tagen legte ich die letzten
Rosen auf seinen Sarg, die taubenetzten . . .
Wir haben damals nicht daran gedacht,
Daß ihm mein Spiel den frühen Tod gebracht,
Wir hatten andrer Sorgen viel, – das zweite
War unterwegs und kam, und dann im nächsten März
Drückt ich den dritten, der da schläft, ans Herz.

Und dann drei glückliche und stille Jahre,
Da kam die Diphtherie ins Kohrener Land,
Und täglich streckte auf des Kirchspiels Bahre
Ein Opfer ihre mitleidlose Hand.
Hänschen, der ältere, lag schwer darnieder,
Und tagelang schwankte der Waage Zunge,
Ob Leben oder Tod. Indes, der Junge
War kräftig von Natur und wurde wieder,
Ganz langsam zwar, doch wurde er gesund
Und lag nun matt im Bett mit blassem Mund.

Mir war so voll das Herz von großem Dank!
Wie hatte Gott erhört die heißen Bitten,
Gewiß, er wußte, was mein Herz gelitten

Und wollte nicht, daß es noch tiefer sank.
Und in mir riefs: Nun stimme Lieder an,
Nun preise Gott, der solches hat getan!

Ich spielte wieder. Rauschend quoll der Strom
Des mächtigen Chorals empor und hob
Schier über mich hinaus in Gottes Dom
Des ewgen Trösters Preis und Lob:
„Nun danket alle Gott
Mit Herzen . . .“
Ein Gedanke, der wie eine Ratte huscht, . . .
Nun ist er fort, – wie kam mir der Gedanke! –
Er schläft ja längst schon nebenan, der Kranke!

„Der große Dinge tut
An uns und . . .“
Wieder, wieder Gedanken wie graue Ratten,
Die sich lange versteckt gehalten hatten!
In der Zimmerecke knistern sie leis
Unter dem großen Schranke, –
Und nebenan schläft doch so ruhig der Kranke!

„Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an . . .“
Knistern sie leis, . . .
Knistern sie leis:
Ob er wohl weiß,
Wann er zuletzt berührt diese Tasten?
Wie, wenn nun wieder . . . just bei Lob und Danke, –
Die grauen Ratten tollen und hasten!! . . .
Ach, nebenan schläft doch so ruhig der Kranke! –

Die Töne werden schwerer, schleppend fast,
Die Hände zittern, . . . und da läuft ein Grauen

Mir übern Rücken, denn ein kleiner Gast,
Ich fühl es, kommt ins Zimmer! – –

Ich wage nicht, zum Spiegel aufzuschauen,
Ich wage nicht, die Hände fortzutun,
Ich stiere vor mich hin und spiele starr vor Grauen
Und wie zum Spott
Mit lauten Machtakkorden: ‚Nun danket alle Gott!'
Und leise hör ich jedesmal,
Bei jedem schweren Takte im Choral
Ein leises nacktes Schreiten,
Tanzen . . . Gleiten!

Ich spiele lauter, lauter immerzu,
Umsonst, ich decke nicht die leisen Laute zu!
Ich höre in das Gehen
Ein leichtes Hemdchen wehen
Und hör an feinen Hacken
Ab und zu
Im Tanz ein Knöchlein knacken. –
Da schlag ich wie toll in die Tasten,
Hilf, allmächtiger Gott:
„Nun danket alle Gott!" –

Umsonst! – Immerzu
Meines Knäbleins süße
Weiche bloße Füße
Tanzen ohne Ruh
Durch die Stube, – dort und hier,
Immer hinter mir . . . . . ! ! !

Ein Schrei! – Ich brach besinnungslos zusammen
Und lag bewußtlos viele Wochen lang,
Vor meinen Augen lauter Flammen,
In meinen Ohren Kirchenlobgesang,
In meinem Hirn, immer wüster und wilder,

Entsetzliche Bilder,
Gottlästernde Worte, teuflischer Spott,
Und immer dazwischen die Töne:
„Nun danket alle Gott."

– –

Als ich nach langer, langer Zeit erwacht,
Da war der Kleine längst zur Ruh gebracht,
Da war es einsam, einsam um mich her,
Denn auch mein liebes Weib fand ich nicht mehr.
Ich bat, mich aus der Stelle fortzutun,
Ich mußte meine müde Seele ruhn
Und kam dann, Herr Baron, durch Sie
In diese weltentlegene Parochie.

Und wenn ich vorhin mich geweigert habe,
Jetzt wissen Sie: Ich spiele nun und nie, –
Da drinnen schläft mein letzter Knabe!"

BALLADE IN FLÖREN

Im Doktorkasten des Bestecks Gefunkle . . .
Da hob sich drüben lauernd leis ein Lauf,
Und die Pistole schlug das dunkle
Und wimperlose Auge zu ihm auf, –

Und sah ihn an . . . und was in einzlen Bildern
Bisher nur unverbunden in ihm stand,
Das ward bewegter Film und ward ein Schildern,
Das rasend sich von dunkler Spule wand.

– – – – – – – – – – – – – – – – – –

Wer gestern allzu heiß genoß,
Der büßt es eben heute, –
Es war einmal ein altes Schloß
Voll junger Edelleute.

Wie schlanke Reiser standen sie
Um eine weiße Rose,
Und bunte Bänder banden sie
Um diese makellose. –

Ein Regen fiel, die Nacht war kühl,
Im Gang die Haspen funkeln,
Ein leiser Schritt, – die Luft ward schwül,
Sie küßten sich im Dunkeln.

„Was lange in dir schlief, ist
So spät erwacht in süßem Drang!“ –
„„Wenn der Brunnen tief ist,
Ist die Kette lang!““

„Und doch kannst du küssen,
Als ob dirs dein Mund gelehrt!“
„„Liebster, Rosen müssen
Duften lernen unbegehrt!““

„Deinen Bruder bitt ich
Morgen offen dich als Braut!“
„„Liebster, alles litt ich,
Die ich dir vertraut,

Doch ich darf nicht leiden,
Daß er von uns zwein erfährt,
Weil sich von euch beiden
Einer von mir kehrt!

Seiner Freunde bester
Hat schon von mir Schwur und Wort,
Und er schützt die Schwester
Für den Fernen dort.““

„Und du konntest kosen,
Trotzdem, wie für mich allein!?“
„ „Duften nicht die Rosen
Einem – und auch zwein?“ “

„Wort ist Spinneweben,
Reiß es mir zulieb entzwei!“ –
„ „Wer sich ganz gegeben,
Der ist nicht mehr frei . . .“ “

„Und er nahm die Gabe,
Die ich nicht im Traum gewann?!
„„Warst bis jetzt du Knabe,
Sei von heute auch – ein Mann!““

„Ja, als Mann will ich der Männer
Ehrenhafter Freund auch sein,
Und als ehrlicher Bekenner
Wird dein Bruder mir verzeihn!“ – – –

Er stürmte fort und küßte nicht
Den Tau vom Rosenblatte, –
Er mochte wohl die Rose nicht,
Die keine Dornen hatte.

Er dachte nicht, daß sein Genoß
Ihn doch mit Tod bedräute, –
Es waren in dem alten Schloß
So junge Edelleute!

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Im Doktorkasten des Bestecks Gefunkle,
Da hob sich drüben lauernd leis ein Lauf,
Und die Pistole schlug das dunkle
Und wimperlose Auge zu ihm auf . . .

DREI WUNDEN

Sie trugen, wenn sie starben,
Drei Zeichen geschwisterlich,
Jeder trug die drei Narben,
An denen erkannten sie sich,

Drei rote Wunden haben
Jedem gefärbt das Kleid, –
Ich habe den letzten begraben
Und weiß Bescheid!

– – – – – – – – – – – – – – – –

Wir jagten im Deisterwalde
Und der Eber nahm ihn an, –
Es waren an der Kniggen-Halde,
Die damals stand in Tann,

Es loderten seine Haare
Goldflammen im grünen Moos,
Des Ebers Gewehre wie Schare
Pflügten erbarmungslos

Seinen glatten Knabenschenkel,
Bis wo ihn die Leiste umschrieb, –
Wir fanden des Stiefels Senkel
Fünf Finger tief in dem Hieb!

Da griff er ihm in den Rachen,
Riß Zunge raus, Schlund dazu,
Und schrie in Jubel und Lachen:
„Und ich bin doch besser als du!“

Es war ihm selig die Stunde
Und war ein heiliger Hohn,

Es umglühte die sprühende Wunde
Dreifach seine sprühnde Passion.

– – – – – – – – – – – – – – – – –

Und ich war auch damals zugegen
Im Morgen-Tale am Rohns . . .
Wer will auf die Waage legen
Die Gewichte der Sühne, des Lohns?

Und ich hab das Pistolenwechseln
Getan wie ein Kartenspiel, –
Wer will denn noch Worte drechseln,
Wenns einer Frau so gefiel!

Und ich hörte das „Eins . . Zwei . . .!“ hallen,
Und ich schrie zu der Kugel: „Bleib!“ –
Wer will in die Arme fallen
Dem ewigen Kampfe ums Weib!

Und ich hörte die Kugel schrillen,
Und ich sah sein stolpernd Gestampf, –
Aber wer kennt Gottes Willen
Im heiligen Herrenkampf!

Und er lag mir blutend im Arme,
Und als ich durchs Haar ihm strich,
Da . . . Worte . . . röchelnde, warme:
„Glücklicher bin doch ich!“

– – – – – – – – – – – – – – – – –

Ach, muß ich denn alles erzählen,
Mir ist so jämmerlich,
Ihr könnt doch einen erwählen,
Der besser erzählt als ich!

Ihr saßet doch mit im Schlitten
Von Rokitno-Sarny nach Lych,
Und seid doch mit uns geritten,
– Warum denn immer nur ich!
– – – – – – – – – – – – – – – – –

Er war von uns allen der Beste. –
Als das bleierne Vöglein kam,
Die Hand auf das Koppel er preßte
Und sah mich an wie in Scham.

„Wer hat ihr die Wege gepfadet
Übers sumpfige Pripet-Land,
Bin ich denn vor euch begnadet
Zu sterben fürs Vaterland!“

Ich hab an der Birkenschneise
Ihm aufgeschnitten den Rock,
Wie tröpfelte fleißig und leise
Das Blut aus der Brust Gelock.

Ich hab an der Schulter gesehen
Von der Göttinger Kugel die Spur,
Und ich wußte: Heute entgehen
Wir nicht der letzten Mensur!

Und als er sich röchelnd dehnte
Im russischen Heidekraut,
Auf der Ellenbeuge er lehnte
Und sagte noch einmal laut:

„Und wenn ich zehnmal verschweiße
In diesem Läpper-Gefecht . . .
Nenn den Namen nochmal, den ich
heiße,
Und nicht wahr: Wir haben doch recht?!“

Und ich sprach seinen alten Namen
Dem Sterbenden langsam vor, –
Mir war, seine Ahnen kamen
Und trugen ihn mit empor.

Ich baute aus schlammigen Torfen
Seinen Hügel im Jelno-Revier . . .
Wir wurden vorgeworfen
In den Raum von Schitomir.

– – – – – – – – – – – – – – – – – –

Sie trugen, wenn sie starben,
Drei Zeichen brüderlich,
Ein jeder trug die drei Narben,
Daran erkannten sie sich.

Die Narbe der Leidenschaften,
Die Narbe der Leidenschaft,
Und über den beiden klafften
Die Narben der Ritterschaft.

Drei rote Wunden haben
Ihnen allen gefärbt das Kleid, –
Nun hab ich den letzten begraben,
– Ich weiß Bescheid!

DER ANDERE

In den weichen Brüsselteppich sinken
Lautlos seine scheuen raschen Schritte,
Ineinander sich vier Augen trinken, . . .
Zögernd steht sie in des Zimmers Mitte.

Zitternd vor Erwartung liegt ihr Finger
Auf den feuchten Lippen: „Leise, leise!“
Ihrer Hände Wehren wird geringer,
„„'s ist das letzte Mal, du, eh ich reise!““

Hastige Arme sehnend sich verflechten,
Liebedurstig sich die Glieder dehnen,
Und als ob sie sich verwunden möchten,
Kämpfen weiche Lippen mit den Zähnen. –

Schritte auf dem Korridor. Ein Degen
Streift die Schränke in dem engen Gange, –
Offnen Armes fliegt sie ihm entgegen:
„Liebster Mann, heut bliebst du aber lange!“

LEICHTES STERBEN

Kaum klang in den Dörfern ein Hahnenschrei,
Wir fuhren still und verstohlen,
Meine Uhr repetierte: Ein Viertel drei, –
Im Polsterkasten Pistolen.

Der geschlossene Wagen roch dumpfig und schlecht,
Wir brachten den Freund zu der Stätte,
Daß er nach altem heiligem Recht
Seine Ehre wieder rette,

Seine Ehre, die seine Frau vergab.
Und der ihm trat gegenüber,
Er hielt ihn für seinen Freund bis zum Grab,
– Und hatte ihn heut fast noch lieber,

Denn die Kugel kam und traf seine Brust,
Das wars, was er heimlich ersehnte,

Er sah sein Blut, – in müder Lust
Er sich auf dem Mantel dehnte.

Und schauerlich klangs: „Ich klag sie nicht an,
Wer widerstand je dessen Werben, –
Sie hat mir wenig zu Liebe getan,
Aber leicht gemacht das Sterben!“

DER WALDHORNBLÄSER

Der Große Weber sitzt am goldnen Stuhle,
Die Schiffchen schnellt er her von beiden Enden,
Daß tanzend darin quirlt die bunte Spule,
Und mit den schlanken kühlen Götterhänden
Webt er des Lebens Teppich, Bild an Bild,
Der wunderliche Große Weber!
Aus den lavendelfarbnen Fäden quillt
Das Leben meiner Großeltern, – es gleiten
Die Fäden hin und her durch stille Zeiten,
Und weben Kinderspiel und grüne Gräben, –
Der Teppich hat so weichen Schein . . .
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Großvater hat Dachdecker kommen lassen
Vom nahen Altenburg, und hoch am Turm
Arbeitet mit dem Jungen nun der Meister.
Der Junge sieht wohl blaß und hager aus,
Doch bei der Arbeit singt er unverdrossen
Die Lieder unsrer Heimat, und es schallt
Hin übers Wipfelmeer des weiten Parkes
Hinunter bis zur Küche seine Stimme.

Großmutter hörts, die damals junge Frau,
Und steigt die steilen Stiegen bis zum Turm

Und bringt den beiden ihre Frühstücksbrote,
Dem Jungen aber schenkt sie gütigen Blicks
Für seine Lieder einen harten Taler:
„Da, kauf dir was, daß du sie blasen kannst;
Wenn du mal alt bist, hört das Singen auf!“
– Kein Mensch erfuhr die kleine lustge Gabe.

– –

Der Teppich hat so weichen Schein . . .
Und andre Fäden zieht der Meister ein,
Die ewgen Schicksalshände weben
Von Bild zu Bild der Eltern stilles Leben,
Das Schiffchen fliegt, – im nächsten Bilde steht
Im Zimmer eine Wiege, – meine Wiege,
Und sieh, wie seltsam: In mein Leben geht
Auf einmal ein lavendelfarbner Faden,
Verirrt aus jenem ersten Bild!
Wie glänzt die blasse Farbe freundlichmild,
Die lange lief auf unsichtbaren Pfaden,
Lang heimlich unter meinen Füßen glitt
Und nun auf einmal in mein Leben tritt, –
Ja, er ist wohl ein unverhoffter Geber,
Der große wunderliche Weber!

– –

Ein köstlicher Septembervormittag,
Ich schneid im Garten an dem Taxusbaum,
Mein Junge sucht im Gras Kastanien auf
Und sammelt sie in seinen kleinen Wagen,
Da knirscht der Weg, – ein Diener kommt und bringt
Ein Kärtchen her: ‚Dachdeckermeister Andrä.
Rentier aus Altenburg.‘ Der alte Mann
Läßt höflich bitten, ob er noch einmal
Auf unsern Turm wie früher steigen dürfe. –

Natürlich darf er! Handwerker und Bauern,
Die haben Zutritt zu uns jederzeit,
Wenn ich auch von dem Alten gar nichts weiß.

– –

Der Weber webt, die Schiffchen fliegen hin,
Im alten Bilde fiel ein Faden nieder,
Und doch verliert er keinen aus dem Sinn,
Unsichtbar gleiten viele jahrelang,
Doch einmal kommt der stille Faden wieder!

– –

Da klingt von unserm Turme weich und voll,
Hin übern Park, ins weite Pleißental
Ein Waldhornlied: Nun danket alle Gott!
Und dann in bunter Reihe alle Lieder,
Wie abends sie im Stall die Mägde singen. –
Mein Schäferhund hebt seinen klugen Kopf,
Mein Junge trällert unverwundert mit,
Und auch in meinem Munde werden Worte:
„Und könnt ich die Freundschaft vergessen,
Vergäße die Sonne ihr Licht . . .“
Das war das letzte, und verwundert sinne
Ich nach, wer diese Freude mir verschafft.

Und aus dem Haus tritt meine Frau: „Ich trug
Dem alten Manne eben Frühstück rauf,
Und als ich ihm sein schönes Blasen lobte,
Da sagte er ganz ernsthaft: ‚Ob mans wohl
Am Windischleuber Friedhof hören konnte,
Da, wo das Grab der alten Exzellenz?‘
Und denke dir, er hat beinah geweint!
Dann ist er mühsam mit herabgestiegen
Und ist zurück den Weg nach Altenburg.“

– –

Der Große Weber sitzt am goldnen Stuhle,
Die Schiffchen wirft er her von beiden Enden,
Daß tanzend darin quirlt die bunte Spule,
Und mit den kühlen feinen Götterhänden
Webt er den bunten Teppich unsres Lebens.
Kein Faden, den er absichtslos geführt,
Kein Faden, dessen Wanderweg vergebens,
Kein Faden, der nicht hundert andre rührt.

Und manchmal lächelt er, und spielerisch
Greift er hinein ins bunte Farbgemisch,
Wirft Fäden über Wiegen, über Gräber, –
Der wunderliche Große Weber!

DIE DREI GRÜSSE

Ich ritt von Damiette
Zum Teiche Mensaleh,
Der Huf riß eine Kette
Vom Schaft der Aloe.

Aus Wüstensand gehoben
Von geiler Kraft des Schlamms
Zeigten drei Glieder droben
Das Wappen meines Stamms.

Hellgrün, halbtausendjährig
Bestellte feierlich
Der Panzerring willfährig
Des Ahnen Gruß an mich.
– – – – – – – – – – – – –
Aus Undeloh der Krüger,
Im Lüneburger Sand

Der graue Heidepflüger
Vorm Sech den zweiten fand.

Und er war nicht geringer
Als den ich dort empfing, –
Ich trag noch heut am Finger
Aus Luthers Zeit den Ring.

Unter kristallner Platte
Segnet mich frommen Blicks
Von pergamentnem Blatte
Der Mönch Sankt Benedikts.

– – – – – – – – – – – – – – –

Doch hört ich Geisterrufen
Nie wie bei Sankt Quentin;
Ich kam mit müden Hufen
Herüber von Justin,

Ein Fährmann an der Toise
Gab mir zur Nacht Quartier,
Ich ließ im Spiel vom Glase
Sein Söhnchen nippen Bier.

Als ich es küßt und herzte,
Sprach eine alte Frau:
„So spielte und so scherzte
Auch einer ganz genau

Mit mir vor fünfzig Jahren, –
Es lagen im Quartier
Von euern deutschen Scharen
Drei Gardereiter hier!“

Da nannte sie den Namen,
Und mich durchfuhr ein Stich:
Sie nannte meinen Namen, –
Mein Vater grüßte mich!

– – – – – – – – – – – – – – – – –

Wir führten Schwert und Zügel
In manchem roten Streit,
Achthundert Jahr im Bügel
Sind eine lange Zeit!

Und oft wohl grüßte leise
Den Enkel stumm ein Ahn,
Betrat auf schwerer Reise
Der seiner Schlachten Plan. –

Mir griff die Panzerkette
Nicht tiefer in die Brust,
Als wenn ich selber hätte
Sie tragen einst gemußt.

Mir liegt am Fingerknoten
Nicht fester jener Ring,
Als wenn ich von dem Toten
Ein Händedruck empfing.

Doch tief erschütternd wühlte
Mir dies auf mein Gefühl,
Daß einst mein Vater spielte,
Wie ich mit Kindern spiel!

Siebzehn Ruten, ein jämmerlich Ackerstück, –
Aber Menschings Glück!

Oben am Süntel liegt das kärgliche Feld,
Vater und Vorväter habens bestellt,
Vater und Vorväter im Sonnenbrand
Lasen die Steine aus dem elenden Land,
Gruben im Frühlingsregen die sandigen Schollen,
– Aber da oben ist nichts zu wollen!
Die kränklichen Halme verbrennt die steile Sonne,
Kartoffeln stehn in dünner zerbrochner Kolonne,
Die Steine spült das Wasser ins Land zurück,
Alles in allem: ein jämmerlich Ackerstück, –
Aber Menschings Glück.

Die Herrn von der Regierung sind gekommen,
Und die Verkopplung wurde vorgenommen,
Zerrissnes Eigentum zusammengeheilt,
Und alle Äcker neu verteilt.

Auf schmalen Rainen stapfen durch das Land
Die Bauern und die mit dem Meterband,
Gerecht gehts zu, das muß man ihnen lassen,
Und doch kanns mancher ganz und gar nicht fassen.

„Und Mensching mag hier die paar Ruten kriegen,
Bequemer kann ein Stück weiß Gott nicht liegen,
Grad an der Straße neben seinem Haus!“
Der alte Bauer sieht ins Land hinaus:
„Dat is to god for Mensching!“

„Nanu, Herr Mensching, nicht ironisch werden!
Nun kommen Sie uns gar noch mit Beschwerden, –

Das Ackerland ist dunkel, schwer und rein!"
Der Bauer sagt verlegen: „Nein . . .!
Dat is to god for Mensching!"

„Herr Mensching, alle Bauern gaben acht,
Und alle sagten, daß wirs gut gemacht,
Und alle haben gern ihr Teil genommen
Und sagten: ‚Keiner ist ums Geld gebracht,
Doch Mensching ist am besten weggekommen!'
's ist besser, wenn Sie gütlich sich bequemen, –
Sie sind verpflichtet, dieses Stück zu nehmen!"

Die Herrn und Bauern gehen fort zum Krug,
– Der alte Mensching hörte auch genug.
Er setzt sich auf den weißen Straßenstein
Und sieht ins sommerheiße Land hinein
Und sieht die Sonne hoch am Süntel schimmern
Und sieht auf seinem Feld die Steine flimmern,
Er sieht den Schlehendorn sich leise regen,
An dem er oft zur Mittagsrast gelegen,
Das magere Korn ist heuer auch verbrannt,
Weiß durch die Halme glänzt das spröde Land,
– Ein kärglich Feld, ein elend Ackerstück!
– –
Menschings Glück!

DAS MOHNWUNDER

Der Windischleuber Abend kommt von Knau
Die Birkenhohle her am Gottesacker,
Ein alter Mann, – und kennt den Weg genau, –
Und saugt am Pfeifenrohr, – und schreitet wacker, –
Im Weidenkorb für jeden Bauernhof

Bringt er ein Päckchen Schlaf herausgetragen,
Und einen Tod auch, für den alten Jof,
Trägt er im Korbe, sorglich eingeschlagen. –

Der greise Knecht kennt seines Zeigers Stand
Und kann doch nicht den rechten Frieden finden,
Im Leeren tastet rastlos seine Hand,
Als ob dort Sterzen eines Pfluges stünden,
Er sucht noch Arbeit, denn es quält ihn sehr,
Ob er in siebzig Jahren Säen und Mähen
Genug getan an Mühen und Beschwer,
Um vor dem Bauerngotte zu bestehen.

Da knarrt das Straßentor . . . da fragts im Hof . . .
Da tappts die Heiste her mit fremden Schritten . . .
Ein alter Mann tritt ein: „Gunabend, Jof,
Ich hab dir ein paar Mohne abgeschnitten,
Denn jedem Tropfen Schweiß, der niederfloß
Von deiner Stirn auf deines Bauern Erde,
Heut abend dunkelrot ein Mohn entsproß,
Damit dir jetzt der Heimweg leichter werde!“

Den Heimweg kennt der alte Knecht genau!
Mühselig wankt er an des andern Seite,
Und wo die Birkenhohle führt nach Knau,
Steigt er zum Friedhof, jenem im Geleite.
Der alte Jof hält manchmal keuchend an,
Doch trotz der Müdigkeit in Kreuz und Lende
Trägt er den Achtelkorb dem fremden Mann,
Denn was ein Knecht ist, braucht was in die Hände.

Nun schaut er um, – da ist sein Tagewerk,
Das ärmliche, in Wundern aufgesprossen,
Tiefrot blüht hin der Weg nach Gerstenberg,

Auf alle Felder ists wie Blut gegossen,
Und rot die Wiesen bis zum Pleißenlauf, –
Da ist sein Herz von Sorgenqual genesen,
Hoch hebt der alte Knecht die Hände auf:
„Es sind der Tropfen Schweiß genug gewesen!“

GOTTES GNADE

Auf den Terrassen tranken wir den Tee,
Die bis zum Ufer stufig niedersteigen.
Der König sprach mit Colmar Waldersee,
Und auf uns andern lag schon leis das Schweigen,
Das mählich sich herabsenkt auf die Gäste,
Eh sich der Hof zurückzieht von dem Feste.

Da hört ich plötzlich neben mir: „Wie schade,
Daß jetzt die Gräfin nie mehr mit uns ißt! –
Wie scheinen gleich die andern Chargen fade,
Wenn man sie an der prächtigen Greisin mißt!“

Mir schnitts ins Herz, – wie konnte ich so lang
Die Mutter meines Freundes fast vergessen,
Der aus des Sohnes Tod so unermessen,
So quälend tiefes Leid entsprang!
Wie konnte ich . . .

Des Marschalls Stab erklang,
Die Majestäten grüßten ihre Gäste,
Und feierlich verneigten rechts und links
Wir uns zu Dank und Abschied von dem Feste.
Dann ging der Hof.
Ein lauteres Sprechen rings,
Und langsam zog sich alles zur Ausgangspforte.

Mir klangen noch im Ohr die Vorwurfsworte:
Wie schade, daß die Gräfin so allein! . . .
Und in des Schlosses Flügel trat ich ein,
Darin ich ihre Zimmer wußte. – –

Lothar war jung, als er von hinnen mußte,
Vielleicht fürs selige Sterben allzu jung!
Die Mutter war nie anders als in Sorgen,
Wenn er die Nacht durchspielte bis zum Morgen
Und seinen Tag durchraste bis zur Dämmerung.
Im Dienst mit Leib und Seele Kürassier,
Abends beim Wein die unersättlichste Kehle,
Als Freund, als Feind, immer mit Leib und Seele,
Mit Leib und Seele bei jeglichem Vollbringen, –
Und – wie im Stall die Kürassiere singen: –
Des Abends bei den Mädchen im Nachtquartier!

Die alte Exzellenz empfing mich, wie
Ich sie seit meiner frühsten Jugend kannte,
So gütig-streng, so kühl, als ob ihr nie
Die Träne auf der welken Wange brannte,
Und tapfer fing sie selber davon an:

„Sie ahnten wohl nicht, was mein Herz beschwerte,
Wenn ich zu Ihnen klagte dann und wann
Und sagte: Wenn Lothar sich doch bekehrte!
Sie glaubten, seine Streiche ängstigten mich,
Sein tolles Reiten, das ihm nun das Leben
Gekostet hat, sein Trinken und –
bin ich denn zimperlich!
Ich wurde alt und hart und sollte beben
Wie eine Kinderfrau, wenn er mal tollte,
Und nicht so war, wie ich ihn gerne wollte!

Nein, was mir weh tat, war ein andrer Schmerz:
Er war ein Spötter über heilige Dinge,
Und sein so gütiges und edles Herz
Verriet den Heiland hundertmal im Scherz
Für einen Witz! Für dreißig Silberlinge!
Wie oft hab ich zu Gott gefleht:
Herr, gib, daß er dein Walten noch erkenne,
Gib, daß auch er einst deine Wege geht, –
Doch unserm Gott schien mein Gebet geringe!"

Die alte Stimme zitterte und schwieg.
Ein greiser Diener trug herein die Lampe,
Denn aus dem Parke sacht die Dämmerung stieg.
Der Wache Schritt scholl schläfrig auf der Rampe,
Vom See strich weiß der Nebel her, –
Und in der Stille seufzte leis und schwer
Die Mutter.
Doch dann sah sie jählings auf,
Und ganz geheimnisvoll klang ihre Stimme:

„Und doch, ich weiß es: Gott brach nicht im Grimme
Mitten entzwei des Jungen Lebenslauf!
Er ließ ihm Zeit zur Reu, er wandte seinen Sinn
Und schickte selbst ihn her zum Troste meiner Seele, –
Sie wissen, daß ich keine Schwärmerin,
So hören Sie, was ich erzähle:

Ich lag in tiefem, traumlos tiefem Schlaf,
Ich sagte: traumlos, denn es war kein Traum,
Was wie ein Wecken mich im Schlummer traf:
Ein stilles Licht glomm durch den ganzen Raum,
Und bei der Türe stand – stand mein Lothar!!
Er stand, wie ihn der liebe Gott genommen:
Erdklümpchen klebten im verwirrten Haar,

Und ein verschmierter roter Streifen war
Von dort bis auf den weißen Besatz gekommen.
Die Hand im Sturz vom Zügel wundgerissen,
Die Unterlippe grauenvoll zerbissen,
So stand er da, mein Kind, mein . . . mein Lothar!

Mir flog ein Schauder über meine Haut,
Mir hat vor meinem Fleisch und Blut gegraut!
Ich hätt dem Jungen nicht die Hand gegeben,
Ich sah und fühlte beinah quälend laut:
Der dort gehört nicht mehr in unser Leben! –

Und plötzlich schoß mirs furchtbar durch das Herz,
Mich übermannte jäh mein alter Schmerz:
Er hat auf Gottes Güte nicht gebaut,
Was wird ihm Gottes Zorn zu tragen geben!
Lothar war noch zu jung! Und innig bat
Ich mit Gebeten, die wie Flammen brennen:
Er starb zu schnell, die Gnade Gottes hat
An ihm ihr Wunderwerk nicht üben können,
Gott sei ihm gnädig!!
Sieh, da hob mein Sohn,
Der vor mir stand, wie Sie jetzt vor mir stehen,
Die wunde Hand und sprach fast ohne Ton:

‚Mutter, darum mußt ich ja zu dir gehen!
Wenn auch der Sturz mich rasend niederschlug
In das Geläuf vorm niederbrechenden Pferde, –
Für Gottes Gnade war doch Raum genug
Noch zwischen Bügel und Erde!‘“

DER LETZTE WEG

Ein rumpelnder Leichenwagen
Hat den stillen Mann hinausgetragen.
An dem schlecht gehobelten Fichtensarge
Hing ein Kranz von losen,
Zerknitterten Papierrosen. –

Hinter dem Wagen eine Handvoll Leute,
Die der Schmerz zusammenstreute,
Der tiefe Schmerz.
Aus dem Lateinischen Viertel Gelichter,
Ein Lump, der sein Freund war,
Ein Mädchen, zwei Dichter.

Das Mädchen weinte bitter und leise,
Einer sprach:
„Mir klingt im Ohre die Weise:
Er hat gehabt weder Glück noch Stern,
Er ist gestorben, verdorben."

Sprach der andere, der daneben ging –
Und er schob dabei den papierenen Kranz,
Daß er gerade hing –:
„Er hatte sein reiches Herz,
Das trug ihn sonnenwärts,
So fand er sich selber den letzten Spruch:
Als Grabschrift will ich haben:
Hier liegt begraben,
Den Liebe gezeugt,
Den Hunger gesäugt,
Den Liebe verdorben,
Der Hungers gestorben."

Ein kaputtes Klavier und ein Bett aus Stroh,
Drüben im Norden irgendwo,
Da wohnten die beiden.
Er ein Lump, und sie nichts wert,
Das einzige, was sie vom Leben begehrt:
Nicht Hunger zu leiden!
Der verbummelte alte Student
Saß stundenlang am Instrument,
Spielte seltsame Melodien
Und sang dazu seine wilden Lieder.
Hin und wieder
Sah sie vom Nähzeug her auf ihn.
Und war er betrunken und schlief,
Seufzte sie tief
Mit der kranken Brust und der todkranken Liebe:
„O Gott, wenn ich doch bliebe!
Keinen elenden Tag kann ich ohne ihn sein,
Nun soll ich fort und allein, allein!
Was Himmel und Seligkeit! Ihn will ich
haben!!“ –
Acht Tage später wurde sie begraben. – –

Ein dürres Stöckchen auf ihrem Grabe stand
Mit einem Zettel, den er bei ihr fand,
Die Worte darauf klangen schauerlich:
Ich erwarte dich!

Er ist durch die Straßen gelaufen,
Drängte sich in die dichtesten Menschenhaufen,
Er hat seine ärmlichen Kleider zerrissen,
Er hat seine Nägel zerbissen
Vor rasendem Schmerz.

In seines Lebens dunkelen Stunden
Hatte er niemals Liebe gefunden,
Er war gestoßen hin und her,
O Gott, sein Leben war ja so schwer, so schwer!
Er hat sich ums tägliche Brot gequält,
Das tägliche Brot hat so oft gefehlt,
Und als er endlich das Mädchen fand,
War es, als ob sein Herz wieder auferstand.

Nun war das verbitterte einsame Herz allein.
Er saß am Klavier und spielte wieder
Die alten Lieder:
„Mütterlein, lieb Mütterlein . . . . .“

Und nach ein paar Tagen,
Da haben sie ihn hinausgetragen
Durch Novembernebel und Schlackerschnee
In ihre Näh.
Die Leichenfrau legte in den Sand
Ein zerknittertes Blatt, das sie bei ihm fand,
Und stand darauf kaum leserlich:
Da bin ich!

FUTTERFASSEN

Soldatentag ist lang, und Er ist jung,
Zu jung beinah fürs Aufstehn früh vor vier!
Dann Reiten, Fußdienst, Schießen, – ach, ein Leutnant
Hat wirklich harten Dienst, – und er ist jung,
Zu jung beinah, um immer zu befehlen,
Und immer dienstlich, immer Mann zu sein!

Und heute nachmittag noch Futterfassen
Im Vorratshofe seines Standquartiers.
Ein weiter Hof, von Scheunen rings umgeben,
Und mit dem Duft des Strohs hängt in der Luft
Der Dreschmaschine schütternd dumpfer Ton.
Die Wagen laden auf, es steigt des Sommers
Erinnrungsschwerer Ackerstaub empor . . .

Der blonde Junge wandert auf und ab,
Die Reiterstiefel geben festen Tritt,
Er ist im Dienst und ist gewiß ein Mann, –

Und schwimmt ihm doch in beiden Augen heiß,
Etwas, das gar nicht fortzudrängen ist . . .

Ein weiter Gutshof, Scheunen ringsherum,
Und mit dem Duft des Strohs hängt in der Luft
Das dumpfe Brummen seiner Dreschmaschine,
Vom Stall in grüner Joppe kommt sein Vater,
Und drüben, wo der Springbrunn steht im Park,
Der Mutter und der Schwester helle Kleider . . .

Soldatendienst ist hart, und er ist jung,
Zu jung beinah, um nicht daheim zu sein!

DAS HEIMWEH-BEET

In Wolken von Reitern gen Osten gestoben,
Umspült von Gefechten, Getümmel und Toben,
Gebadet im wütenden Prasselregen,
Den die Schrapnells auf die Stellungen legen,
Verdurstet, verhungert und übernächtig, –
Was tat es! Wir waren ja übermächtig,

Denn in uns allen früh und spät
Blühte heimlich das Heimweh-Beet!
– –
Ein elender Schuppen kauert am Waldesrand,
Darin sich die Handvoll Reiter zusammenfand.
Neunzehn Stunden sind sie im Regen geritten,
Durch ewige Wälder gestolpert, durch Furten geglitten,
Neunzehn Stunden vom wüsten Knüppeldamm
Bis an die Helme spritzte der graue Schlamm,
Endlich Rast!
Auf hölzernem Schindeldach
Tröpfelt und klöpfelt der Regen millionenfach,
Müde blasen die Pferde in leere Raufe,
Im Leinen-Eimer draußen plätschert die Traufe,
Von der Tür her leuchtet ein schräger Abendschein,
Und das wilde fremde Land sieht feindlich herein.

Liegen zweie stumpf und hungrig im Stroh,
Ritzt der eine im Lehm der Tenne so:

„Siehst du, so liegt bei mir der Pferdestall,
Und hierwärts hat der Hof so starken Fall,
Daß morgens mit dem leeren Futterwagen
Die Schweizer im Galopp zur Scheune jagen . . .“

Der andre wirft bedächtig zögernd ein:
„Nein du, das dürfte doch bei mir nicht sein!
Dein Pflaster ist bestimmt wie meins so schlecht,
Und dann Galopp, – das wagt bei mir kein Knecht,
Das schlägt die Wagen mit Gewalt entzwei,
Sieh mal, bei mir liegts anders! . .“
Und dabei
Malt er mit kältestarrem Regenfinger
Auf staubigen Lehm:

„Hier ist der Hundezwinger,
Daneben dann . . . das ist ein Koppelzaun,
Den ließ ich mir im Jahre Neunzig baun,
– Ist heute noch wie neu! – Und meine Fohlen,
Die machen drin die nettsten Kapriolen."

„Der Hundelärm" – der andre ist fast bös –
„Macht dir die Fohlen ganz gewiß nervös!
Nun sieh dir erst mal meinen Hofeplan,
Wie ich ihn male, recht andächtig an:

Hier ist der Schweinestall, – ein Meisterstück
Von dem Inspektor! – Weißt du, er hat Glück
Mit jeder Aufzucht! Kaum ein Ferkel stirbt,
Wenn nicht die Magd im Futter es verdirbt! . . .
Nun geh ich an der Brennerei vorbei
Und trete rechts, hier, in die Käserei.
Da riecht man ordentlich den lieben Segen,
Den wir im Stall ins richtige Futter legen,
Und überhaupt: Die Jeverländer Kuh . . . ! –
Sag, wieviel Liter melkst pro Kopf denn du?" –

Er wartet nicht des andern Antwort ab,
Sein Auge sinkt auf seinen Plan herab,
Sein Finger zeichnet erst des Kuhstalls Schwelle
Und geht dann träumend drüber durch die Ställe.

Der andre aber drängt mit heißem Blick
Voll Ungeduld auf seinen Plan zurück:
„Nein, sieh, nun will ich dir mal weiter zeigen:
Hier ist der Scheunenhof, daneben steigen
Neun kleine Stufen in den Park empor,
Hier ist die Hecke, ... hier das Gartentor, ...
Und hier, – den Weg hat meine Frau so gern! –

Da liegts im Sommer wirklich Stern an Stern:
Millionen rötlicher Kastanienblüten,
– Die muß ich vor des Gärtners Harke hüten! –
Hier steigt der Springbrunn zwischen graden Hecken
Aus unserm lieben roten Sandsteinbecken,
Und da stehn Rosen, – ja, jetzt ist die Zeit,
Da duftet unser Garten weit und breit!
Mein Großer sucht die Sorten zu bestimmen,
Mein Kleiner läßt die Wölbeblättchen schwimmen,
Mein Mädel schnuppert an der Knospen Hauch, –
Ein Rosenknöspchen ist sie selber auch! –
Sag, hast du auch ‚Marquis de Boucquonnière?'"

Der andre wendet kaum den Blondkopf her:
„Laß mal, – siehst du denn nicht: Ich denke nach!
– Was kostete doch gleich dies Scheunendach?"

Und beide werden stumm, und jeder geht
Andächtig durch sein stilles Heimweh-Beet.

– –

Die Regennacht durchlohten ferne Blitze,
Das wilde Land aufgrinste, bös und kahl,
Der Doppelschlag der russischen Geschütze
Scholl grollend übers Dünatal.

DIE BEGNADIGUNG

Wir ritten hinter Mesothen
Das gestrige Schlachtfeld hinan,
Die Krähen taten den Toten
Die vorletzte Ehre an.

Sie hackten in Augen, die eben
Zu fahlen Opalen erstarrt, –
Und hatten in die Schläfen daneben
Doch kaum ihre Spuren gescharrt!

Es lag mit blutigen Stümpfen
Der russische Leichnam da
Von der Aa zu den Tirrul-Sümpfen,
Von den Tirrul-Sümpfen zur Aa. –

Da schleppten sie her von Norden
Einen Leichenräuber zum Pfahl,
Ein verlaustes Halbtier der Horden
Jenseits des Wüsten Ural.

Wir leerten ihm aus die Tasche
Und fanden, verdrückt und zerknillt,
Neben stinkender Wodkaflasche
Eines lieblichen Knaben Bild.

Er wußte nicht, wer der Knabe,
Er stahl es – aus Abgötterei,
Damit nicht im Massengrabe
Das Bildchen verschaufelt sei. –

Ein Halfterstrick ward geschlungen,
Da sagte er noch einmal:
„Er ähnelte so meinem Jungen
Weit drüben im Wüsten Ural . . .“ –

Wir verschoben das Urteil auf später,
Der Abend nebelte schon, –
Wir waren so viele Väter
Bei der Ersten Schwadron . . .

Hab den Kerl nicht wiedergesehen,
Doch sah ich im Abendschein
Einen Reiter vorübergehen,
Der rollte den Strick wieder ein . . .

DIE BEIDEN STRÖME

(Deutsche Soldaten und russische Gefangene)

Fließt ein Strom die Straße hin,
– Grauer Strom, endloser Strom, –
Fließt ein Strom die Straße entlang,
Und jede Welle hat gleichen Gang,
Und jede Welle nach Rußland drängt,
Und der Strom hat hundert Dämme zersprengt,
Und Tage und Nächte, immerzu
Trachtet er hundert anderen zu.

Fließt ein Strom die Straße her,
– Grauer Strom, endloser Strom, –
Fließt ein Strom die Straße her,
Ein hoffnungsloses gefangenes Heer,
Wie graue Tiere, lehmgelben Gesichts,
So trotten sie her, und sie sagen nichts,
Und sie denken nichts, – nur im Auge ein Glanz
Von brennenden Dörfern des Vaterlands,
Von verlorenen Schlachten ein düsterer Schein, –
Und der Strom fließt müde nach Deutschland herein.

Und die Ströme gleiten, geschmolzenes Blei,
Grau und endlos einander vorbei,
Kein Wort von hier und keines von dort, -
Aber: Unausgesprochen ist auch ein Wort:

„Dort, wo du hingehst, ging ich gerne hin,
Und dennoch bin ich lieber der ich bin!"

DER AUSWANDERER

Klage

Wermutbitter ist mein Mund,
Der dir Lebewohl muß sagen,
Deutschland, denn wie einen Hund
Läßt du mich vom Hofe jagen!

Ich ging nicht, niemals von dir,
Doch die heute dich regieren,
Treiben mich von meiner Tür,
Ja, sie wollen mich verlieren! –

Deutsches Land, für das ich stritt,
Das oft meine Küsse trafen,
Nimm zum Abschied diesen Tritt
Auf die Mole von Cuxhaven!

Ach, ich weiß: Mein Herz zerreißt,
Das so gern in Deutschland bliebe,
Ach, ich weiß: Die Mole heißt
‚Alte Liebe', – alte Liebe!!

Antwort

Verlaß doch nicht dein Vaterland,
Es ist in Not, in großer Not,
Deutschland bedarf auch deiner Hand
Und braucht vielleicht auch – deinen Tod!

Wie kannst du draußen glücklich sein,
Wenn deine Mutter Lasten trägt,
Die du, um dich nur zu befrein,
Auf ihren Nacken hast gelegt.

Wie kannst du in der Zeitung dann
Die Namen deiner Freunde sehn
Im Lebenskampfe Mann für Mann
Auch für dein Land zugrunde gehn.

Wie kannst du fahren übers Meer,
Darin doch deines Bruders Grab,
Der diesem Vaterlande mehr
Als jemals du zum Opfer gab.

Und wenn du gehst, es kommt der Tag,
Da du des Stockes Zwinge küßt,
Die einst auf jener Erde lag,
Die dir dann gottverschlossen ist!

Denn aller Wandrung Schicksal heißt:
Wer Heimat sucht, kommt niemals an,
Und wenn er müd nach Hause reist,
Ist er daheim ein fremder Mann!

WIR KINDER

Ich weiß es noch, es war ein Nachmittag,
Im Pfarrhaus saß ich, in der kühlen Stube,
Und tausend Fliegen summten durch den Raum.
Weit stand das Fenster offen, Ranken hingen
Von oben in den Rahmen, Weinlaub lag,
Von unten üppig drängend, auf dem Brett.
Und draußen brütete die träge Sonne
Auf all dem reifen Obst des großen Gartens.

Da kamst du her.
Mit deinen fünfzehn Jahren
Gingest du träumend durch das hohe Gras,
Das sich an deinen schmalen Knien teilte.
Dein Apfel war zu Ende, und den Rest
Warfst du mit knabenhaftem Übermut
Hoch nach den Spatzen im Renettenbaum
Und lachtest laut, wie scheltend sie zerstoben. –

„Lotte!"
Dein Zopf flog rum, – wie du mich sahst,
Schnittst du mir ein Gesicht und strecktest mir
Die Zunge raus und spieltest Gassenjunge,
Lachtest laut auf und liefst auf einmal weg
Und ducktest dich im Lauf behend zusammen,
Daß nicht dein Kopf die tiefen Zweige streife.

Und ich war wieder ganz allein. Von oben
Scholl regelmäßig schweres Stiefelknarren,
Und als ich sinnend aus dem Fenster sah,
Stand leis das Gras im Garten wieder auf,
Und langsam wippte noch im Apfelbaum
Der Ast, in den du spielend hattst gegriffen.
Der Duft der reifen Ernte kam wie träumend
Von weiten Feldern her, und auf das Land
Legten sich weich die dunklen Glockenklänge
Des Samstag-Nachmittags.
Und immer wieder
Mußt ich an deine wilden Locken denken.

Da polterte es draußen auf der Treppe,
In ein paar Sprüngen flogst du sie herauf,
Klopftest und standest plötzlich vor mir da.
„Du, höre, möchtest du mir Gesellschaft leisten?

Papa macht oben seine dumme Predigt,
Und Mama schläft, – ich langweil mich so sehr!
Das ganze Deutsch hab ich nun schon gemacht
Für übermorgen . . .“
„„. . . und das Englische?““
„Ach Gott, das alte Englisch! Höre nur!“

Dann setztest du dich plötzlich neben mich
Und fingest an, mir deine schweren Sorgen,
Betreffend den englischen Aufsatz, zu erzählen.

Und als du sprachest, legt ich meine Hand,
Wie oft ich tat, um deine schmalen Schultern.
Doch heute wandt ich immer, immer wieder
Auf deinen bloßen Nacken meine Augen.
Noch nie, so schien mirs, hatt ich ihn gesehn
Mit seiner sonnenbraun gebrannten Haut,
Die fein sich in das blonde Haar verlor,
Und die am Kleidsaum mählich weißer wurde.

Und bald, da wußt ich nicht mehr, was du sprachst,
Ganz fremd erschien mir heut dein junger Körper,
Und als auf einmal tief ich Atem holte,
Da schwiegst auch du und sahst mich seltsam an,
Heiß wurde deine Hand in meiner Hand, –
Und unser junges Blut verstand sich jäh.

Und plötzlich wars, als sträubten deine Glieder,
Die ungelenken Knabenglieder, sich
In meinem Arm, leis löstest du die Hand,
Das Rot stieg heiß in meine, deine Wangen,
Rasch standst du auf und gingest stumm hinaus,
Und in der Türe noch sahst du so eigen,
So seltsam fremd mich an wie nie zuvor.

DIE PUPPE

Du tolles blondes Ding, und weißt du wohl,
Wie einmal du so ganz aus deiner Rolle,
Der Rolle: ‚Donnerwetter noch mal!' fielest? –
In meiner Schwestern Stube saßen wir,
Die Zigarette hieltst du in den Fingern,
Und zögernd floß, als könnt er sich nicht trennen,
Der blaue Rauch von deinen blassen Lippen.
Du plaudertest von deinem Ponywagen,
Von deinem Rakett und erklärtest mir,
Warum der ‚Ghisbert' keine Chancen hätte,
Und warum ‚Opel' besser sei als ‚Greif',
Und was du dächtest über Radfahrkleider,
Und daß die Bostanjoglo dir zu schwer, –
Lachtest laut auf und warfst mit keckem Schwung
Die Asche des Papyros aus dem Fenster.

Der Puppenwagen meiner jüngsten Schwester,
Der außer Kurs gesetzt im Winkel stand,
Zog deine Blicke an, du zerrtest ihn her,
Faßtest bei einem Hinterbein die Puppe
Und schlenkertest sie hin und her verächtlich.
Dann fiel dir ein, du wolltst Theater spielen,
Mit übertriebner Sorgfalt nahmst du sie
Und hieltest sie gebettet auf den Armen.

Du tolles blondes Ding, und weißt du wohl,
Wie du da ganz aus deiner Rolle fielest,
Der Rolle: ‚Donnerwetter noch einmal!' –
Denn als das Wesen aus Porzlan und Leinen
Dir so im Arme lag, so groß und – menschlich,
Da wardst du still auf einmal, seltsam still.
Mit den erschrocknen großen Kinderaugen
Blicktest du zärtlich auf die Puppe nieder
Und wiegtest sie mädchenhaft mütterlich.

Da trafen unsre Blicke sich, und plötzlich
Flog dir ein helles Rot in Stirn und Wangen.
Schnell und verlegen bettetest du wieder
Im Korb die Puppe und schobst scheu ihn fort,
Und dann mit möglichst derber Männlichkeit:

„So, mein Papyros ist wohl aus! Ach, bitte:
Streichbalken liegen drüben neben Ihnen!"

DER ALTE HERR

„Kennst du nur den alten Herren,
Der zur selben Mittagstunde
Täglich durch dieselben Straßen
Seine Promenade macht?"

Ja, ich kenne ihn, er wohnet
In dem stillen Vorstadthäuschen,
Wo der Lärm der Pferdebahnen
Nur wie fernes Rauschen klingt.

Meißner Porzellangespräche
Führt er oft mit einer alten,
Feinen, kleinen, weißgelockten
Dame, die er einst geliebt.

Und sie sitzen ehrsam beide
Hinterm zierlich weißen Teetisch,
Höflichkeiten alter Mode
Schweben duftig hin und her.

Küßt ihr dann das welke Händchen,
Nimmt graziös noch eine Prise
Aus der kleinen Silberdose,
Sagt ‚Adieu' und stöckelt heim.

DAS PAUKENMÄDEL

Unter den Kastanienbäumen
Hundert Tische, tausend Stimmen,
Auf dem Podium Ungarmädel, –
Pause macht grad die Musik.

Lachen rings und Gläserklirren,
Und der Gartensand knirscht leise,
Wenn son Kaufmannslehrling lässig
Mit dem Gitterstuhle wippt.

Und das schwarze Paukenmädel
Schaukelt überm Knie das Füßchen,
Schielt zur Seite nach den Tischen,
Eine Rose in der Hand.

Summt ein seltsam fremdes Liedel, –
Und dann lacht sie plötzlich leise,
Wirft die Rose auf die Pauke,
Daß es durch den Garten brummt . . .

VORM POSTAMT

Die Straße sah so graunvoll nüchtern aus
Im sonnenlosen Licht des kühlen Tages.
Die Mietskasernen gähnten mit den Türen,
Und vor der ‚Obst- und Südfrucht-Handlung' lag
Vorm Wägelchen ein angeschirrter Hund
Als das Bemerkenswerteste ringsum.

Sie kam vom Postamt und riß auf den Brief
Und las im Gehn, – der Umschlag flatterte
Halbangelehnt an den Laternenpfahl

Und prahlte noch mit dem: ‚Postlagernd: Ewig‘,–
Ihr Schritt ward ungewiß, sie zögerte, . . .
Blieb stehn, . . . das Blatt in ihrer Hand erschrak!

Sie ward noch blasser, als sie vorher war,
Und las dieselben Worte . . . dieselben Worte . . .
Dieselben . . .
Die Straße wurde immer nüchterner.

Und das Kuvert mit plötzlichem Entschluß
Lief in der Gosse lang zu einer Pfütze
Und löschte dort beschämt das ‚Ewig‘ aus.

ZWIESPRACHE AM HAFEN

„Du, laß dich nicht heuern für Laeisz’ ‚Prärie‘, –
Ich ruderte rüber heut nacht
Und hab dort in Not, ach, in bitterer Not
Die zwölfte Stunde durchwacht, –
Du weißt, ich verstehe die Sprache des Taus,
Das an den Dukdalben sich reibt,
Und es knirschte und keuchte bei steigender Flut:
‚Glücklich, wer bleibt . . . glücklich . . . bleibt!‘“

„„So laß doch, Susanne, das ist ja nicht wahr!
Der Nebel hing über dem Fleet,
Da hat sich das triefende Achtertau
Wohl ächzend zusammengedreht!
Lang ist bis nach Chile dem Segler die Fahrt,
Und Valparaiso ist weit,
Und doch kam ich glücklich von drüben nach Haus,
Was trägst du jetzt Sorge und Leid?!““

„Wohl weit ist die Fahrt, und doch fürcht ich nicht sie,
Ich fürchte dein Herz, liebster Mann, . . .
Seitdem du im Juli nach Hamburg gekehrt,
Sieht anders dein Auge mich an,
Du starrst übern Hafen und gehst – ich sahs! –
Täglich um Heuer nach Chile zum Bas!"

„„Ach, Valparaiso steigt funkelnd und schön
An bläulichen Bergen empor,
Wer einmal die Zaubrin des Westens gesehn,
Dem klingt es wie Muscheln im Ohr,
Im Wachen, im Träumen, sie gibt keine Ruh
Und ruft übers Meer immerzu, immerzu . . .!""

„Franz, laß dich nicht heuern für Laeisz' ‚Prärie'! – –
Du sprichst von der Stadt, und ich weiß, du meinst – sie!"

DER UNHEIMLICHE

„Spielt heute hier Lagrange?" Sein Armband klirrte,
Als ihm der Diener aus dem Pelze half.
„„Jawohl, Herr Graf!"" – Ein Geigenstimmchen schwirrte
Wie ein von Grieg im Nord gefangener Alf
Just durch den Speisesaal, fjordwasserfrisch,
Und Bauernschwermut blies die Klarinette.
„Ich will am zweiten Lüster dort den Tisch!"
„„Sehr wohl, Herr Graf!"" Und des Markörs Serviette
Fegte vom Stuhl imaginäre Krumen
Und zupfte an des Lakens Damastblumen.

„Austern . . die Schnepfe ohne Speck . . und Nuß
Als Eis, und Wein . . den Chateau Malte

Und gleich den letzten Simplizissimus!“
Er setzte sich und hob die Bügelfalte
Vom Knie und griff diskret zum Westenschluß.
– –
Am Nebentische, dran wir saßen, nahm
Mein Junge eine Mandel aus den Lippen:
„Die dritte bittere, die ich bekam, – –
Darf ich einmal von deinem Glase nippen?“
Ich gab es ihm, da brachs in meiner Hand
Grundlos und boshaft, und wie blasser Flieder
Sein Strom sich durch das weiße Linnen wand,
Drein taumelte verwelkend von dem Mieder
Der liebsten Frau ein Rosenblatt hernieder.

DAS MÄNNERGESPRÄCH

Die Freunde kamen aus den Buchenhallen
Heraus zur Schonung, auf den mächtgen Stamm
Saßen sie sinnend hin, – der ältre trat,
Der Forstmann, sorglich tot die Zigarette,
Die jener unwirsch warf ins welke Gras.

Der aber griff den federleichten Ast,
Der ausgedörrt auf grasigem Boden lag,
Und achtlos brach er Stück auf Stück davon
Und schleuderte sie nach den zarten Köpfchen
Der kleinen Fichten, und er höhnte müd:

„Und wenn man eine einzge finden könnte,
Der klare Glut in reiner Seele brennte,
Doch statt zu lodern, sind sie ja nur heiß,
Und ihre Sinne schwelen scheue Gluten,
Dieweil ihr Herz so kalt wie schmutziges Eis,
Darunter des Kanals Kloaken fluten!

Und unbelehrbar dumm! Und allem Platten
So restlos hingegeben wie dem Gatten,
Und wenn gar eine originell erscheint,
So merkst du gleich am Maß- und Zielverfehlen,
Daß sie den Unsinn selber nicht so meint
Und sich nur quält, dich geistreich – anzuseelen!

Und alle Gretchen suchen ihre Hänse,
Und alle: Junge Pfaun und alte Gänse,
Und alle schlecht! Und wie im Ramschbasar
Billig zu haben, willig jedem Scheine;
Glaub mir: Ich greif nach Dutzenden im Jahr,
Und keine fand ich anders, – keine, keine!"

Des Jägers Pfeifenwölkchen sacht verstreichen:
„Ein jeder greift wohl nur nach seinesgleichen,
Und wollte ich, wie du, vom Blütenbaum
Der sonst so kahlen Welt nur Gift mir saugen, –
Ich glaub, mir folgten bis in meinen Traum
Der toten Mutter klare kluge Augen!

Und meiner Schwester reines Mädchenlachen
Würd mich an solcher Weisheit irremachen,
Und denk ich gar an meine liebe Frau, –
Verzeih, ich schäme fast mich, es zu sagen:
Es ward ihr liebes Haar von Sorgen grau,
Die sie um mich und unser Kind getragen!

Gewiß, sie glänzen nicht gleich Meteoren,
Gleich glühenden Sonnen, an die Nacht verloren,
Sie leuchten still wie Herdes Flammenschein,
Ein wohligwärmender, ein freundlichgelber, –
Sie sind wie Spiegel, unbeirrbar rein,
Was wir in ihnen sehn, das sind wir selber!"

Im Sprechen schnitzte er am Eschenast,
Den er zum Bogen seinem Jungen wählte,
Nun prüfte er das Stämmchen überm Knie,
Kaum bog das blanke daumendicke sich,
So drahtig, derbgesund und richtig wars.

DAS UNBEKÜMMERTE LACHEN

Der eine schießt, was irgend läuft und flattert,
Und macht sich auch noch nachts mit Draht zu tun,
Sein Jagdgebiet hält mächtig er umgattert,
Und ein Schuß drüben läßt ihn nicht mehr ruhn,
Vor jedem Einsprung sät er leckren Klee,
Und Tag und Nacht sucht er nach neuer Finte,
Wie er dem Nachbarn Hase, Huhn und Reh
Abködern könne für die eigne Flinte,
Und immer sinnt sein schlaflos gierger Neid
Dem drüben das gebrannte Herzeleid. –

Der stapft weitbeinig stolz durch sein Revier
Und ahnt gar nicht, daß andre so viel denken,
Nur um ihn recht zu schädigen und zu kränken,
Denn er denkt nicht mal: Wie du mir, ich dir! –

Und als er jüngst auf seiner Leiter saß,
Der Hasen närrisch Liebesspielen machte
Ihm so unbändigen Spaß,
Daß er die Flinte auf den Knien vergaß
Und plötzlich laut und unbekümmert lachte, –
Ja, als im selben Augenblick ein Schuß
Von drüben her (beinah durch seine Leiter!)
Dem Liebeslustspiel gab Tragödienschluß, –
Er lachte laut und unbekümmert weiter . . .!.

Den andern stach dies Lachen wie ein Dorn!
Erst dachte er: „Das wird ihm angekreidet!"
Doch machtlos fand er plötzlich seinen Zorn,
Und wochenlang war ihm die Jagd verleidet.

BROT UND MOHN

Der Roggen steht im Junigrün,
Und alle roten Mohne blühn,
So wächst der Welt ihr täglich Brot
Und ihre Freude seidenrot,
Brot und Mohn! –

Ein Wandrer ging den Pfad am Hag,
Sein Bündel schon im Wirtshaus lag,
Die Amsel sang so wunderschön
Und rief ihn, vor das Dorf zu gehn.

Sein schmaler Kopf war braun durchsonnt,
Sein Blick war blau, sein Wirrkopf blond,
Und der, die ihm entgegenging,
Das Haar wie ihm vom Nacken hing
Blank und blond!

Sie sahn sich nur so lange an
Wie Eulenhusch aus dunklem Tann,
So lang der Schwalbe Schatten liegt
Am Feldrain, den sie überfliegt, –
Nur so lang.

Sein schneller Schritt ward langsam lahm,
Denselben Weg zurück er kam . . .
Sie steppte Stich um Stich ihrn Lauf –
Und trennt' ihn rückwärts wieder auf,
Schritt um Stich!

Und als sich Aug zum Auge fand,
Da glaubten sie sich längst bekannt,
Und da das Aug das Auge litt,
Ging Fuß und Fuß auch gleichen Schritt,
Stumm, ganz stumm.

Nur Hand sprach still zu Hand: Bist dus?
Und auch der Mund fand seinen Gruß,
– Ach, er verschmähte bloß das Ohr –
So hob sich Mund zu Mund empor,
Hand und Mund . . .

Sie gingen in das Roggenfeld,
Gott hatt ein Stübchen dort bestellt,
Sie saßen in dem Ährgedräng,
Das Stübchen war ja nicht zu eng.

Der Roggen roch wie frisches Brot,
Der Mond stieg auf, wie Mund so rot,
Man sah, so wunderhelle wars,
Den Schatten eines blonden Haars
Auf blonder Haut.

Die Wachtel rauscht im Halmenwald,
Der Mohn die roten Fäustchen ballt,
Und wie ein Kind, am Tag so straff,
Im Schlafe wird er lieb und schlaff.

O Augen, blau wie stahldurchloht,
O Lippen, stumm in selger Not,
O Locken, blond und ganz verwirrt,
O Herzen, wild und unbeirrt
In Juninacht.

So lag kein Mond auf Feldern nie . . .
Die Wachtel flötet: Bübeli,
Der Roggen starrt in Silbergrün,
Vieltausend seidne Mohne blühn,
Rings wächst der Welt ihr täglich Brot
Und blüht die Liebe seidenrot,
Brot und Mohn . . .

DER FLUCHENDE BISCHOF

„So hole Pest und Höllenbrand
Die gottverdammte Reise!"
Rief gallig Bischof Megingand
Und haute auf den Tisch die Hand,
– Hoch sprang die Fastenspeise, –
„Will ich nach Rom? – verflucht: ich muß!
Ach, wie gedeiht zur Kümmernus,
Wie stört die Lebensweise
Die italiänsche Reise!"

Der Bischof hat zu sehr geflucht,
Und weils der Papst vernommen,
Hat ein Legat ihn jüngst besucht,
Der lichtvoll sprach von Kirchenzucht, –
Nun soll nach Rom er kommen . . .
Sein Beichtger, dems ins Herze schnitt,
Gab ihm zur Reise Ablaß mit
Für hundert Flüche frank und frei, –
Man hoffte, daß das reichlich sei.

Der Reisewagen wiegt dahin
Im kühlen Morgengrauen,

Noch ist es mäuschenstill darin, –
Am Fenster schwankt ein Doppelkinn
Und zucken Augenbrauen,
Das Schaukeln schuf dem Bischof Pein,
Da trieb heraus das Zipperlein
Das erste: „Gottverdimian!
Ich komm nicht heil zum Vatikan!“

Der Hausknecht in Burg Elberdamm
Vergaß das zeitge Wecken, –
Schockschwerenot, da schmolz zusamm
Der mitgenommene Vorratsstamm,
Den Bischof faßt ein Schrecken!
Bei Lemnitz in dem Hohlweg brach
Ein Rad (die Straße war danach!),
Und auch dies Rad kam teuer:
„Mord, Brand und Höllenfeuer!!“

Heil München! Heil das Bitterbier,
Du kühler Trost in Bayern! –
Im Pschorrbräu stieß ein Stadtbalbier
Des Bischofs Maßkrug aufs Brevier,
Das auf dem Tisch tät feiern.
Ei du! Da gabs kein Gottvergelts!
„Du Schweinehund, du Lausepelz,
Du grüner Teufelsbraten!
Potz Bomben und Granaten!!“

Des Bischofs Zorn war bald verraucht.
Die Maß der Bart-Scher zahlte,
Als ihn Hochwürden angehaucht, –
Der letzte Fluch war jetzt verbraucht,
Jedoch der Bischof strahlte:
„München! Wie gut, daß hier vorbei

Die gottverdammte Knauserei!
Jetzt mag zu Rom die Klerisei
Lang warten zornbeklommen,
Bis Ablaß hergekommen,
Bis neuer Vorrat ist herein! –
Ich hatt ihn ja doch viel zu klein,
Ich Leichtsinn! mitgenommen!"

DIE HOCHZEIT

Nein, Heilige sind es nicht gewesen,
Von denen ich heute morgen gelesen!
Unsre Ahnen waren derb und hart,
– Niedersächsische Bauernart!
Wenn ihrer einer über den Gutshof ging,
Schwer die Erde an seinen Stiefeln hing,
Und seinen Fäusten sah mans an,
Daß er nicht Wunder damit getan!

Fromm aber waren sie über die Maßen!
Man mag sich gar nicht mehr sehen lassen
Vorm Lieben Gott, wenn man liest, was ihnen
Alles für Dinge als Wunder erschienen!

Einen alten Schmöker ich heute fand,
Der droben im obersten Börte stand,
Ich setzte mich hin und las und las,
Bis ich dies glatte Jahrhundert vergaß
Und mich versenkt in Freud und Leid
Der prächtigrauhen vergangenen Zeit.

Erst stehen die Namen drin zu lesen
Derer, die auf der Hochzeit gewesen
Von Ursula Quitzowen tugendsam
Und Klaus Münchhausen, dem Bräutigam.

Dann die Hochzeitspredigt von qualvoller Länge
Und Litanei und Gemeindegesänge,
Und nun heben die Gebete an,
Durch die man den Lieben Gott gewann,
Daß alles ohne Raub abliefe,
Daß niemand „Wafen, Feindio!“ riefe,
Daß ehrbar sich verhielten die Gäste,
Daß keiner am Leibe Schaden nähme,
Und daß von dem trauten Familienfeste
Auch jeder lebendig nach Hause käme.

So flehten sie Gott drei Wochen lang an,
Und siehe: Gott hat das Wunder getan,
Er nahm die Vetternschaft in Hut,
Es ging „wider jedes Vorausgesicht“ gut.

Und als die Hochzeit vorbei gewesen,
Da haben sie wieder Gebete gelesen
In allen Kirchen landab, landauf,
Und gepriesen der Dinge absonderen Lauf.
Denn, obgleich der Adel des ganzen Landes
Zur Feier des jungen Ehestandes
Drei Tage vom Morgen zum Abend gesessen,
Gegessen, getrunken, getrunken, gegessen,
So sei doch kein Totschlag vorgekommen,
Nicht mal habe einer Schaden genommen
An seinen Gliedern oder Haupt, –
Ja, wer da nicht an Wunder glaubt!

So haben es unsre Ahnen getrieben
Und habens sogar in Bücher geschrieben,
Aber, trotz Bittgang und Lobgedicht,
Nein, – eigentlich Heilige waren sie nicht!

Venediger

Sie lassen sich nicht in Zweikampf ein,
Sie scheuen sich schon vor polternden Worten,
Das Becherglück bei Würfel und Wein,
Das schelten sie unschlacht allerorten.

In Adern der Erde das rote Blut
Klopft heimlich gegen ihre Schuhe, –
Sie finden das Gold, wo immer es ruht
In Fels und Fluß, in Tresen und Truhe.

Sie haben kein Heim auf deutschem Grund,
Sie leben überall nur auf dem Sprunge,
Sie tragen alle im treulosen Mund
Die doppeltgeschlissene welsche Zunge.

Und reisen sie ab, so schlagt hinterdrein
Ein dreifaches Kreuz zu Schutz eurem Leben, –
Sie sollen all aus Venezia sein
Und alle dem Teufel zu eigen gegeben!

In die Gegend von Raden ist ein Mann gekommen,
Hannes Krege, der Mollenhauer, hat ihn bei sich aufgenommen
Gegen viel Geld – sonst hätt er es sicher nicht getan,
Denn der Fremde sah einen immer so fein und listig an.

Vor hundert Jahren, als die ganze Geschichte passierte,
Gab es noch nicht den Weg, der zum Dachtelfelde führte,
Aber von Raden aus in dem grasdurchwachsenen Sand

Man überall die Spuren von seinen Schnallenschuhen
fand.
Denn Schnallenschuhe trug er, kurze Hosen, ein
schwarzseiden Mäntelein
Und immer im Gürtel ein winziges blinkendes Hämmer-
lein,
Das venedische Barett hat ihm einmal ein Windstoß
fortgenommen,
Erst nach zwei Tagen ist der Schäfer von Apelern damit
wiedergekommen.

Der Schäfer von Apelern konnte mehr, als den Hut
schwenken
Und den italischen Goldgulden ins Hirtentäschel ver-
senken,
Einmal sah er den Fremden durch den Wald, da verließ
er seinen Stand
Und kroch hinter dem Venediger her bis zur Ostar-
Wand.

Und sah – und starrte – und stierte hin wie von Sinnen,
Denn ein hohes Tor war im Berge. Und tief drinnen,
Wo der Venediger eben tänzelnd verschwunden war,
Drängte sich eine lärmend laute fremdkleidige Schar.

Der Schäfer schlüpfte hinterdrein. Riesenhoch hob sich
die Halle,
Die drinnen saßen, waren tote Edelleute alle
Aus Hannoverland, Kalenberg und dem Lande
Kehdingen,
Aus Hadeln, und wo die Lüneburger Heidelerchen
singen.

Ein toter Ilten trank und trank, – aber der Wein war
kochend heiß,

Oldershausens saßen auf einer eisernen Bank, die war glutweiß,
Die Omptedas würfelten, – aber wer die brennenden Würfel griff,
Ein „Gottverdammt!“ durch die fehlenden Vorderzähne pfiff.

Münchhausen saß und erzählte der Vetternschaft
Die Geschichte von seiner Wolfsjagd. Die war arg lügenhaft,
Sie war schon bei seinen Lebzeiten nie ganz wahr gewesen,
Hier aber stäupte ihn bei jeder Lüge ein Teufelsbesen.

Die Langwerthe versuchten zur Strafe für ihre Sünden
Hier im Fegefeuer ein anständiges Korps zu gründen,
Die Schläger hatten stachlige Griffe, und doch wollte keiner kneifen,
Und das Korpsband war ein goldrotglühender Radreifen.

Die Hardenberge schossen Armbrust auf ein weißesReh,
Von dem sprang jeder Bolzen zurück und tat dem Jäger weh,
Ein Grubitz saß, wie so oft im Leben, vor Speck und Sauerkraut,
Das war beides schon einmal aufgegessen und wieder verdaut.

Wer sonst noch alles dort war, und was er tat,
Hat zwar der Schäfer erzählt, aber mir scheint es Verrat,
Es weiterzusagen, – auch würden alle Hörer weinen,
Und anderntags kämen zwei feierliche Herren zu einen.

Der Venediger aber saß mitten unter ihnen im Fegefeuer,
Ihm schien der Saal angenehm temperiert und die Gesellschaft geheuer,
Er spielte, – die Goldstücke krochen ihm zu gleich Feuersalamandern,
Und mit künstlich gefüllten Würfeln betrog er die andern.

Denn falsch war er wie ein weimarsches Zweigroschenstück,
Falscher als der allerfalscheste Galgenstrick,
Ein ausgepichter alter Teufel ließ sich mit ihm ins Würfeln ein,
Und selbst den legte er ganz gehörig herein.

Denn als der Pferdefuß beim letzten Wurfe schrie,
Er wäre der Teufel des Spieles, und er verlöre nie,
Und als er warf und drei Sechsen auf dem Tische liegen blieben,
Warf der Venediger und warf kaltlächelnd dreimal Sieben!

Als aber voll heißem Gold seine Ledertasche war,
Hörte er auf, denn er sagte, er spiele prinzipiell nur um bar,
Unter dem Adel des Tisches aber entstand da ein Lärmen und Schrein:
„Müssen wir denn auch im Tode immer die Dummen sein!“

Alles das hat der Schäfer von Apelern gurgelnd angesehn,
Dann aber schickte er sich schleunigst an mit fortzugehn,

Denn der Felsen schloß sich hinter dem Fremden her,
Fest und glatt, als ob da nie eine Tür gewesen wär.

Wie der Venediger ihn aber draußen entdeckt,
Hats ihn bis ins gelbe Gesicht hinein erschreckt,
Anderen Tages schon, in der grauen Frühe, ist er abgereist
Mit vielen ledernen Koffern, wie derlei Leute ja zumeist.

Dem Schäfer aber hats vor dem Goldgulden von damals gegraut,
Und er hat ihn in landesüblicher Weise in Steinhäger verdaut,
In Apelern auf dem Kleinen Riesen hat mir seines Enkels Enkel die Geschichte erzählt
Und hat sich dazu bedächtig einen gestohlenen Apfel geschält.

Sein Urgroßvater, der Schneider, wäre weit in der Welt herumgekommen,
In Venezia auf dem Markte hätte ihn einer am Arme genommen,
Das wäre der Fremde gewesen, aber in reicher Tracht, strahlend von Gold,
Hätt ihm seinen Palast gezeigt und gefragt, ob er dort bleiben gewollt.

Aber er hätte doch eine Braut in Lauenau sitzen gehabt,
Hätt nein gesagt und wär aus dem Portale wieder rausgetappt,
Dem sein Sohn war Schafmeister, nun wäre auch er es schon sechzig Jahre lang,
– Ja, alles in der Welt ginge eben so seinen Gang!

Es war ein alter schwarzbrauner Hirsch,
Großvater schoß ihn auf der Pirsch,
Und weil seine Decke so derb und dick,
Stiftete er ein Familienstück.
Nachdem er lange nachgedacht,
Ward eine Hose daraus gemacht,
Denn Geschlechter kommen, Geschlechter vergehen,
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen.

Er trug sie dreiundzwanzig Jahr,
Eine wundervolle Hose es war!
Und als mein Vater sie kriegte zu Lehen,
Da hatte die Hose gelernt zu stehen!
Steif und mit durchbeulten Knien
Stand sie abends vor dem Kamin, –
Schweiß, Regen, Schnee – ja, mein Bester:
Eine lederne Hose wird immer fester!

Und als mein Vater an die Sechzig kam,
Einen Umbau der Hose er vor sich nahm,
Das Leder freilich war unerschöpft,
Doch die Büffelhornknöpfe waren dünngeknöpft
Wie alte Groschen, wie Scheibchen nur, –
Er erwarb eine neue Garnitur.

Und dann allmählich machte das Reiten
Ihm nicht mehr den Spaß wie in früheren Zeiten,
Besonders der Trab in den hohen Kadenzen
Ist kein Vergnügen für Exzellenzen,
So fiel die Hose durch Dotation
An mich in der dritten Generation.

Ein Reiterleben in Niedersachsen, –
Die Gaben der Hose warn wieder gewachsen!
Sie saß jetzt zu Pferde wie aus Guß
Und hatte wunderbaren Schluß,
Und abends stand sie mit krummen Knien
Wie immer zum Trocknen am Kamin.

Aus Großvaters Tagen herüberklingt
Eine ferne Sage, die sagt und singt,
Die Hose hätte in jungen Tagen
Eine prachtvoll grüne Farbe getragen,
Mein Vater dagegen – weiß ich genau –
Nannte die Hose immer grau.

Seit neunzehnhundert ist sie zu schaun
Etwa wie guter Tabak: braun!
So entwickelt sie, fern jedem engen Geize,
Immer neue ästhetische Reize,
Und wenn mein Ältester einst sie trägt,
Wer weiß, ob sie nicht ins Blaue schlägt!

Denn fern im Nebel der Zukunft schon
Seh ich die Hose an meinem Sohn.
Er wohnt in ihr, wie wir drin gewohnt,
Und es ist nicht nötig, daß er sie schont,
Ihr Leder ist gänzlich unerschöpft, –
Die Knöpfe nur sind wieder durchgeknöpft,
Und er stiftet, folgend der Väter Spur,
Eine neue Steinnußgarnitur.

Ja, Geschlechter kommen, Geschlechter gehen,
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen.

DIE KLUGEN KLEIDER

Alte Kleider, Hüte und Schuh
Werden allmählich völlig wie du!
Die Stiefel stehn wie an deinen Füßen,
Dein Hut lernt sachte auch ohne dich grüßen,
Deine Handschuh winken wie du von fern,
Und dein Rock imitiert gradezu seinen Herrn.

Neulich, nach einer Flasche Burgunder,
Belauschte ich mal den Kleiderplunder
Und guckte, versteckt in der Garderobe,
Ihm zu, wie auf einer Theaterprobe.

Die schwarzen Handschuhe, mitleiderblaßt,
Hielten sich innig-schmerzlich umfaßt,
Der eine murmelte mit Tränenblicken
Etwas wie „. . . wärmstes Beinkleid ausdrücken".
Und der andere sang mit Trauergesicht:
„Jesus, meine Zuversicht!"

Der Frack wollte offensichtlich beweisen,
Er könne nun selber auf Vorträge reisen,
War auf den Stuhl hinaufgestiegen,
Verbeugung, – lässiges Ärmelbiegen, –
Und das oberste Knopfloch donnerte frisch:
„Herr Pastor, kommen Sie! Ihr Abendtisch . . ."

Die Gardereiterstiefel gar
Benahmen sich äußerst angreifbar!
In kavalleristischem Tatendrang
Hingen sie über der Liegelang,
Stießen die Sporen in Polster und Drähte,
Daß aus den Löchern das Roßhaar wehte,

Und die alte Liegelang ächzte dabei
Das Trabsignal für die Reiterei:
„Zieh mir den Sporn aus dem Leib
Oder ich schrei . . .!“

Am meisten hat mich der Intellekt
Meines guten blauen Anzugs erschreckt.
Er schwebte die Wendeltreppe hinunter,
Die Hosenbeine wedelten munter
Über den Kiesweg im Zwingergärtchen
Hin zum Poschwitzer Gartenpförtchen,
Und es wurde mir sonnenklar,
Daß er auf dem Wege zum Stammtisch war!

Natürlich hatte er unterdessen
Den Gartenschlüssel daheim vergessen.
Erst schüttelte er den Kragen heftig
Und fluchte außergewöhnlich deftig,
Dann sprach er und drehte ärgerlich um:
„Ich werde noch wie der Alte dumm!“
Obgleich ich dazu verstohlen genickt,
Hab ich ihn doch zurückgeschickt
Und habe ihm dabei aufgetragen,
Meinen p. p. Kleidern zu sagen:

„Gut! Übernehmt also ihr fortan
Alles das, was ich sonst getan!
Prunkt an Höfen in Orden und Schnallen,
Laßt euch die längsten Diners gefallen,
Reist umher, lest Gedichte vor,
Laßt euch beklatschen wie ein Tenor,
Ärgert euch über die ‚Blanken Pferde‘,
Wenn ich mal eingezogen werde,
Tragt die Mühsal der Badereisen

Und erkühnt euch, sie dann noch zu preisen,
Fahrt Besuche in qualvoller Menge,
Stürzt euch in der Basare Gedränge,
Kurz: da sie euch so gut gefällt,
Geht also immer hinaus in die Welt,
Spielt meine Rolle nur immerzu!
– Ohne Kopf, ohne Herz dazu
Habt ihr es leichter als ich im Leben, –
Nur Bericht müßt ihr einmal geben!"

Also, ich hatte nun endlich Ruh,
Schloß dreidoppelt die Haustür zu,
War, erlöst von dem Menschenbrei,
Endlich allein und endlich frei!
Unbeschreiblich selige Zeiten
Sah ich traumhaft verübergleiten.

– –

Und als drei Monate waren verstrichen,
Kamen die Kleider zurückgeschlichen,
Zerknutscht und schmutzig, in Reu und Pein
Wedelten sie zur Haustür herein,
Nur die lederne Hose sagte voll Grimm:
„Das war schlimm!"

Als der Frack am Geländer sich raufgeharft,
Frug ich: „Wer hat euch denn entlarvt,
Wer merkte denn schließlich den Widersinn,
Daß ihr nur Hüllen ohne was drin?"

Ein Ärmelschwung, so ein allgemeiner –
„Gemerkt? – Bewahre! – Gemerkt hats
keiner!"

Der Gutsinspektor, Herr Siedentopf,
Der sagte: „Jaja, das Wandern!“
Hob mit zwei Fingern die Mütze vom Kopf
Und kratzte sich mit den drei andern:

„Da war der Florus, das war ein Korn,
Das paßte in jede Kimme! –
Nur Ochsen, – da kam er nicht mit nach vorn,
Da hattr zu wenig Stimme.

Ja, also Florus der Ferdeknecht,
Der kömmt so vor zehn, zwölf Jahren
– Es war in Herbst, und das Wetter war schlecht,
Und wir hatten Jauche gefahren –

Und sagt: ‚Guten Morgen, Herr Siedentopf‘,
(So sagt er), ‚ich muß mich verändern, –
Ich hab eine Spekulatschon im Kopf
Nach den ungebräuchlichen Ländern!‘

‚Mein Gott‘, so sag ich, ‚was is denn los, –
Dich kneipen doch nich Alimente?!‘
Er weberte mit den Kopfe bloß
Und ging an ersten Advente. – –

Und denn drei Jahre, ich komm in Stall,
Da schreien sie alle in Chorus:
‚Herr Siedentopf, da is er all,
Herr Siedentopf, – unser Florus!‘

Und auf der Haferkiste, da sitzt
Der Kerl, wie sonst in Blauleinen,
Und hat sich ne Peitschen-Schmicke gefitzt
Und baumelt so sacht mit den Beinen.

Und denn erzählt er: ‚Erscht machtch hüm naus
Nach Schenua*), – ach, die Wärme!
Da weichen se aber linkswärts aus,
Und da machtch rüber nach Bärme**).

Da habch beim Sultan von Rangun
Einen Opernsänger mußt machen,
Bei ‚Keinen Tropfen trinkt das Huhn'
Da mußtr doch immer so lachen!

Und nachher, da bin ich drüm rein
Nach Stambul, da warn se grad aufständsch, –
Da sprechen sie wieder mehr wie Latein
Und sind auch sonst richtg ausländsch.

Da packtch mei Schnupptuch, und in mein Kopf
Da dachtch in meinen Gedanken:
Nu mag mei Inspektor, Herr Siedentopf,
Mich meinthalben wieder zanken,

Nu bleibch derheime und kann ja wohl
Die Schimmel auch wieder nehmen? –'
Und ich, ich sage aufs Gratewohl:
‚Na nimm se nur, die kannste zähmen,

Du Opernsänger! Na, du büst ein Korn,
Das paßt in jede Kimme, –
Nur Ochsen, – da kommst du nich mit nach vorn,
Da fehlt dir denn doch die Stimme!'" –

Und der Inspektor, Herr Siedentopf,
Der lachte: „Jaja, das Wandern!"
Hob mit zwei Fingern die Mütze vom Kopf
Und kratzte sich mit den drei andern.

---

*) Genua **) Birma

DIE MERKWÜRDIGE GESCHICHTE VOM KÜPER

(Ballade von 1860)

Der Küper in der Londonschenke zu Hannover
Guckte die Kalenberger Straße lang und sagte:
„Negenuntwintig Jahre bün eck nu all hier,
Aber dat is doch ne verfluchtige Sake:
Da isn Swien, dat spucket meck jümmer int Bier,
Wenn eck abends Klock twölben dat Dor taumake!
Min Glas Bier steiht unbedarft op den Schenktisch,
Un kaum slöt eck buten den Holt-Riegel,
Komme inne un gah to min Tisch, –
Da spucket meck int Bier so ein Swienigel!"

Der Küper in der Londonschenke zu Hannover
Holte ein Priem aus der Lastingweste und sagte:
„Schems Puttfarken, dat is min besten Fründ,
Un Schorse Önderwud ut Pattensen, dat is de anner,
De hevt et beede jümmer god mit mi meint,
Un Schems, dat is ein richtiger Geisterbanner,
Und de seggte: ‚Krischan', so seggt he to meck,
‚Da schast du woll mal orntlich na kucken,
Wenn deck da de Geisters in dien Bier
Alle Abend so ausverschämt rinspucken!'"

Der Küper in der Londonschenke zu Hannover
Schüttelte seine Holzpantoffeln aus und sagte:
„Dennso stell eck meck heimlich ant Dor-Fenster hin
Un lur da up, – da käm den Hertog Kambridje
Sin hochseligen Geist int Schenkzimmer rin
(Ji weet doch, wi seggt dunnemals, ‚Pitje, pitje!'),
Smeckt an min Bier, dennso spuckt he int Glas,
Und denn droht he, wie livtidens, mitn Finger

Un seggt: ‚Dat is doch Aanbecker Doppel, – was?
Worüm schenkt ji in de Londonschenke nich
Chöttinger!'"

Der Küper in der Londonschenke zu Hannover
Guckte über die Kalenberger Straße in Himmel und
sagte:
„Die Geschichte da kömmt woll eijentlich nich von
Fleck
Un is löjenhaft to vertellen, as ne Gespensterge-
schichte,
Aber de Baron Mönkhusen, de seggete to meck:
‚Krischan', seggt he to meck, ‚dat isn Döhnchen asn
Gedichte!
Un use Hertog Kambridje, dat wasn Mann,
De makete mit slechten Bier nich viel Fedderlesen,
Und ‚Krischan', seggt he to meck, ‚dat glöv du meck
man,
Eck binr fiv Semester mit in Chöttingen ewesen!'"

DER GRÜNE POSERN

„Warum heißt er Enkel vom ‚Grünen Posern'?" –
Ach, laßt mich! Ich erzähle so gern:

Sein Großvater also, ein Edelmann,
Wie die Lausitz sich keines bessern besann,
War, wie die Besten von je im Gau,
Ein wenig zach, ein wenig genau.
Nicht gegen die Armen, – Gott behüte! –
Da war er allezeit selber die Güte,
Aber so beim Pferdehandel in Bautzen,
Da konnte er wie ein Wachtmeister schnauzen,
Und als ihn in Löbau ein Jude betrog,

Er langsam den Reithandschuh überzog
Und haute, –
na, da stand ein Herrenhuter,
Der sagte bloß: „Heert, das is kee Guter!“
Nun gab es in Kamenz ein Tuchgeschäft
Von Oswin Bärsch, der verlor das Heft
So sachte aus ungeschickten Händen,
Und alles sagte: „Wie soll das enden!
Bärsch hat ja Schulden an allen Kanten,
Bärsch hängt bei allen Lieferanten,
Bärsch hält sich nur durch den Fabrikanten,
Bärsch pumpt herum bei allen Bekannten,
Und schließlich: Die zwei vermöglichen Tanten
Sind beide noch rüstig, – die eine schanzt
Den ganzen Tag im Garten derquere,
Und die andere, – höre,
Die hat auf der Röhrsdorfer Kirmse getanzt!“

Nu also, was tut mein Oswin Bärsch, –
Er denkt ganz gottesfürchtig, er wärsch,
Und rückt dem alten Posern auf die Bude
Und jammert und klagt, die alte Trude
(Die eine der zwei bemeldeten Tanten!)
Hätte ihm, als nächsten Anverwandten,
Zwar neunhundert Taler geliehen,
Aber bloß, um Wucherzinsen zu ziehen!
Nun müßt er sich elend abmarachen
Bloß für den alten geizigen Drachen,
Ach, hätte er nur mal tausend Taler,
So wäre er wieder der pünktlichste Zahler,
So ginge sein Handel wieder wie je!

Dann pries er sein Tuch übern grünen Klee
Und jammerte: „Herr Baron, helfen Sie!
Ohne Ihnen bin ich berdie!“

Also, – Posern
Verlieh seine schönen Taler nicht gern
Aber schließlich, – man ist doch ein Christ
Und schmeißt einen Menschen nicht auf den Mist,
Bloß weil er Geld leiht wie das so Brauch,
(Und das Leiden kannte der Alte auch: –
Vor vierzig Jahren als Dresdener Reiter . . .
Ja . . . na . . . Und so weiter!)

„Also tausend Taler? Und zu billigem Zinse?
Na, Oswin, flenne nich, – hier sin se!"

– –

Aber ein Stein, der ins Rollen gekommen,
Hat selten den Weg wieder aufwärts genommen,
Schuld mästet sich leichter als eine Kuh,
Je weniger du gibst, um so mehr nimmt sie zu,
Und Bärsch, der kannte die Wege schon
Und machte Schulden im Tagelohn
Und dachte: „Wenns Geld nur hier im Kasten schep-
pert, –
Mit Schuldenzahlen wird viel Geld verläppert!"

Natürlich kam es, wies kommen mußte,
Ei, du lieber Gott,
War das für die Lausitz ein böser Bankrott, –
Alle Welt klagte über Verluste!
Dann machte der Richter die Masse klar,
(Was so bei Bärsch noch Masse war!)
Die beiden Tanten nahmen das Haus,
Alle Möbel mußten heraus,
Und der alte Posern mit leisem Fluch
Hob von der Sack-Karre an die Wände –
(Lieber Gott, in deine Hände!) –
Sieben Ballen grünes Billardtuch!

Das war e Unglück bald wie e Malör!
Drei Tage sah man den Alten nicht mehr,
Doch war er, wie alle Besten im Gau,
Mit den runden Dingerchen sehr genau
Und sagte schließlich leidlich erfrischt:
„Besser das als nischt!“ – – – –
– –
Die Möbel im Saal sind zu überziehn,
Sonst waren sie gelb, jetzt werden sie grün.

Und da der Sattler einmal begann,
Kommt auch die rote Stube gleich dran.
„Posern, unsre Rote?“ – „Gott“, sagte er kühn,
„Ich nenn se rot, nenn du se grün!“

Die Satteldecke ist durchgeritten,
Schnell ist eine neue zugeschnitten,
Sie leuchtet durchs Feld, die Mohne blühn,
Die Mohne rot, die Decke – grün!

„Deine Mütze war recht durchgeschwitzt,
Versuch mal, ob dir die neue sitzt!“
Des alten Landmanns Backen glühn
Braun unter der Mütze, und die ist – grün.

Er kam zum Bautzener Markte gefahren,
In der ‚Weintraub‘ eben versammelt waren
Ein Salza, ein Schall, ein Boxberg, die drei
Sehen die Kutsche nur flitzen vorbei.
„Wer war das?“ – „Na, das seh ich von fern,
Grün ausgeschlagen, – der Grüne Posern!“

Seine eigenen Kleider geraten – grün,
Im Dorfe gehn seine Paten – grün,

Er stiftet einen Altarbehang – grün,
Sein Diener geht jeden Botengang – grün,
Die Gartenkissen, die leuchten – grün,
Selbst die Vogelscheuche verscheucht in – grün!

Aber eine Freude, die hatte er doch:
Er stieß in das Billard der ‚Traube' ein Loch,
Der Wirt murmelte von „. . . frisch beziehn!"
Laut lachte Posern: „Natürlich! – Grün!!
Ich liefre den Stoff von meinem Speicher,
Bezieh dirs doppelt, da spielt sichs weicher!
Nichts leiste ich lieber als den Ersatz, –
Gibt es nicht noch ein Billard am Platz?!"

DIE WUNDERWIRKUNG DER LATINITÄT

Ihr lieben Jungens in Stadt und Land,
Ich weiß euch eine Geschichte!
Ich kenn euch, ihr hört so trefflich zu
Mit sehr ernsthaftem Gesichte,
Doch in den Winkeln am Auge blitzts,
Wie von ganz anderen Sachen,
Und eure Lippen beben dabei, –
Das ist verhaltenes Lachen, –
Ihr seid nämlich eine ganz dolle Schwefelbande! –

Der Kurfürst Johann von Brandenburg,
Der war gelehrt wie sonst keiner,
Er sprach das flüssigste klarste Latein
Noch besser als selbst die Lateiner,
Da nannten sie ihn den ‚Cicero'
– Er fand das übel geraten, –
Viel besser hätte ihm ‚Cäsar' gepaßt,

So liebte er die Soldaten,
Vor allem seine sechstausend Schweren märkischen Reiter!

Nun hatten einst einen großen Streit
Die Könige von Ungarn und Polen,
Da ließ der Kaiser, den das verdroß,
Den Johann Cicero holen:
„Herr Kurfürst, Ihr sprecht das berühmte Latein,
So bitt ich Euch, habt die Gnade
Und zieht gen Warschau und söhnt sie aus
Mit Eurer lateinischen Suade, –
Vielleicht nehmt Ihr auch ein paar Soldaten mit?"

„Herr Kaiser, der Auftrag paßt mir gut!"
Sprach Johann mit tiefem Verneigen,
„Die klassische Kunst der Rhetorik wird
Sich stark an Barbaren erzeigen,
Die Ungarn und Polen versöhne ich
Ganz ohne Schwertstreich und Wunde,
So wirkt der Wohllaut der Latinität
In meinem beredsamen Munde, –
Und außerdem nehm ich meine sechstausend Schweren Reiter mit!"

Vor Warschau, auf dem weiten Plan,
Da standen Ungarn und Polen,
Die beiden Könige rechts und links,
Die saßen wie auf Kohlen,
Denn Johann Cicero sprach und sprach,
Wie troff die Rede von Milde,
Und wenn er von „christlichen Gründen" sprach,
So waren doch alle im Bilde, –
Hinter ihm standen Sechstausend aufgesessen und Lanzen eingelegt!

Was Johann Cicero dort gesagt,
Es ist der Nachwelt verloren,
Den feindlichen Königen klangen nur
So einzelne Worte in Ohren:
„Totschlago vos sofortissime,
Nisi vos benehmitis bene!!“ –
Da söhnten die Gegner gerührt sich aus,
Und Johann vergoß eine Träne,
Und seine sechstausend Kerle brüllten: „Hurra, vivat Cicero!“ –

Ihr lieben Jungens, euch ist ja gelehrt,
Warum die Dichter was dichten,
Ihr wißt, der Zweck ist stets die Moral
Bei allen solchen Geschichten,
Drum, wenn einen Klassenaufsatz es gibt
Über Münchhausens letzte Ballade,
So schreibt: Ein tadelloses Latein,
Das ebnet im Leben die Pfade, –
Vorausgesetzt, daß einer eine gute Faust daneben haut!

DAS ALIZARINBLAUE ZWERGENKIND

Nein, was hab ich gelacht!

Da kommt doch diese Nacht
Ein kleinwinziges Zwergenkind
Aus dem Bücherspind
Hinter Kopischs Gedichten vor
Und krebselt an meinem Schreibtisch empor.

Trippelt ans Tintenfaß:
„Was ist denn das?“

Stippt den schneckenhorndünnen Finger hinein,
Leckt, – „Ui, fein!“

Macht halslang, guckt dumm
Nochmal in der ganzen Stube rum,
Gottseidank, allein!

Zwergenvater begegnet sich selber im Mondenschein,
Mutti, um was Gescheiteres anzufangen,
Is e bissel spuken gegangen.

Da knöpft es sein Wämschen ab,
Hemd runter, – schwapp!
Spritzts ins Tintenbad hinein,
Taucht, plantscht, wischt die Augen rein,
Pudelt
Und sprudelt,
Nimmts Mäulchen voll,
Prustet ein Springbrunn hoch zwei Zoll,
Streckts Füßchen raus, schnalzt mit den Zehn,
Taucht, um mal aufn Kopf zu stehn, –

Endlich Schluß der Bade-Saison!
Klettert raus, trippelt über meinen Löschkarton,
Schuppert sich, über und über pitsche-patsche-naß,
„Brrr, wie kalt war das!“
Ist selig, wie es sich zugesaut,
Und kriegt eine alizarinblaue Gänsehaut.

Nun trocknet sichs auf dem Löschpapier,
Probiert dort und hier,
Was da fürn feines Muster bleibt, –
Als ob einer, der schreiben kann, schreibt!
Ein Fußstapf, – wie ne Bohne beinah!

Ein Handklitsch, – alle fünf Finger da!
Nun die Nase aufgetunkt,
Lacht schrecklich: Ein richtiger Punkt,
Ein Punkt!

Wos aber gesessen hat
Auf dem roten Blatt, –
Wies da hinguckt,
Da hats ein Dreierbrötchen gedruckt,
Ein kleinwinziges zweihälftiges Dreierbrot,
Blau auf rot!

Erst lachts. Dann schämt sichs. Und dann
So schnell es kann
Am Tischbein runter, durch den Mondenschein
In Schrank hinein!

Ein Weilchen noch hinter den Büchern her
Hörte ichs piepsen und heulen sehr,
Hat so arg geschnieft und geschluckt,
Weil es das – Dreierbrötchen da hingedruckt!

HOFBALL

Novembertag und windiges Wetter,
Im Scheunenhofe tanzen die Blätter,
Und zwischen Kuh- und Pferdestall
Ist Hofkonzert und großer Ball.

Der Wind trompetet um die Ecken,
Milchkannendeckel schlagen die Becken,
Die Leitungsdrähte harfen und schleifen,
Wenn die Hände des Sturms in die Saiten greifen,

Die Wetterfahne geigt schrill und froh,
Ein Kalb bläst unentwegt die Hoboe,
Die Stalltür trommelt dazu,
Und das Bombardon übernahm eine Kuh.

Und zu Trompeten, Trommeln und Geigen
Dreht sich und wirbelt in fröhlichem Reigen
Alles, was Herbst geweht von den Zweigen,
Alles, was vordem grünte im Land
Und nun auf dem Pflaster des Hofes sich fand.
Und während im Kehricht sie tanzen und springen,
Hör ich sie singen!

Ein Strohhalm wispert lispelnd und fein:
„Unsereiner ist nie allein!
Zehntausend feine Schwestern wir waren
In roggenblonden strähnigen Haaren,
Alle aus einem derben Gebund,
Alle geborene ‚von Ziegelgrund'! –
Die erste dreht sich im Wagenrade,
Die zweite steckt in Eisschokolade,
Die dritte fiept, wie der Hase klagt,
Die vierte sielt sich im Strohsack der Magd,
Die fünfte reist in der Heidsieck-Kiste,
Die sechste räkelt sich auf dem Miste,
Die siebente ward ins Strohseil gebunden,
Die achte hilft das Fischfaß verspunden,
Die neunte verflackerte im Kamin, – ja
Und die zehnte steckt in einer Virginia.

Alle Schwestern haben was zu tun,
Und keine hat Zeit, sich auszuruhn!"

Vom Ahorn, der drüben im Parke ragt,
Stelzt ein Blatt auf fünf Speichen und sagt:

„Wir hatten alle nichts zu tun,
Als schön zu sein und auszuruhn!

In unserem Schatten man gerne saß,
Wenn der Gärtner den Platz schön sauber rechte,
Und als ein Dichter dort Verse las,
Lachten darüber noch lange die Spechte.

Der Springbrunn machte sich was zu tun,
Doch stieg er nur auf, um wieder zu sinken.
Bisweilen in Seide und in Kattun
Saßen sie dort beim Kaffeetrinken.

Ein Fräulein vom sentimentalen Fach
Malte mich drüben am Teich von der Insel,
Sie seufzte: ‚Die herbstliche Färbung, – ach . . .!'
Und schob ins Kadmiumgelb den Pinsel, –

Wir hatten alle nicht viel zu tun,
Nur schön zu sein und auszuruhn!"

Die Ringelschale von einer Kartoffel
Humpelt und pumpelt im Holzpantoffel:
„Dat is mek aewerst doch to dull,
Dat eck partu mit danzen schull,
Dat geit mi bannig gegen Strich,
Eck hevt nich lehrt und lehrt ok nich,
Ochottechott!

Wenn eck min vullen Buk noch harr,
Eck sprüng hie nich as wie en Narr,
Dat geit na baben un geit dal,
Mi is ganz swindlich un fatal,
Ochottechott!"

Ein Schlehenblatt, hereingeweht
Vom Felde draußen, sang indiskret:

„Ich komme ferne vom stillen Hag,
Wo der Sprosser rief,
Wo am Juniabend der Kirschpflücker lag
Und den Rausch verschlief.

Wo im Herbste die Jagd vorübergesaust
Mit Hund und Pferd,
Wo dem Leutnant so vor dem Graben gegraust,
Daß er umgekehrt.

Und als er ihn sprang, da sprang er ihn so: –"
Und die Schlehe sprang
Und fiel in die Entenpfütze, – o
Der Länge lang!

Das dürre Blatt der Buche rauscht,
Als ob sein seiden Röcklein bauscht,
Wenn es im Reihn die Hände tauscht:

„Durch tiefen Wald die Eule strich,
Der Nebel aus den Wiesen schlich,
Der Mond hing hoch am Himmelssaal
Und lag im Teiche noch einmal,
Die Nacht war still und kalt, –
Wie sehn ich mich nach meinem Wald!

Der Mittag flimmert heiß und schwer
Auf weitem grünen Blättermeer,
Und neben mir der Pirol saß
Und sang so süß ohn Unterlaß,
Als ob es mir nur galt, –
Wie sehn ich mich nach meinem Wald!"

Das Gurkenblatt daneben schrie:
„Das is ju Karmse heite frih!
Mr sahks n ganzen Jahre an.
Es gorkte schien, – un Majoran
Un Gimmel, Dill un Dhymian,
Die wuchsen, wie mr schpricht, wie Gras, –
Nee, werklich nee: Das gibt mr Schbaß!

Un wenn der Harbst nach Sachsen kimmt,
Un's Karmsebier n Anfang nimmt,
Da schlacht mei Vader n Buck,
Da fiedelt mei Vader, da danzt meine Mudder,
Da wackelt meine Mudder ehr Ruck!!"

So tanzten und so sprangen sie,
So schwatzten und so sangen sie,
Da fing es in den Wirbel-Reihn
Auf einmal leise an zu schnein,
Wie weiße Daunen, weich und fein.

Die dicke Wolken-Kinderfrau,
Die Schürze blau, die Haare grau,
Die schüttelte die Betten aus
Und deckte auf den Saus und Braus
Und auf des Hofballs ganze Pracht
Die weiße Decke zur Gutnacht, –
Gut Nacht!

DER OSTEN

INDISCHER ZUG

Da wälzt sich heran der gigantische Zug,
Und der Boden erbebt, den der Rosseshuf schlug,
Phantastisches Licht streut die Fackel ins Land,
Und das Erz wird heiß in der Tänzerin Hand,
Dumpf dröhnen die indischen Trommeln,
Elefantenglocken läuten darein,
Die Flöten kreischen, die Weiber schrein,
Grell blitzt das Gold durch die zitternde Nacht,
Und Indiens weiße heilige Pracht
Steigt auf in Marmorpalästen.
Und hoch über Rauch und Fackelqualm,
Umgellt vom Bhagavadgita-Psalm,
Umrauscht von Getümmel, umjauchzt von Geschrei,
Schwankt langsam auf ächzenden Achsen herbei
Das elfene Bild Brahmaputras.

DIE VEDEN

Saß im Schatten vor der Tür der Hütte
Djabal, den den Weisesten sie nannten,
Saß in sich versunken, schweigend, sinnend,
Und in seine Träume und sein Lesen
Rauschte leis von fern die Gangeswelle, –
Da erknirschte laut der Sand.

„Djabal, den den Weisesten sie nennen,
Hilf mir, Djabal, innre Ruhe finden,
Hilf mir, Djabal! Mich umtost das Leben,
Wies von je getost um Fürstenthrone!
Wer ich bin? Satkama ist mein Vater,
Prinz Mahassam, der bin ich!“

Sah dem Jüngling Djabal in die Augen,
Sagte sanft: „Sei meinem Haus willkommen!
Und als Gastgeschenk will ich dir raten,
Was das Herz zu ewiger Ruh mag führen:
Lies die Veden! Wenn du sie gelesen,
Bist du wie die Lotos still!“

Und Mahassam ging in seine Hütte,
Und sein Geist begab sich auf die Reise,
Auf die lange Reise durch die Veden
Sam und Rig und Djedir und Atharva,
Und er las in sieben langen Jahren,
Was die Heilge Schrift enthielt. –

Saß im Schatten vor der Bambushütte
Djabal, den den Weisesten sie nannten;
Trat Mahassam, sieben Jahre älter,
Vor ihn hin: „Nun, Herr und edler Meister,
Sieh mich an: Stolz darf ich von mir sagen,
Daß die Veda ich erkannt!“

Sah dem Prinzen Djabal in die Augen,
Sah ihn lange an und sagte traurig:
„Wie, du willst die Heilgen Bücher kennen
Und bist stolz, daß du sie hast gelesen? –
Lies noch einmal aller Veden Weisheit,
Und ich harre deiner treu!“

Und Mahassam saß auf schlichter Matte,
Und sein Auge ging auf lange Reise
Durch die Veden Sam und Rig und Djedir
Und das Zauberbuch Atharva-Veda,
Und er las in sieben langen Jahren,
Was schon einmal fromm er las. –

Saß im Schatten vor der Tür der Hütte
Müde Djabal, den das Alter drückte;
Trat, um sieben lange Jahre älter,
Hin Mahassam, und er sagte düster:
„Traurig, Djabal, seh ich auf die Erde,
Denn ich kenn ihr tiefstes Sein!“

Sah dem Manne Djabal in die Augen,
Sah ihn lange an und sagte lächelnd:
„Traurig wardst du von den Heilgen Büchern?
Nun so geh und werde fröhlich wieder,
Lies noch einmal unsre großen Veden,
Und du bist aufs neu geheilt!“

Und Mahassam ging, gehorsam schweigend,
Und zum dritten macht er sich zur Fahrt auf
Durch der Veden ungeheure Bücher,
Und er las zum dritten sieben Jahre
Und erkannte erst den Sinn der Worte,
Ewig stille ward sein Herz.

Als die Jahre um, da ging Mahassam
Vor die Hütte, drin einst Djabal wohnte,
Doch der Platz im Schatten vor der Hütte
Lag verlassen da seit sieben Tagen,
Und Mahassam, der da heißt der Weise,
Weinte, daß er nun allein. –

Saß im Schatten vor der Bambushütte
Still Mahassam, ohne Stolz und Trauern,
Saß in sich versunken, schweigend, sinnend,
Und in seine Träume und sein Denken
Rauschte leis von fern die Gangeswelle,
Als er still die Veda las.

DIE DREI FREUNDE

Kaladewa, der der Weise hieß,
Sprach zu mir: Drei Freunde weiß ich,
Die dir bleiben, wenn man dich verstieß.

Wanderstab der Freunde erster ist,
Der dich durch die Lande leitet,
Bis du deiner Väter Land vergißt.

Eisenriegel man den andern nennt,
Der des Klosters Hoftür abschließt,
Welche dich vom Tal der Tränen trennt.

Und der letzte Freund, den ich gemeint,
Ist der Saum des Mönchsgewandes,
Drin du wie ein Kind dich ausgeweint!

DAS BUCH JUDA

EUCH

Mir klang aus weiter Ferne her ein Rufen,
Des Halljahrs Hörner bliesen heimwehstark,
Ich sah im Osten Zions Tempelstufen,
Da griff ein Sehnen mir ins tiefste Mark.

Und als ich ging des alten Volkes Pfade,
Da stiegen greise Schatten aus dem Grund,
Da klang die Erde, und des Ewgen Gnade
Tat meinem Ohr verschollne Lieder kund.

Geächtet Volk, ich zeige dir die Stege
Aus Haß und Hohn zu deiner Jugend Glück,
Verlorner Stamm, ich weise dir die Wege,
Und deiner Wege Losung heißt: Zurück!

Zurück zur Schönheit einst gesungner Psalmen,
Zurück zum Heilgen Bach bei Anathot,
Zurück zu deiner Heimat Balsampalmen,
Zurück zu deinem alten großen Gott!

Ich bin des Predigers Stimme in der Wüste,
Stark ist mein Schrei, die Liebe ihn gebar,
Ich bin des Predigers Stimme in der Wüste,
Ein Fremdes ruft aus mir und redet wahr,

Und ruft dir zu: Laß Kram und Waage stehen,
Sei was du bist, das alte Israel,
Noch lebt dein Gott, und seine Säulen gehen
Noch heute vor dir, – Höre, Israel!

DIE WEISSAGUNG DES JESAIA

Weh dir, du Stadt Jerusalem, dein Haupt ist krank,
dein Herz ist matt,
Und dabei singt die obre Stadt, und singt und harft
die untre Stadt!
Weh dir, du Stadt Jerusalem, du Stadt voll Volks,
wie magst du lachen,
Da Tag und Nacht, straßauf, straßab, die Sünden wie
die Geier wachen?!
Der Herr ergrimmte über dich, der Zorn des Herrn,
er ist erwacht,

Er wandelt über Libanon und über Basans Eichenpracht,
Er wandelt näher, näher schon, Jerusalem, zu deinen Zinnen,
Schon reckt er dräuend seine Faust, und vor der Faust ist kein Entrinnen!

Wie schwarzer Rauch wälzt übers Land sich das Gewölk, das dich zerstört,
Und tief in Kidrons Fluten rauscht es auf, vom Sturm zu Schaum empört, –
Jerusalem, es kommt der Tag, da stolz die Syrer dich durchschreiten,
Und durch den Wald von Anathot Mizraims dunkle Krieger reiten!

Ein Schrei wird gehn durchs ganze Land, wie eines großen Volkes Schrei,
Die müden Augen deiner Nacht reißt auf Assardons Raserei,
Dann wird des Meders braune Faust die Tochter deines Volkes fassen,
Er wird auf ihrem weißen Arm die Spuren seines Griffes lassen!

Das Kind, das du geboren hast, zerschellt an seines Wagens Rad,
Und mit dem Blute düngt er dir die mederhufzerstampfte Saat,
Auf Zions Zedertrümmern wird er seinen wilden Göttern beten,
Im Marmorschutte wird sein Fuß den seidnen Vorhang Jahves treten! –
Verrauscht ist dann der Harfe Klang, sie liegt am Wege, saitenleer,

Und der Posaune Erz fließt träg, von Glut geschmolzen, drüber her,
Des Feindes Feuer glitzern drauf, die fern die Abendhügel säumen,
Und wochenlang soll überm Land der Rauch vom Brande Akras träumen.

Und dann, wenn eure Kniee ihr im Heimatschutte wund gekniet,
Wenn ihr aus rauher Kehle schrill das Bußgebet zum Himmel schriet,
Ihr Männer Judas, was ihr dann in irrem Schrei zu Gott gerufen,
Zerklirrt wie weggeworfnes Glas an seines Thrones Marmorstufen!

Er hört dich nicht, Jerusalem. Wer Ohren hat, der höre mich!
Dein Gott, dein Gott, Jerusalem, dein Gott verstieß, verfluchte dich!
Dann raufe dir die Haare aus, du Astaroth, und Rama reiße
Inmitten sein Gewand entzwei, befleckt von Staub und blutgem Schweiße!

Und eine dunkle Nacht wird sein und dumpfer Wehruf rings im Land,
Und eurer Seufzer Kette schlingt sich endlos euch um Fuß und Hand,
Und immer wieder höre ich aus Edom her das Rufen bange:
„Sag, Hüter, ist die Nacht bald hin? Du, Wächter, währt die Nacht noch lange?“

Jahrmarktstag in Jericho, –
Rufende Bananenweiber,
Wasserträger, Eseltreiber
Drängen durch die Straßen froh
Die gebräunten heißen Leiber.

„Siehe zu", sprach Josua,
„Ob du heimlich dich magst winden
Durchs Gedränge jener Blinden
Und die schwächste Pforte finden!"
Und er sprachs zu Jojada,
Als das Heer bei Gerasa
Lagert unter Tamarinden.

Und im langen Mantel heut
Schleicht der Späher durch die Massen,
In der Duftstadt engen Gassen
Ist das ganze Volk zerstreut,
Doch der Heiden Feldherrn lassen
Ängstlich auf die Fremden passen,
Weil des Josua Angriff dräut.

Und vor ihrem scharfen Blick
Und vor ihren schlauen Schergen
Muß der Jude sich verbergen,
Und ein Riegel weicht zurück, –

Und ein Riegel schiebt sich vor.
Sicher führt den fremden Späher
Rahab in ihr Haus empor,
Rahab, die den Kranz verlor.
Und der schlanke Galiläer

Blieb die Nacht auf ihrem Dach,
Und des Toten Meeres Lüfte
Riefen leis die Balsamdüfte
All der tausend Palmen wach,
Über Stadt und Feld und Klüfte
Wehten sie dem Jordan nach.

Rötlich über Rama stieg
Schon der Morgen glutumsponnen.
Rahab sprach: „Für all die Wonnen
Dieser Nacht, die nun verronnen,
Schone meiner, wenn im Sieg
Stürmend ihr die Stadt gewonnen.

Siehe dieses rote Seil:
Klimme dran die Mauer nieder.
Aber wenn du kehrest wieder,
Schütz es mich vor Schwert und Pfeil.

Hangen solls vor meinem Haus,
Und es sei ein Zeichen allen,
Daß du ohne mich gefallen,
Daß ich dich geführt hinaus!"
Und sie ließ des roten Taus
Hanfne Windung niederwallen.

Rahab sang:

„Mein Freund ist wie ein Büschel Myrrhen,
Das zwischen meinen Brüsten hängt,
In meiner Seele letzte Tiefen
Sich Tag und Nacht sein Name drängt,
Und blind bin ich, seit ich ihn sah,
Jojada, Jojada!

Sein Arm lag unter meinem Haupte,
Die rechte Hand liebkoste mich,
Die Palmenstadt schlief rings im Tale,
Und süß ihr Atem uns umstrich,
Der Himmel war so nah, so nah, –
Jojada, Jojada!

Doch über meiner Seele Saiten
Schrillt jäh ein Ton, zerrissen, wild,
Vom Himmel fallen alle Sterne,
Und Blut aus allen Wolken quillt:
Mein Heimatland verriet ich ja,
Jojada, Jojada!"

Vor Jerichos Mauern wappnet
Der Jude Brust und Hand,
Des Halljahrs goldne Posaunen
Dröhnen über das Land.

Sieben Tage zogen die Männer
Schweigend um Mauer und Tor,
Siebenmal am siebenten Tage
Umging der Posaunen Chor.

Des Halljahrs Hörner brausten:
„Kolenu schema, elohim!!"
Mit klirrenden Schwertern vom Himmel
Zogen die Cherubim.

Da wankten Mauer und Türme,
Jericho neigte sich IHM,
Und die Posaunen brüllten:
„Kolenu schema, elohim!"

Weit offen standen die Tore,
Hoch loderten Rauch und Brand,
Und Juda zog in die Tore,
Fackel und Schwert in der Hand. –

Im Abend ruhten die Hörner,
Rings schwieg Samaria,
Da suchte der Liebsten Schwelle
Der braune Jojada.

Verflogner Duft der Palmen
Strich her von irgendwo, –
Tot hing am roten Seile
Rahab von Jericho.

DIE HEXE VON EN DOR

Auf Samuels Grabe glänzte die Sonne grell,
Und Saul, der finstre, ward König in Israel,
Schwarz blickte sein brennendes Auge am Morgen der Schlacht
Und düster aufs fliehende Volk zur Mitternacht.

Wohl schrie er zum Gotte der Väter am Rauchaltar,
Wohl bracht er den weißen Widder zum Opfer dar,
Wohl floß das Blut der Farren wie rotes Band
Vom weißen Stein über seine braune Hand, –

Umsonst Gebet und Blut und die Kraft im Speer,
Es hörte der alte Gott sein altes Volk nicht mehr.
Am lodernden Lagerfeuer sprach Saul verstört:
„So zeigt mir das Weib, das die Toten heraufbeschwört!“

Und sie ritten zur Hexe von En Dor bei der Nacht,
Dreimal schlug Saul an die Tür, sie ward aufgemacht,
Dreimal zu den Pforten des Todes schrie Schalomai,
Und die Pforten des Todes barsten beim dritten Schrei.

Und es dampfte Gewölk, und es sagte der Hexe Mund:
„Einen Krieger seh ich steigen aus tiefem Grund . . .“
Da wallte ein Mantel im Rauch und ein Pardelfell,
Vor König Saul stand Richter Samuel.

„Was störst du mich auf von den Toten zu irdischem Licht?“

– –

„„Der Ewige hört die alten Gebete nicht!
Es schwelt der Rauch vom Steine nieder zum Grund,
Es schweigen Sterne, Träume und Priestermund!

Meine Söhne und ich, wir starrten zur Opferglut,
Meinen Söhnen und mir versagten Gebet und Blut,
Meine Söhne und ich, wir standen im Schrei der Schlacht,
– Und tausend Erschlagene fielen in einer Nacht!““

Da sprach eine Stimme, und sprach nicht dort noch hier:
„Morgen bist du und deine Söhne bei mir!“
Aufschrie der König, – sein Herz schlug schweren Schlag,
Und über Gilboa graute sein Schicksalstag.

ENAK VOR GOMORRA

Wo der Dornstrauch im Wehen des Glutwinds sich beugt,
An dem Rande der Wüste, da ward er gezeugt.

Und sie riefen ihn Enak und fragten den Flug
Des Geiers, der droben die Fittiche schlug.

Da sprachen die Priester: „Ein Reich zerschellt! –
Seine Hand wird die Sichel der Völker der Welt,

Wider alle die Hand, aller Hand wider ihn,
So wird er im Sturme die Erde durchziehn!“ –

Und sein Kleid ward das Eisen, das Schwert seine Macht‘
Hinsanken die Völker im Donner der Schlacht.

Seine Heimat der Sattel, sein Lager der Sand,
Seine Fackel auflodernder Dörfer Brand.

Die Ruh schuf ihm Fieber, heiß brannte sein Mund,
Doch im Prasseln der Pfeile, da ward er gesund. –

Und es wälzte die Woge des tobenden Kriegs
Sich gegen Gomorra, gewärtig des Siegs.

Wild jauchzten Drommeten, dumpf dröhnte das Horn,
Als die Stadt sie umfloß, und der König ritt vorn.

Aufglühte am Abend der Wachtfeuer Brand,
Und es schreckte das Brausen der Völker das Land,

Und des Artheroth Wasser abwuschen ihr Blut,
Und den Durst ihrer Lippen kühlt Artheroths Flut. –

Doch der Fürst der Araber saß einsam und fern,
Da trat in sein Kriegszelt der Engel des Herrn:

„Auf, Enak, und fliehe mitsamt deinem Stamm,
Euch drohet der Tod in des Lasters Schlamm!

Leicht stürzt du die Mauern und sprengst das Gebälk,
Doch im Pfuhle der Lust wird die Seele dir welk,

Und schlugst du bei Tage die Stadt in der Schlacht,
So schlägt dir die Sünde dein Kriegsvolk bei Nacht!

Und die Stadt wird vergehn, wenn der Morgen erst tagt,
Doch: ‚Mein sei die Rache!' hat Jahve gesagt!"

Und der Engel verschwand, und der Fürst sprang empor,
Wild klang ihm der Priester Verheißung im Ohr:

„Wider alle sein Schwert, aller Schwert wider ihn!" –
Doch er dachte des Volkes und sprach: „Laßt uns ziehn!"

Und sie gürteten sich mit der Schärfe des Schwerts
Und zertraten die Kohlen des glimmenden Herds,

Und zäumten die Rosse, die heiß noch vom Tag,
Und vom Brechen der Zelte herdröhnte der Schlag,

Und der Führerruf klang und das Stierhorn zumal,
Und die Scharen der Reiter durchstoben das Tal.

Doch Gomorra fuhr auf, aus dem Schlafe geschreckt,
Als der König die Scharen der Streiter geweckt.

Wild jauchzten sie auf, als die Flucht sie erschaut,
Und die Nacht ward zum Tag, und die Stille ward laut,

Gell lockten die Zimbeln zu Reigen und Tanz,
Hell glühten die Fackeln auf Mauer und Kranz,

Und laut scholl ihr Höhnen und laut ihr Gesang,
Schrill klirrte das Erz, das die Tänzerin schwang.

Aufrauschte im Nachtwind viel Purpurgewand,
Und der Weihrauch zog schwül übers dunkele Land,

Und sein Duft schlich durchs Heer, und dumpf grollte ihr Zorn,
Doch sie sahen auf Enak, und Enak ritt vorn. –

Fern verklangen die Hörner, das Lärmen erstarb,
Matt graute der Tag, der Gomorra verdarb.

Doch das reinere Volk, ohne Heimat und Haus,
Zog stolz in die nächtliche Wüste hinaus.

DER SOHN

Die feuchten Felsenschluchten Garamäs durchbrüllte gell
Der Todesschrei der Feldschlacht Assurs wider Israel.

Und wen Nabuchodonosor nur sah im Siegeslauf,
Der schlug die schwarzen Judenaugen niemals wieder auf.

Auch Melchisedek hingestürzt im Schlinggestrüppe lag,
Der wartete vergebens auf des Syrerkönigs Schlag.

Kalt war des Königs Antlitz sonst, dem gelben Marmor gleich.
Jetzt schuf ein glücklich Lächeln seine harte Wange weich.

Nabuchodonosor, was ließest du dein Schwert in Ruh?
„Er knüpfte einmal die Sandale meiner Mutter zu!“

PASSAH

Hier, nimm das Brot, ich zerschlags mit der Hand,
Stell an den Tisch deinen Stecken,
Heilig umschlingt uns ein mächtiges Band:
Einst, einst
Warst du wie ich ja in Mizraims Land!

Häng um die Schultern zur Reise das Kleid,
Wie unsre Väter es taten,
Süß sind die Brote, sie stehn dir bereit,
Einst, einst
War ja zum Säuern des Brotes nicht Zeit!

Koste die Kräuter, wie Gott es gebeut,
Bald wird er wieder uns lösen!
Jeruschalajim, einst wird es erneut,
Einst, einst
Feiern wir dorten das Passah wie heut!

TRIUMPHGESANG DER JUDEN

Nun krachte zu Boden Babel bei Kriegsposaunenschall,
Und über die Welt nachhallte dumpfschütternd der donnernde Fall,
So jauchze laut auf, Judäa, dein Tag, dein Tag ist da,
Nun blase des Halljahrs Hörner, Samaria!

Der Hammer der Völker zerschlagen, zersplittert die Geißel der Welt,
Chaldäa ward niedergeschmettert, und Assur zu Schutt zerschellt,

Denn es kam wie Brausen des Meeres ein Volk von Mitternacht her,
Nie fehlten die Schilfrohrpfeile und nie sein Speer.

Wir saßen an Chebars Wassern, die Mandel in Blüte stand,
Leis durch die Gärten klirrten die Ketten an unserer Hand,
Vor unserem Meißel zum Baue des Königs sprang der Granit,
Wir sangen von Jeruschalajim das Sehnsuchtslied.

Da kams wie ein Ruf aus den Wolken, ein Wind stieß ängstlich ins Laub,
Und über dem Flusse drüben aufwölkte finsterer Staub,
Und aus dem Staube brachen die Massen der Völker herein,
So gellt im Gebirge Sanoah der Adler Schrein.

Da rauschten wie Sicheln die Schwerter, dumpf dröhnte der Morgenstern,
Uns umklirrte die Pracht der Assyrerschlacht, und wir schrieen zum Herrn,
Und Jehova war nah, und die Stunde war da, und die Zeit erfüllt,
Und Babylon brach zu Boden, trauerumhüllt. –

Nun hänge um deine Schultern, mein Volk, das Reisegewand
Und brich den Stecken der Zeder als Stab für deine Hand,
Und, die du geführt in der Knechtschaft, die Kelle schlage entzwei,
Und zerbrich den Meißel des Dienstes, denn du bist frei!!

Und wer an seiner Sandale der Riemen einen erst band,
Der wandere ohne den andern in seiner Väter Land,
Warte nicht auf Bruder und Vater, verflucht sei Ruh und Rast,
Was brauchst du Vater und Bruder, wenn du die Heimat hast!

Wir ziehn zu den Bergen der Jugend, der sinkenden Sonne nach,
Wie ward das Auge der Sehnsucht nach langem Schlafe so wach,
Wie brausen vertraut in der Hörner ehernen Jubelklang
Die alten Jesaialieder und Davids Gesang!

Und wenn die heilige Heimat leuchtet im Morgenlicht,
Von den ewigen Höhen zu Heah das blaue Glänzen bricht,
Dann sinken wir schauernd nieder am schimmernden Jordanstrand
Und küssen mit durstigen Lippen das Vaterland.

SODOMS RUINEN

Oben am Berge ziehen
Dunkel die Wolken dahin,
Von Usdum bis zum Masada-Teich
Wallen und wogen die Nebel bleich
Über die Stätte von Sodom.

Von fern rauscht plätschernd die Woge
Des Salzmeeres eintönig her,
Drunten, tief unter dem feuchten Gras,
Liegen die Kinder Hevilas,
Liegen die Trümmer von Sodom.

Zerbrochene Säulen und Stufen,
Scherben von Becher und Krug, –
Der Geier, der droben den Fittich spannt,
Nie berührt er je das verfluchte Land,
Die verfluchte Stätte von Sodom.

SIMSON

1

Es stieg von der Steinkluft Etham Einer hernieder,
Ein Löwenfell umhing die mächtigen Glieder,
Gen Gasa ging er und ging starken Schritt,
Und als er kam nach Ramath Lechi wieder,
Wo die Philister einst er schlug danieder,
Ein Lächeln über seine Züge glitt.

An Gasas Toren widerklang sein Gang,
Simson schritt ein in Gasa. Und die Frauen
Wandten die Köpfe und verstummten lang
In banger Sehnsucht und süßem Grauen.

Nur eine senkte nicht das schmale Haupt
Und nicht die großen Augen der Gazelle,
Sie stand im Glühn des Mittags vor der Schwelle,
Vom Lärm der Maultierkarren grau umstaubt.

Und Simson stockte, und sein Fuß ward schwer,
Und schwer sein Blut, das heiße, oft besiegte,
Er sah, wie sich ein Purpur hin und her
Durch ihre schwarze Flechtenkrone schmiegte,
Und als sie leise ihre Brüste wiegte,
Erschrak sein Herz, und er erstaunte sehr.

Mit brennenden Augen sahn sich beide an,
Mit Augen, die das Kleid vom weißen Leibe
Entwendeten dem ganz erglühten Weibe,
Mit Augen, die in scheuer Lust dem Mann
Aufbrachen am Gewand die Spangenscheibe.

Er trat heran, und seine Glieder dehnte
Er mächtig aus des Löwen Fell heraus.
Kein Wort ward laut. Des Mädchens Schulter lehnte
An seine Brust sich, in das Haargekraus, . . .
Da um die Lenden, die sein Blut ersehnte,
Schlang er den Arm und trug das Weib ins Haus!

2

„Schlugst du nicht dreißig Männer zu Aschkalon,
Und schlugst zu Lechi tausend Männer im Streite!
Was sprachest du mit deinem Weib davon,
Von jenes Rätsels Lösung auf der Freite?!

Du hast auf Weiber-Wert und -Wort gebaut,
Und wie ein Weib hat dich dein Weib verraten!"
Sprach Simson schlicht: „Ich hab ihr doch vertraut,
Als mich so rührend ihre Lippen baten.

Wohl schlug zu Aschkalon ich dreißig im Streit
Und schlug in Lechi tausend mit dem Knochen,

Doch nur im Männerkampf bin ich gefeit,
Und Weiberhand hat immer mich gebrochen!"

„„Und daß zu Aschkalon du dreißig erschlugst,
Und standst zu Lechi siegumjauchzt im Schwarme,
Und daß du mich auf diesen Armen trugst, –
Laß küssen mich die wunderstarken Arme!

Das macht meinen Herzschlag zittern in süßer Hast
Und macht meine Lippen feucht nach deinen Küssen,
Daß du den Löwen nicht erschlagen hast,
Daß du ihn hast mit dieser Hand zerrissen!

Ach, unbesiegbar ganz ist deine Kraft,
Ich preise sie in Jauchzen und Frohlocken!""
Sprach Simson: „Nein! denn sieh, mein Arm erschlafft,
Schnitte man mir die langen Nasirlocken."

„„Und ist die Stärke in dein Haar gebannt,
Ist in die Locken deine Kraft gebunden,
Was gibst du sorglos dich in meine Hand,
Was schweigst du nicht dem Weib in solchen Stunden?

Simson, so wahr mein Volk das deine haßt,
So wahr, wie hier sich meine Pulse regen,
So wahr dein Lockenhaupt die süßeste Last,
Die je auf Brüsten eines Weibs gelegen:

Dich wird ein Weib, das dir die Kraft entwand,
Das mit dir Nächte heißen Glücks durchwachte,
Einst überliefern in Philisterhand,
Dich, der die Tat von Aschkalon vollbrachte, –
Und den ich bitter jenen Tag verachte!""
So sprach das Weib. Der Morgen zog ins Land,
Sie öffnete die Tür, – und Simson lachte.

Und lachend ging er durch die Einsamkeit
Der Feindesstadt, und als das Tor geschlossen,
Und als die Wachen weckten die Genossen,
Schob er sie lachend mit der Hand zur Seit
Und hob die Tore, silbererzgegossen,
Aus ihren Angeln ehrnen Festigkeit.

Zur Heimat schritt er durch des Kornes Wogen.
Im Osten, über Juda, ward es hell,
Aus Gasa kam ein Pfeil vom Toresbogen
Mit scharfem Pfeifen hinter ihm geflogen
Und hakte klatschend in das Löwenfell.

Und mit dem Pfeil aus Gasas Mauern kam
Ein fernes Lied und schwebte ihm zur Seite,
Und eine Stimme sang in Lust und Gram:
„Zu Aschkalon er dreißig überkam.
Zu Lechi schlug er Tausende im Streite!"

3

„Schlagt alle Becken zusammen
In Gasa, der fröhlichen Stadt,
Streut Weihrauch in alle die Flammen,
Die Herd und Hütte hat!

Lobpreist mit jubelnden Zungen,
Philister von Gasa bis Gath,
Denn Simson ist niedergezwungen
Und liegt im Kerker der Stadt!

Ihn konnte kein Pfeil erreichen,
Kein Schwert seine Blöße gewann,

Dem Weibe mußte er weichen,
Delila verriet ihren Mann!“

Und Gasa jubelt, und des Volkes Wellen
Durchspülen brandend den gewaltgen Raum
Des Dagontempels, und Gelächter gellen
Von Well zu Welle wie ein Silberschaum.
Und mitten steht, das Haupt gesenkt im Traum,
Mit Augen, die sich nimmermehr erhellen,
Simson und hört den Spott der Menge kaum.

Mit irren Händen greift er in die Laute,
Die ihm der Spott in seinen Arm gedrückt,
Dieselbe Stadt ists, die er einst erschaute,
Und die so hold sein hartes Herz beglückt.
Und was ihn einst so wundersam entzückt,
Was ihn dem tollen Lebenssturm entrückt,
Den schwirrenden Saiten leise er vertraute.

Und plötzlich, – träumt sein lauschend Ohr davon? –
Und plötzlich eine Stimme ihm zur Seite:
„Schlugst du nicht dreißig Männer zu Aschkalon,
Und schlugst zu Lechi Tausende im Streite?“

Er lauscht . . . und hört im Lärm den leisen Laut,
Daß leichte Füße kleidumrauscht ihm nahten:
„Du hast auf Weiber-Wert und -Wort gebaut,
Und wie ein Weib hat dich dein Weib verraten.

Ganz schwach bist du, der einst so grausam war!
Vom Schauer deiner Küsse hingerissen,
So lag ich einst, verstrickt im schwarzen Haar,
Und du, der jetzt so milde ganz und gar,

In meine Schulter hast du wild gebissen,
Weißt du das noch? – Und solltest dus nicht wissen?!"

Da, was der Spott der Männer nicht getan,
Ihm hat das Weib die Kraft zurückgegeben,
Die ihm ein Weib gestohlen aus dem Leben,
Und er, der jedem Weibe untertan,
Er stöhnte auf in Scham und Wut und Beben.

Und da: – Es suchte seine breite Hand
Tastend nach rechts und links in Zorn und Zittern,
Bis sie der Säulen feine Fuge fand,
Und plötzlich ging ein dumpfgefühltes Schüttern
Durchs ganze Haus, und sieh, die Balkenwand,
Sie neigte sich mit knisterndem Zersplittern.

Und in die Stille des Entsetzens klang
Ein Mädchenruf voll Jauchzen und voll Klagen,
Um Simsons Kniee sie die Arme schlang,
– Im Schrei, der grausig aus der Menge drang,
Ging unter ein verirrter Siegsgesang:
„Zu Aschkalon hat dreißig er geschlagen,
Und Tausende zu Lechi er bezwang!"

Da stürzte donnernd, der die Decke trug,
Der Pfeilerkranz in mächtigem Niederschlagen,
Aufwölkte Staub, verwehter Opfer-Ruch,
Hing überm Schutt mit wildzerrißnem Fluch,
Halbem Gebet und ganz zerbrochnem Klagen.
Und Simson lag, vom Dachgebälk erschlagen,
Bei ihm das Weib, das seine Liebe trug,
– Und warn der Männer, die er sterbend schlug,
Mehr, denn der Lebende geschlagen.

Hirtenfeuer rauchten durch die Nacht,
und die Zelte standen in der Runde,
Ist ein Lied im Stamme Gad erwacht
Aus Jehudas Munde:

Das Sehnsuchtslied

Zur Gittith zu singen:

Deine Brüste sind süß, die Quellen des Weibes sind süß. Sela!

Durstig nach dir sind meine Augen, Channah, meine Lippen sehnen sich nach deinem Mund.

Deine Haare hangen in meine Gedanken wie Netze, deine Augen sehen mich aus allen Ecken an.

Mein Tag ist ein Lobgesang auf dich, die Stunden knüpfe ich aneinander, wie Perlenketten für deine Stirn!

Du wandelst mit starken Schenkeln durch meine Träume des Nachts, durch meine träumenden Gedanken gehst du mit leichten Sohlen am Tage.

Du Traum meiner Nächte, Channah, du sehr große Sehnsucht meiner Tage.

Ein Strom rauscht in mir, der nennt deinen Namen und singt, ein Strom rauscht in mir, der weiß ewige Lieder.

Ich neigte mein Ohr dem Lied meiner Seele, ganz still hab ich den Wogen gelauscht. Und es klang das Lied:

Deine Brüste sind süß, die Quellen des Weibes sind süß. Sela!

Das stille Lied

All mein Wünschen steht stille zu dieser Frist, mein Herz schweigt in seinem großen Glücke.

An meiner Schulter dein Haupt, auf deinen Lippen mein Mund. Und die Welt schläft ein.

Längst schlossen wir beide die Augen, unsere Lippen reden miteinander die Sprache der Liebe, das Ohr vernimmt sie nicht. Und die Welt schläft ein.

Was wird dein Atem so tief, meine Freundin? Was zittern deine Hände um meine Schultern, Channah?. . . Und die Welt schläft ein.

Das Trauerlied

(Dem Sangmeister: Nach ‚Hindin der Morgenröte'.)

Die Quelle versiegt, daraus Leben quoll, nun dürstet das Land. Vertrocknet der Strom, der die Saaten umspült, nun dürstet das Land.

Sonne und Mond stehen am Himmel, aus den Brüsten des Lichts tropft das Leben hernieder, Sela!

Meine Sonne ist hinabgegangen, mein Leben wurde mir tot.

Meine Freunde trinken mir zu, die Mädchen sagen: „Was ist er so still geworden?“ Aber ich fühle ihre Hände nicht, die mein Haar streicheln, und der Wein wurde mir schal.

Von nie befahrenen Meeren, auf denen die Sonne glänzt, weiß ich ein Lied. Und mag doch nicht singen.

Von nie geschauten Wogen will meine Seele sagen zur Harfe ein Lied. Mein Auge weint, wie mag der Mund da singen?

Ich dehne meine Arme aus, Channah, meine suchenden Arme finden dich nicht.

Die Sehnsucht streckt meine Glieder, die Leidenschaft macht meine Lippen feucht, wo bist du, Channah?

Warum kommst du nicht mehr in meine Träume, was schleichst du dich aus meinen Gedanken fort?

Wohl wurden die Träume zu wild, und zu heiß die Gedanken für deiner Füße Sohlen, darum gingest du fort und ließest mich ganz allein. –

Die Felsen der Wüste starren empor in die Nacht, das Geklüfte Sanoah liegt einsam.

Und ein Löwe brüllt durch die Klippen, einsam ist immer der Löwe des Gebirges.

Wie der Schrei des Löwen durch die Nacht ist meine Sehnsucht, und mein Lied wie ein ferner Fluß in der Nacht.

Und der Morgen kommt, und die Wüste ist still um Sanoah. Zerronnen der Fluß im Sande, und tot der Löwe vom Pfeil! Sela!

MOSE

Und Mose Schwester faßte die Pauken mit weißer Hand,
Wie wehten Mirjams Flechten, wie flatterte ihr Gewand,
Sie ging mit schwebenden Füßen, – im Tanze ging sie hin,
Es sang mit jauchzenden Lippen Israels Priesterin:

„Zu Fremdlingen waren wir worden im fremden Land,
Schamröte der Knechtschaft hatte die Stirn uns verbrannt,
Uns hatten Heimwehtränen die Wangen gebleicht,
Uns hatte das Brot des Elends der Hunger gereicht.

Da ist uns ein König gekommen in Feuer und Geist,
Da ist uns ein Führer gefunden, der Mose heißt,
Ein Helfer hat sich erhoben, der hilft uns schnell,
Jehovas Prophet ist erstanden in Israel!

Er hat mit der Geißel der Rache Mizraim gerührt,
Er hat aus dem Hause des Dienstes sein Volk geführt,
Und wir aßen das Passah des Herrn, wir zogen von-
dann,
Und die Feuersäule des Herren zog uns voran.

Und unsere Stämme standen bei Zephon Baal,
Kamele und Wagen lagerten durch das Tal,
Da kam ein Schrei von den Bergen, die Wache floh,
Nun hilf uns Gott unsrer Väter: Der Pharao!

Und Mose trat zum Meere, den Stab in der Hand,
Da wich die Welle und hob sich zitternd vom Sand,
Er rief: ‚Nun schaut auf die Völker, die kamen zum
Streit,
Ihr sehet nimmer sie wieder in Ewigkeit!‘

Da wehten die Winde der Höhe wie nie zuvor,
Da brüllten die Wogen der Tiefe und stiegen empor,
Da standen die Wände wie Scheiben aus blassem Opal,
Und zwischen den Wänden glitt wunderumdämmert ein
Tal.

Eine blutrote Wunde hieb Gott ins rubinene Meer,
Die barst vom Arabischen Sande zum Sinai her,
Und wir zogen die Furt, die Jehova den Seinen gesetzt,
Und an keiner Sandale wurde die Sohle genetzt!

Doch hinter uns wälzte sich jauchzend des Pharao Heer
In die düstere Gasse des Herren durchs Rote Meer, –
Da ward eine Stille, da schloß sich schweigend der
Schlund, –
Nicht eine Perle des Schaumes stieg auf vom Grund!

So laßt uns singen dem Herren, der Herrliches tat,
In die Furche des Meeres säte er schreckliche Saat,
Er hat uns durch Feinde und Fluten die Furt gepflügt,
Er hat mit dem Grauen der Wasser Mizraim besiegt.

Und hat uns den König gekrönt in Feuer und Geist,
Und hat uns den Führer gefunden, der Mose heißt,
Ein Helfer hat sich erhoben, der hilft uns schnell,
Jehovas Prophet ist erstanden in Israel!"

SABBAT DER SABBATE

Sei still, Judäa, und schweige, du Tochter des Sem!
Höre, was ich dir sage:
Es nahet der Tag der Tage,
Nach Streben und Sterben und Streit,
Nach Lieben und Lehren und Leid
Nahet die Ernte der Saat:
Der Sabbat der Sabbate naht!

Sei still, Judäa, und schweige, du Tochter des Sem!
Hänge dein Hoffen ans Später,
Traue dem Gotte der Väter:
Aus Zeiten voll Schande und Spott
Führt dich dein heiliger Gott
Mit unerforschlichem Rat, –
Der Sabbat der Sabbate naht!

DIE VIER VOR GOTT

(Talmud-Ballade)

Aus Judäas weißem Straßenstaube
Spottet Rabbi Ascher in die Laube,
Darin Ben Akiba Tröstung spendet
Einer Witwe, deren Sohn im Hüttenfest geendet:

„Rabbi, laßt das Weib den Toten klagen,
Haare raufen und die Brüste schlagen,
Wenn Ihr uns zu lange lasset warten,
Schließt womöglich sich vor Euch des Paradieses
Garten."

Und er eilt den Freunden nach, von denen
Rabbi ben Asai sprach voll Sehnen:
„Da uns Gott den Blick auf sich vergönnte,
Wünsche ich mir nur, daß ich am Glanze sterben
könnte!"
Aber Rabbi Soma grübelnd sagte:
„Aller Rätsel Lösung, die ich wagte,
Was ich tastete mit blinden Händen, –
Ach, ein Schauen wird mein Forschen wunderbar voll-
enden!" –

Und des Paradieses erzne Riegelschienen,
Alpha und Omega, lösten sich vor ihnen,
Und die Pforten sprangen langnachdonnernd auf:
Hallelujadurchjubelte Ewigkeit leuchtete auf!

Rabbi ben Asaï sah in Bangen
Nach dem Thron, aus dem die Strahlen sprangen, –
Tränen stürzten, und im Händeheben
Überselig schüttete er aus sein armes Leben.

Rabbi Soma, forschungsdurstverschmachtet,
Hat auf Gottes Hände nur geachtet,
Die bedächtig ewige Rätsel binden
Und die Knoten lässig lösen und sie klar entwinden.

Als er jubeln wollte: „Ausgeirret!"
Grade da ward ganz sein Geist verwirret. –
Aber Rabbi Ascher grub indessen
Aus dem Silbersand ein goldnes Rebenreis vermessen.

Wie er spöttelnd sprach im Kopferheben:
„Ohne Wurzel kann auch sie nicht leben!"
Sprang ein roter Weinquell aus dem Sande,
Und ein Cherub schob verächtlich ihn aus Gottes Lande.

Durch die Tore, die ihn von sich spieen,
Ben Akiba schritt mit müden Knieen,
Und er sah das Paradies in Frieden
Und ist friedlich und freiwillig gleich daraus geschieden.

„Gott geschaut zu haben, würde mich gereuen,
Weil ich Mensch bin, muß ich Menschliches betreuen,
Als mir Gott den Blick hierher vergönnte,
Gab er mir nicht, daß ich ihn nun auch verstehen könnte.

Sagt er einmal ‚Hephata' zu meinem Leibe,
Bet ich, daß die Seele ewig vor Ihm bleibe,
Aber heute muß ich Gott entschulden:
Weil ich Mensch bin, muß ich Menschen helfen Kummer dulden!"

Durchs ‚Tor der Körperlosen' gingen sie,
Vorher vielleicht verschlossen, später aber
So wenig deutbar, wie am Kandelaber
Der wehnden Flamme stumme Melodie.

Stumm ist und heiß die Flamme, stumm auch die,
Welche durchs ‚Tor der Körperlosen' schritten
Und niemals sagten, was sie sehnten, litten,
Und was sie niederbrannten – gleich wie sie!

Drei Mönche gingen durch das stillste Tor
Konstantinopels heim zu ihrem Kloster,
Und ihrer Rosenkränze Paternoster
Suchte der körperlosen Engel Ohr.

Und doch: Ihr stummes Sehnen hörte Gott!
Denn als sie sich zum Schlafe niedertaten,
Hob aus dem Straßenschlamme mißgeraten
Der erste eine Scholle wie zum Spott:

„Das, was uns alle treibt und alle trieb,
Ein Schlamm der Straße ist es, und ein Wesen,
Das Schlamm und niemals mehr als Schlamm gewesen,
O Gott – und Schlamm, den hatt ich einmal lieb!"

Dann schlief er ein, wie ein Erlöster tut,
Der seines Fluchs Geheimnis ausgesprochen,
Denn wenn erst die Geschwüre aufgebrochen,
Dann ruht der Kranke, wie sonst niemand ruht. –

Der zweite wachte auf und sah den Kloß,
Und ungeschickte Hand schob draus ein Wesen

Zusammen, wie vor Jahren die gewesen,
Die ihn getrieben in sein elend Los.

„Auch Gott schuf seinen Menschen aus dem Schlamm,
So bilde ich aus diesem schmutzigen Schlamme
Die Form, die mich voreinst durchglüht wie Flamme,
Und doch nichts andres war als kalter Schlamm!"

Dann schlief auch er, denn so ist das Geschick:
Wenn wir nur unsrer Qual erst Form geschaffen,
Ja, dann verliert sie plötzlich alle Waffen
Und sinkt ermattet in uns selbst zurück!

Der dritte Mönch erwachte, und er sah
Aus Lehm geformt die ungeratne Liebe
Der Brüder vor sich, als ob ihm nur bliebe,
Auch zu bekennen, was auch ihm geschah.

Und er beseelte dies, denn seine Hand,
Durch Dienste am Altare wundermächtig
Und wie des Weibes Schoß von Leben trächtig,
Gab Leben jener Statue, die sie fand. –

Dann schlief auch er, denn so ist unser Glück,
Daß, wenn wir Leben schufen, wir entschlafen,
Damit die Götter uns nicht darum strafen,
Was vorbehalten ihnen vom Geschick. – – –

Als überm Goldnen Horne heil und hold
Der Morgen aufstieg, und als hell die Hörner
Vom Turme des Palastes der Blacherner
Herschütterten ins tiefe Morgengold,

Da wachten auf die Mönche, – vor den drein
Mit schrägem Blick und leichtem Röckeraffen

Stand jenes Weib, das sie sich nachts erschaffen,
Und sah voll blöden Lebensglückes drein.

„Soll ich den, der mich wünschte, nennen Herrn,
Den, der der Ungestalt Gestalt gegeben,
Den, der dem toten Leibe gab das Leben? –
Sagt, wem ich folgen soll, – ich folge gern!“

Die Mönche sahen sich mißtrauisch an:
„Wir sind durchs Körperlosen-Tor getreten,
Neun Chöre sind der Engel, die wir beten,
Nur körperlos sind sie, die wir umfahn,

Die Ewigen, die Gottes Engel sind, –
Mit unsrem Beten, unsrem Flehn und Bitten
Haben die Körperlosen wir umstritten,
– Was gehn uns die an, die in Leibern sind!“

Schildkrötengleich die Köpfe zogen sie
In die Kapuzen, und den Staub abrüttelnd
Vom Kuttensaum, Sand aus den Sandeln schüttelnd,
Schleppten zum Kloster sie die müden Knie.

Durchs ‚Tor der Körperlosen‘ schritt zur Stadt
Das Weib, das selbst den Weg ins Leben suchte,
Sehnsucht, die Gott erst schuf und dann verfluchte,
Als wär er selber seiner Sehnsucht satt.

Ins Kloster Mone Choras schlich sie ein,
Dieselbe noch – und schon nicht mehr dieselbe . . .
Verwandelt in ein Bildnis der Gewölbe,
Wird sie Maria Magdalena sein.

Als der Abend gnädig kühlend
Labung für Algerien brachte,
Blies der Sattler Jussuf spielend
In den Nargileh und dachte:

„Pferde, Fraun und Leder duften
Derben Duft, – ihn liebt nicht jeder,
Jeder nicht von diesen Schuften
Würdigt Pferde, Fraun und Leder,

Würdigt Leder, Fraun und Pferde
So wie ich mit süßem Grauen,
Denn ich kannte auf der Erde
Nichts als Leder, Pferde, Frauen!

Ledersättel, glattgesessne,
Hundert Pferde, die mich trugen,
Tausend Frauen, bald vergessne,
Die die Arme um mich schlugen, –

Auf der Fahrt zum Paradiese
Will ich keine andern Gaben,
Will ich andres nicht als diese
Süßen Düfte um mich haben!“

Und der greise Lederhändler
In der Obern Stadt Algerien
Brauchte einen Unterhändler
Für des Sterbens Nachtmysterien.

Kam der Molla angeschloffen
In Pantoffeln, grün geflochten,
Weit stand ihm der Kaftan offen,
Mittagsglut die Adern kochten.

Zu dem Hitzigen sprach der Kühle:
„Leg mein Haupt in Mekkas Richtung,
Doch dem toten Leib zum Pfühle
Häufe Stroh in wirrer Schichtung

Unter Rücken, Haupt und Füße,
Daß des dumpfigen Pferdestalles
Lebenslang gewohnte Süße
Würze und durchströme alles!

Und auf einen Sattel leg mir
Meinen wachsnen Totenschädel,
Daß er auf dem langen Weg mir
Ruhe zunftgerecht und edel,

Ja, den Kopf auf einen Sattel!
Doch auf meiner Lippen Paarung
Tu mir nicht der süßen Dattel
Abgebrauchte Totennahrung!

Leg ein langes seidenweiches
Frauenhaar darüberhin mild,
Als des mir versunknen Reiches
Auserlesnes Bild und Sinnbild!“ –

Jussuf starb. Ob sein Verfügen
Ausgeführt, wie er begehrte, –
Weise lügen, Dichter lügen,
Dichter lügen und Gelehrte,

Wahr ist: Bei den Oleandern
Küßte, die das Haar gegeben,
Abends durstig einen andern,
Denn Lebendiges will Leben!

Als mein Bruder geboren wurde

Es war eine stürmische dunkle Nacht,
Und der Regen trommelte auf die Leinwand,
Die Leinwand der Wagenplane.
Das rechte Rad des Karrens kreischte,
Wenn es herumkam.
Da saß ich in unserm Wagen und weinte,
Denn meine Mutter weinte, –
Und im Wagen war es kalt, denn es war
Ein dreieckiger Riß in der Plane,
Und wenn ich hinaussah,
Sah ich die Regentropfen in den Pfützen springen,
In den Schmutzpfützen des Landwegs.
Und mein Vater rauchte aus der kurzen Pfeife,
Die er dem Bauern in Baden stahl,
Wo der Fluß fließt,
Den die Dorfleute Neckar nannten.

Da schrie meine Mutter, und mein Bruder wurde geboren,
Und mein Vater goß ihr Schnaps in den Mund,
Und der Mondlichtstrahl durch den Riß
Glitzerte auf der Flasche.
Unser Pferd aber ging still weiter,
Es hieß Tivadar,
Und das rechte Rad des Karrens kreischte,
Wenn es herumkam
Beim Weiterfahren. – – –

Als wir rasteten

Im Westen stieg eine Wolkenwand auf,
Als wir im Wirtshause saßen
Und zu dem kleinen Fenster hinaussahen.

Da war ein Mann,
Der sprach von seinem Hofe und seiner Stube,
In der die Fliegen gegen die Scheiben am Fenster flogen,
Und seine Frau spann,
Und in dem Schaukelbett sein Knabe lag,
Und er sagte, er wäre zufrieden,
Denn das Getreide des Feldes wäre herein,
Der Winter käme bald und der knirschende Schnee,
Und er hätte die heiße Stube, und seine Tochter,
Die wollte ein anderer Bauer heimführen, –
Zwei Tage nach Weihnachten wollten sie backen.

Da war ein anderer Mann,
Der nicht so viel hatte,
Der sagte, er wäre auch zufrieden,
Denn die Weiden wären billig gewesen im Sommer
Und die Körbe teuer,
Die Rosen hätten so schön in seinem Gärtchen geblüht,
Die er gepflanzt hätte,
Und Holz wäre in seinem Hofe, rechts von der Tür,
Für den ganzen Winter.
Und er sprach von seinen Kindern,
Er hatte sechs,
Und er war sehr, sehr zufrieden! – –

Da schirrte Vater den Tivadar
An die alten schlechten Ziehstricke,
Und Mutter nahm Bruder und ihre Pfeife
Und setzte sich ins Wagenstroh.

Ich aber ging daneben
Und zählte immer, immer weiter
Die Bäume an der Straße.

Da war einer, der stand im Graben fast
Und hatte zu viel Wasser und bloße Wurzeln,
Der ließ die roten und gelben Blätter hangen,
Weil er keinen Boden hatte.

Und ich dachte an die Dorfleute
Mit ihren Häusern,
Und als ich mich umdrehte nach der Schenke,
Glühte der Abend in den Fenstern,
Und blauer Rauch war über dem Schornstein.
Da fielen die ersten Gewittertropfen,
– Wir fuhren in das Gewitter hinein, –
Ich glaube, ich habe geweint.

Als Nemecz erschlagen wurde

Nemecz hatte meine Schwester lieb,
Sie trug die roten Korallen über den braunen Schultern
Und ein rotes Kleid.
Da zankte er mit Vater an dem Kreuzwege,
Wo wir lagerten,
Und Vater stieß ihn ins Feuer,
Daß die Scheite knisterten und der Kessel überlief,
An dem sich Nemecz verbrannte.
Da würgte Nemecz den Vater, bis er tot war,
Und hat ihn hinter einer Esche begraben,
Und sich an die Esche gelehnt
Und ein langes Lied gespielt
Auf seiner braunen Geige.

Da hat Schwester erst geweint und dann gelacht
Und ist mit in seinen Wagen gegangen.
Und ich und Mutter und die andern,
Wir haben alle braunes Bier getrunken
Die ganze Nacht.

Aber Nemecz hat gar nichts getrunken
Und immer gespielt,
Die Geige hat geweint und geschluchzt,
Weil er so wild spielte. – – –

Und als die Sonne aufging
Hinter dem Steinbruch
Und über die Weizenfelder schien,
Die am Walde lagen,
Da hat Nemecz auch Tivadar
An die geflickte Deichsel gespannt,
Und wir zogen dem Schatten des Pferdes nach,
Von Vaters Grabe weg,
Wo wir so viel Bier tranken.

Und des Nemecz Wagen zog voran,
In dem es ganz still war,
Nur hat manchmal die Geige geklappert
Gegen die Holzreifen,
Über denen die Leinwandplane hing. –
Als es aber wieder Abend wurde,
Da war Nemecz tot,
Den meine Schwester vergiftet hatte.
Und sie haben die braune Geige
Mit in das Loch geworfen,
In das sie ihn verscharrten.

Noch einmal von dem öden Sande
Der Gegenwart entführ ich euch
In die verlornen bunten Lande
Voll Märchenblumen und Gesträuch,
Hört, was bei Huschi mir der Hirte
Aus Kaiser Peters Zeit erzählt,
Als er den Zweig der grauen Myrte
Zum Schäferstecken abgeschält:

Der Trommelruf des Großen Zaren,
Durchs ewge Rußland rauschend, rief
Zum Türkenkriege die Bojaren, –
Wie dröhnten seine Trommeln tief!
Und aus den unermeßnen Weiten
Drängt sichs in Horden zur Gefahr,
Und Asiens heiße Völker reiten
Stromgleich zusammen, Schar um Schar.

Da poltern der Tungusen Hufe,
Grauüberstaubt vom Marsche längst,
Da treibt mit quäkend gellem Rufe
Der Kamtschadale seinen Hengst,
Da strafft der Finne die Gamasche,
Fischhautgenäht, am Schenkel auf,
Da schaukelt die Melonenflasche
An des Kirgisen Sattelknauf!

Da flattert von des Orotschonen
Durchnähter Waga buntes Garn,
Und der Kasak streift die Patronen,
Daß sie an seinem Kittel schnarrn,

Und da: Bei schneidenden Fanfaren
Wiegt im Galopp den schlanken Leib,
Sattel an Sattel mit dem Zaren,
Des Weißen Zaren blondes Weib!

Das Weib trug prunkend her der Brüste
Ganz wundervollen Überfluß,
Die weiße Rose, die sie küßte,
Ward rot vor Scham bei ihrem Kuß,
Sie griff nach ihres Schimmels Schweife
Und riß ihn toll und lachte viel,
Vom Riemen taumelte die Pfeife
Auf ihrer Schenkel Sehnenspiel. –

Am Pruth hinlagert, ungeheuer
Breit ausgeschwellt, die fremde Pracht,
Zehntausend grelle Lagerfeuer
Ängstigen die Karpathen-Nacht,
Und doch: Wie viele auch der Sporen
Blutübertropfte Spur vereint, –
Schon morgen sind sie all verloren,
Denn sechsfach stärker ist der Feind. –

– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

O Weibes-Schönheit, süße Flamme,
Die Leben spendet und zerstört,
Die, gleich dem Meer und Meeres-Schlamme,
In Reinheit und in Schmutz verkehrt,
Du süße Milch, die alle saugen,
Und die aus blanken Hügeln fließt,
Darüber aus dem Quell der Augen
Die bittre Träne sich ergießt!

– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Im Zelte hockt der Sultan auf dem Kissen
Und denkt der reifen Frucht, die morgen fällt,
Da bauscht der Vorhang und wird aufgerissen,
Des Zaren schöne Liebste tritt ins Zelt:
„Ich weiß, du duckst mein ganzes Volk zu Grabe,
Wenn du es willst, mit deiner Fäuste Druck,
Drum bring ich alles, was ich an mir habe,
Denn ich weiß auch: Der Groß-Herr liebt den Schmuck!"

Der Haare Spangen löst sie ab als Spenden,
Da stürzt herab die blondverwirrte Flut
Und schäumt kaskadengleich an schmalen Lenden, –
Wie sie das Perlen-Mieder von sich tut,
Da trägt sie wundervoll die starren Brüste,
Als ob des Zaren mächtigster Bojar
Die goldnen Äpfel beider Reiche müßte
Im Krönungszuge tragen zum Altar.

Sie schlüpft aus den türkisbesetzten Schuhen
Und steht auf weichen Sohlen zögernd da, –
Wie köstlich ihre rosigen Zehen ruhen
Tiefeingesenkt im blauen Bochara!
Dann rauschen des Gewands Smaragden nieder,
Und aus den Falten steigt sie, blond und bloß,
Dehnt seidenblank den Samt der jungen Glieder:
„Gibst du für das, was ich dir gab, uns los?"

Die Worte tropfen einzeln in die Stille,
In die sich kurz ein heisrer Atem flicht, –
Faßt denn des Auges durstige Pupille
So weißer Schönheit ungebrochnes Licht!
Ach, Weibes-Schönheit, süß wie Milch zu saugen,
Wenn sie aus blanken Hügeln selig fließt,

Darein doch aus der Großen Mutter Augen
Die salzge Träne ewig sich ergießt! –

Von seines Kissens rotem Saffiane
Tastet der Sultan, zitternd, fieberhaft,
Und des Propheten grüne Seidenfahne
Kreischt abgerissen vom entweihten Schaft:
„Da, nimm! Und in die heilige Standarte
Hülle das Heilige, das ich geschaut!
Du setztest so viel auf die eine Karte,
Daß mir vor – mir und deiner Kühnheit graut!

Geh heim und rühm dich mit dem grünen Kleide!
Den Groß-Herrn selbst bestachst du heute nacht,
Denn wisse: Ohne diese Fahnenseide
Geht nie ein Moslem in die Russenschlacht!“ –
Jekaterina ging. Als die Gewehre
Tau-Perlen tropften, morgenlichtumgraut,
Da lösten voneinander sich die Heere,
Lautlos wie Eis, das auseinandertaut.

DER RÜCKZUG

Die Vorhut

Westwärts wanderten finstere Scharen
Über die Düna, über den Don, –
Ach, einst waren
Sie zu der Pauken Geschütter geritten
Über die Düna, über den Don.

Finstere Scharen, die furchtbar litten. –
Über die Felder, über das Eis
Folgen sie müde den Striemen der Schlitten,
Eingepeitscht in das Fleisch der Fluren,
Eingeknutet in Schnee und Eis.

Nordwind verwehte die spärlichen Spuren
Über die Steppen und Sümpfe und Seen,
Starrende Winternacht fiel auf Masuren, –
Weglose Scharen des korsischen Kaisers
Stolpern . . . und stocken . . . und stehn . . .

Beim Troß

Nacht. Sie kauern in Gram und Grauen,
Troß und Soldaten zusammengedrängt,
Verwilderte Männer, verwüstete Frauen,
Eis in den Bärten, Eis in den Brauen,
Salzige Tränen von Eis in den Wimpern,
Drüber der Schlaf sich senkt.

Dort nur am Feuer, verirrt und verloren,
Hocken noch Hungernde. Am Feuer sengt
Faulendes Leder unter den Sporen
Am Stiefel des greisen Sergeanten. Der trinkt
Schmelzschnee aus dem Helme.
Im Kessel der Pferdekadaver stinkt . . .

Wie lange schon stumm der Weiber Stimmen,
Die doch so lüstern einst lachten!
In den düsteren Augen der Männer glimmen
Die Biwaksfeuer verlorener Schlachten.

Wie lange schon, daß in Groll und Grauen
Soldaten beten um ihren Tod!
Und die süßen Lippen der Frauen
Wurden lange schon bitter in Hunger und Not.

Wie lange schon! Und schlimmer doch:
Wie lange noch!

„Nach Oschmjany!“

Ein einziges ödes ungeheures Feld,
Gelb überflackert von dem Riesenbrande,
Der lautlos hinter ihnen im nächtgen Lande
Den Himmel hoch und weit die weiße Welt
Erhellt.

Wer sprach die irren Worte aus, die nun
Auf Tausenden von frostigblauen Lippen
Blöd wie der Litanei ‚Erbarme dich‘
In immer wiederholter Hoffnung ruhn:
„Nach Oschmjany!“?

Kein Laut ringsum.
Die Tausende, sie ziehen schauerlich,
Schauerlich stumm.
Die Straße finden sie nach den Rippen
Zerschossener Kanonenräder,
Nach den gekrallten Händen, die aus Schnee
Zu beiden Seiten
Fürchterlich auf zum Himmel drohn
In wüster Klage und in grellem Hohn,

Als ließen sie sich nicht vom Schnee
Zudecken, wie die stummgewordenen Münder,
Die der dort oben wie Kinder
Mit weißem Zuckerwerke stumm gemacht,
Als seine Flocken schneiten! –
„Nach Oschmjany!“

Kein Laut in Lüften und auf Erden,
Nur daß von ihrem Zug
Ein Knirschen weit die Nacht durchirrt
Vom Schnee, der unter müden Sohlen knirrt,

Und wie der Rauch über den späten Herden,
Die winterabends sich zum Stalle ziehn,
Steht über dem breiten Zug
Der Atem aller wie ein Baldachin. –
„Nach Oschmjany!“

Ein Offizier: „Was wollt ihr mit dem Wort!?
Wir hielten Beiwacht dort vor sieben Wochen, –
Weißt du nicht, wie dein letztes Brot verbrannt,
Durch das den Säbel du gestochen,
Ums überm Feuer aufzutaun?
Plärrt doch nicht von dem fernen kleinen Ort!“
Umsonst – die Scharen stammeln hirnverbrannt:
„Nach Oschmjany!“

Sie taumeln weiter durch die gelbe Nacht,
Und Moskaus Brand wirft lange Lichter
Auf dieses weite grauenvolle Land
Und auf die nächtigen Gesichter,
Darin die Bärte verbrannt
Und Augen glühen, wirr und überwacht, –
„Nach Oschmjany!“

Moskau

Aus leeren Fensterlöchern kräuselt Rauch
Und friert sich zitternd am ausgebrannten Turm hinauf.
Kein Dach mehr rings, – Mauern und sinnlose Stufen...
Die tote Stadt liegt blaß mit offnem Maul,
Wie ein vergessner Toter in den Schützen-Nestern
Des Schlachtfeldes von gestern. –
Am Gossenrand ein Gaul
Mit aufgetriebenem Bauch
Und steifen starrenden Hufen ...

Am zackig aufgeborstnen Flintenlauf,
Der gestern noch dem Feinde dräute,
Weht achtlos schon der Wirbelschnee von heute.

Und der die Flinte trug,
Schlug
Langhin im rotzerwühlten Schnee,
Sein Kopf hängt in des Kellers Luke nieder,
Und grell verzerrt in Wut und Weh
Lauscht noch der Leichnam, ob denn noch nicht alles
Zermalmt in dieses Riesenfalles
Schüssen und Feuern, Mord und Brand,
Ob denn noch Leben in dem toten Land!

Aus dem brunnentiefen Keller
Klingt
Ein verstohlenes Klirren, Glas und Teller, –
Und zupft die Balalaika
Eines greisen Kindes Hand,
Zirpt die Balalaika
Durch Verwesung, Rauch und Brand, –
Eine Stimme singt:

„Komm, Maruschka, tanze!
Ist verbrannt dein Sarafan,
Hast du noch das Hemde an,
Drum, Maruschka, tanze!

Komm, Maruschka, trinke!
Stahl der Frank den Samowar,
Schenkt uns Schnaps der Weiße Zar,
Drum, Maruschka, trinke!“
– – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Aus leeren Fensterlöchern kräuselt Rauch –

DIE HESPED-KLAGE

Wem der Tag die Kniee müd gemacht,
Lindes Lager breitet dem die Nacht,

Wer am Tag im Todeskrampf erblichen,
Nacht hat ihm die Falten glatt gestrichen.

Namen, die der Tag dem Leben stahl,
‚Hesped' nennt sie abends noch einmal,
Das Gebet, das Jakobs Samen kennt,
Weil es einmal jeden Namen nennt. –

Kischinew! Der Tag schrie heiser: Töte!
Schamrot war das Rot der Abendröte,
Bis es vor Entsetzen ist verblichen,
Weil so viele Namen ausgestrichen.

Kopf an Kopf. Im Tempel glühn die Lichter
Und bescheinen blasse Angesichter,
‚Hesped' wird gesagt, und alle Toten
Werden laut bei Namen aufgeboten,
Alle Namen, ausgelöscht am Tage,
Nennt noch einmal das Gebet der Klage:

„Rabbi Simon, Judassohn, Löb Schmeien . . ."
Lange, lange, lange Namenreihen,
„Saul Rechmowski, Samuel Abraham . . ."
Viele Blätter von Jehudas Stamm!

„Baruch Mose, Sarah und Ruth Trüber . . ."
Geisterhaft die Namen ziehn vorüber,
Vatersnamen, Brüder-, Schwesternamen, –
Schweigend hörens, die zur Feier kamen.

Nur als alle Namen ausgesprochen,
Ist ein lautes Schluchzen ausgebrochen,
Als es hieß: „Und in der Mutter Schoß
Ein klein Kindlein, das noch namenlos!“

DER SÜDEN

Als Baubo Kind war, –
Das süße Hexlein
Griff aus dem Koben
Ein rosiges Ferkel,
Wiegte den Strampel
Auf dünnen Ärmchen.

Kurz grunzte das Schweinchen,
Schrill kreischte das Mädel, –
Lachte behaglich
Der Vater Pan,
Daß ihm am Halse
Wackelten die Zottelchen:
„Baubo! Ferkel!
Beide her zur Laube!
Im Weinblattschatten
Schwappt schon im Holznapf
Milch für euch Jungvieh!“ – –

Als Baubo Weib war,
Im Holzpalast Äa
Lebte in Lüsten
Die große Zauberin.
Kolchische Ruderer
Nannten sie Kirke,
Männer verdarb sie
Zu witternden Wölfen
Und lechzenden Löwen, –
Doch wer die Hexe
Liebt, wird zum Schwein! – –

„Kehr ein, Odysseus,
Rauschwurzel täubende

Vom Kraute Moly
Mischt ich im Kruge
Süß-süßem Wein!“ . . .
Draußen im Hofe
Bellten die Wölfe,
Fauchten die Löwen,
Stöhnte ein Schwein. – –

Als Baubo alt war,
Im Hage hauste
Die grause Hexe,
Wandte das Wetter
Mit birknem Besen,
Stahl aus dem Ei
Die Dottern den Bauern,
Kochte aus Kräutern
Taumel-Tränke
Für Liebe-Süchtige,
Verhaßt und gefürchtet
Und nötig dem Volk.

Nachts zum greisen
Vater Pan
Auf riesiger Sau
Reitet gespenstisch
Hoch im Winde
Die wüste Tochter . . .

– – – – – – – – – – – – –

Des Mutterschweines
Euter streifen
Eicheln aus Wipfeln
Des Wunderwaldes . . .

Der Tag, da Helena am schönsten war. . .

Fern funkelte im lauen Griechenmeere
Purpurumhaucht die Insel der Kythere,
Und war der Duft in dieses Mädchens Haar,
Dem noch vom Bade aufgeflockten, losen,
Von jenes Eilands hunderttausend Rosen
Durchflochten und durchperlt ganz wunderbar

Den Tag, da Helena am schönsten war . . .

Noch immer schön, stand ihre Mutter träumend,
Die Marmorsäule lässigen Fingers säumend,
Und folgte tiefen Augs dem Schwäne-Paar,
Das auf der Glätte hin und wieder schwebte, –
Und Ledas Widerbild im Wasser bebte,
Als fürchtete es göttliche Gefahr . . .

Der Tag, da Helena am schönsten war!

Als Leda jene sah, die ganz in Flammen
Von Schönheit leuchtete, schrak sie zusammen,
Und außerstande, d a s allein zu sehn,
Hob sie empor im bronzenen Irisbügel
Den silbernen, von Sonne heißen Spiegel
Und ließ der Tochter Bildnis in ihn gehn.

Aufflammend trank der Spiegel in sich ein
Vorm blauen Meer die violetten Glieder,
Die leichten Brauen und die schweren Lider,
Den Pfirsichflaum der Wangen und den Schein,
Den feuchten, am unsäglich süßen Munde,

Der Wunden schlug und selbst wie eine Wunde,
Blutrot und ungestillt und feucht wie sie,
Der samtenen Schultern mädchenschmale Flügel,
Ach, und die unerhörten weichen Hügel,
Gehoben von des Atems Eurythmie
Und blond umflossen von dem wehnden Haar

Den Tag, da Helena am schönsten war!

Und als der Spiegel alles das gesehen,
Was nur die Dichter sehn und nie gestehen,
Da ward sein Auge, das wie Mondlicht klar,
Auf einmal blind für Meere und für Lande,
Für weißen Wogenschaum auf grauem Strande,
Für Marmorsäulen und für Zeus' Altar!

Nicht blind wie Spiegel, wenn sie altern, sind:
Der graue Rost läuft, wie geschmolzene Bäche
Von stumpfem Blei, auf ihre blanke Fläche,
Mißlinige Beulen treibt ein spielend Kind
Unwissentlich in ihre Wunderwelten,
In denen Wahrheit sonst und Klarheit gelten –
Nein: Blind, – der Spiegel wurde wirklich blind!

Nicht reizten ihn mehr andrer schöner Frauen
Demütige Augen und hochmütige Brauen,
Sein Glanz blieb ewig ungetrübt und klar,
Nur: Alles ward ihm unwert seit dem Tage,
Da er den Jubelschrei – und, ach, die Klage –
Erfuhr, daß Helena am schönsten war ....

DIE EWIGWACHE UND DER EWIGSCHLÄFER

In ihr Silberhörnlein, mondgebogen,
Bläst Selene leis den Hirtenruf, –
Wolkenlämmer kommen hergezogen,
Und es knirrt ihr tausendfacher Huf
In dem diamantenen Sand der Himmelsstraße.

Und die Göttin, die im Übermaße
Durch die Nacht ihr Sehnen trug davon,
Schließt der Herde wolkige Gelasse,
Stürmt hernieder zu Endymion,
Der auf Latmos schläft in ewigem Schlafe.

Tag für Tag verläßt sie ihre Schafe,
Tag für Tag sie vor sein Lager kniet,
Tag für Tag als ihrer Lüste Sklave
Muß er dulden, was an ihm geschieht,
Tag für Tag die Gier der Sauge-Küsse.

Wenn der Abend goldet Seen und Flüsse,
Steigt sie müd zum Himmelsbogen auf;
Müde klingen ihres Hörnleins Grüße,
Und der Lippen wunderheiße Süße
Fröstelt an des Silbers kühlem Knauf.

DES PRAXITELES LETZTES WERK

„Nun schleudre den Meißel, den still du geführt,
In das eisenzernagende Meer,
Und weihe die Kraft, die dem Staate gebührt,
Nicht den weicheren Musen mehr,
Zerschlag das Gebild deiner müßigen Hand
Zu sausenden Schleudersteinen,

Denn der Krieg zieht rot übers grüne Land,
Und Zeichen am Himmel erscheinen!“

Es saß der Meister, von Träumen umschwebt,
In der Hütte vor seinem Gebild,
Ein weltenfremd Lächeln die Lippen umwebt,
Und er sprach zu dem Feldherrn mild:
„Wenn Skopas der Hilfe entbehrt dieser Hand,
Mag er gern mich des Speerwurfs belehren,
Doch werde ich auch für das Vaterland
Nie den Gott meiner Seele zerstören!“

So ging der Gesandte und ging der Tag,
Doch als wieder am Himmelsrand
Der Morgen auf rosigem Pfühle lag,
Da wogte es drängend am Strand,
Da bissen die Anker der Feinde sich fest
In der scholligen griechischen Erde,
Da nagten am dunklen Olivengeäst
Die struppigen Thrakerpferde.

Und der Glutpfad wurde der Sonne steil,
Und als am höchsten ihr Lauf,
Flog zischend der erste Barbarenpfeil
Zu den attischen Türmen hinauf,
Und als der Abendstern niedergeblickt
Und die nächtlichen Feuer erglühten,
Da lag die Blüte Athens geknickt
Von der phrygischen Pfeile Wüten.

Und Skopas sprach: „Wenn ihr heut nicht versöhnt
Die Götter mit Opfer und Rauch,
Dann packt, das die nächtlichen Mauern umstöhnt,
Das dunkele Los euch auch!

Drum bringe der Goldschmied den kunstvollen Schild,
Der Kaufmann sein Bestes getragen,
Und Praxiteles soll sein Marmorgebild,
Das noch nicht geweihte, zerschlagen!

Und wer sich weigert dem heilgen Gebot
Und opfert sein Liebstes nicht,
Dem färbe des Morgens belebendes Rot
Nicht mehr das erstarrte Gesicht!
Schon knistern die Feuer auf jedem Altar,
Und der Rauch kriecht schläfrig darüber . . .“
Von fern durch die Nacht klang gell und klar
Der feindliche Wachtruf herüber.

Fürwahr, da zehrte des Köstlichen viel
Die Flamme in jener Nacht,
Das Weib hat den Schmuck, und das Kind hat sein Spiel,
Und der Mann seine Schätze gebracht,
Herschleppte der Schmied einen kostbaren Schild,
Und die Tänzerin weihte Kameen,
Und nur des Praxiteles Marmorgebild
Ward nicht auf den Scheitern gesehen.

Ausging ein Bote, von Skopas gesandt,
Und kehrte bestürzt zum Altar,
„Ach, Herr, des Praxiteles kunstreiche Hand
Hat geopfert das Beste fürwahr,
Mit dem Meißel durchstieß er die Brust im Schmerz
Und sprach: ‚Mein Gewerk und Gewaffen,
Du triffst wohl leichter dies sterbliche Herz,
Als den Gott, den es zitternd geschaffen!‘“

1

Die Welt liegt nachtverhangen, sternenblind,
Der Wald nur glimmt aus angefaulten Stümpfen,
In Eichenkronen rauscht der Regenwind,
Und Nebel stehn auf meilenweiten Sümpfen.
Hoch in der Luft schaurig die Eulen gellen,
Und in den nassen deutschen Wäldern bellen
Die Wölfe heulend, klagend durch die Nacht,
Wenn in den Bergen, hoch am Wolkensaum,
Mit weit verhallendem Donner jäh ein Baum
Im Herbststurmbrausen prasselnd niederkracht.

Und in dem Regen geht das Rufsignal
Der Römerwachen wandernd durch das Tal,
Eintönig, landfremd.

An des Lagers Ecke
Duckt lehmbeworfen, niedrig sich vorm Wind
Die Schenke an des Grenzwalls Dornenhecke.
Drin Lärm und Lachen, Würfelklappern, Schrein,
Und in der Legionäre Fäusten sind
Die Buchenbecher ganz voll Lütticher Wein.

Hier dehnt auf plumpem Schemel sich ein Mann
Und sinnt und träumt, – wer weiß, wohin, woran?
Zerbeult die Schienen und das Wams zerschlissen,
Von Säbelnarben Wang und Stirn zerrissen,
Und seine Faust, die sich im Ebro wusch,
Die Antiochiens Mauern wild erklettert,
Und die im Nebeltal am Hindukusch
Mit einem Schlag ein Rosseshaupt zerschmettert,

Liegt knorrig breit und stumm gebieterisch
Und braun verbrannt auf dunklem Eichentisch.

Rechts neben ihm prahlt der Centurio,
Weinschwer liegt einer in der Dämmerecke,
Und, daß ihn nicht zur Unzeit jemand wecke,
Schob tief den struppigen Kopf er unters Stroh.
Vom Reiterfähnlein würfeln ihrer sieben
Um eines Urstiers Horn, das bei dem Ritt
Ardennenaufwärts jüngst sie beigetrieben,
Als dort ein Häuptling um die Freiheit stritt.

Da knarrt die Tür. Ein Regenschauer drängt
Sich durch den Spalt, und auf die nasse Schwelle
Humpelt ein altes Weib, dem eine Welle
Gefallnes Holz auf krummem Rücken hängt.
Der Wirt nickt mürrisch einen kurzen Gruß
Und zeigt zur Ecke bei des Herdes Flammen.
Die Alte schiebt ihr feuchtes Kleid zusammen
Auf schmaler Bank und wärmt sich Hand und Fuß,
Und für das Holz nimmt sie ein Schüsslein Mus
Und klagt halblaut dem bleichen Legionar,
Der an dem Herde lehnt, ihr mühsam Leben.

Der gräbt erst lang in seinem Ledergurt
Und dreht und wendet Asse und Denar
Und wägt und sinnt, was er dem Weib will geben.
Schilt auf die Löhnung, und, wie er so knurrt,
Schiebt er zwei Kupferasse auf den Steinen
Des Herdrands hin und möchte grimmig scheinen. –

Da weiten sich der Greisin helle Blicke:
„Du solltest Silber geben!“ flüstert sie.
„Wenn ich mal Kaiser bin!“ lacht der Soldat.

Die Drude haucht: „Ich ahne die Geschicke,
Glaub, unsre Götterträume lügen nie!
Ich sehe Ernten schon zur Zeit der Saat,
Ich sehe an der Wiege schon den Tod,
Ich sehe Siege, seh ein Heer zersplittert,
Wenn einsam in des Kampftags erstem Rot
Die erste Lanze übers Blachfeld zittert!
Und über deiner Stirn sehn meine feuchten
Altersgetrübten Augen Purpur leuchten,
Und wenn den Eber du erschlagen hast,
Der einst dir naht, dann wälzen, wie die Wogen
Des Meeres, sich um deinen Goldpalast
Der Erde Völker her, der junge Aar
Hat seine Sonne siegreich sich erflogen!“

Die Lippen zittern leis dem Legionar,
Unruhig spielt die Hand am Wehrgehenke.
Vom großen Tisch ruft spottend einer: „Seht,
Diokletian auf Freiersfüßen geht,
Er gibt der deutschen Jungfrau schon Geschenke
Und will, so scheint es, noch mal hoch hinaus!“
„Vielleicht!“ sagt jener und verläßt die Schenke.

Durch Regenschauer und durch Sturmgebraus
Kam grad der Wachen Losung durch die Nacht:
„Heil Imperator!“, und verhallend sacht
Gings wandernd weiter in das Tal hinaus:
„Heil Imperator!“

2

Die Sonne brennt auf Rom. Der blaue Schatten
Der Kurie des Pompeius dehnt sich breit
Und scharf umrissen auf des Pflasters Platten.

Ein Schwarm Soldaten plaudert vor den Hallen,
Sehnsüchtig blicken einige zur Seit,
Wo aus Agrippas Bädertoren weit
Her durch die Sonnenglut Kühlungen wallen.

Und einer, dessen tiefgebräunte Wang
Schon Nubiens Wüstenstürme glühend küßten,
Ruft herrisch laut: „Was streitet ihr da lang!
Als wenn wir alle nicht schon längst es wüßten:

Diokletian ist doch der einzge Held,
Der streng des Rechtes goldne Waage hält!
Der Kaiser mag die Schwachen niemals hören,
Er hat zu tun, er schläft, er badet, reist,
Wer soll dem Hohn des gierigen Adels wehren,
Der uns bedrängt, und, wenn wir uns beschweren,
Uns an gekaufte Richter schmählich weist?“ –

Ein andrer, dessen Schwielenhand ganz leicht,
Wie streichelnd, an der sonnenheißen Glätte
Der Marmorsäule auf und nieder streicht,
Sagt halbverloren zu sich: „Und ich wette:
Die Eisenglieder dieser Greuelkette
Sind unzerreißbar nicht. Ich hätte Lust . . .“

Der Sprecher schweigt, und die Gefährten schweigen,
Das kühne Wort greift jedem in die Brust,
Und heimlich wird es manchem schon bewußt,
Daß tiefe Wünsche sehnend sich ihm neigen.

Sie fahren auf. Ein lauter Tubaschrei
Durchreißt des weiten Platzes Sonnenschwüle,
Daß das Gericht im Saal eröffnet sei.

Und in der Kurie weiter Dämmerkühle
Besteigt Diokletian des Sessels Pfühle,
Und Klag auf Klage zieht an ihm vorbei,
Und er spricht Recht. Rings sitzen in der Runde
Die Richter, ernst, gemessen.

Stund auf Stunde
Vergeht, da tritt ein Kläger zürnend her,
Vom hastgen Schritte wallt des Helmbuschs Haar,
Hart tritt sein Eisenfuß die Marmorplatten,
Und einen Mann schleppt her sein Sklavenpaar,
Des Aug gestürzte Pläne tief umschatten.
Und er beginnt:
„Als von dem Reich der Kelten
Bis hin zum völkerkriegumtobten Rhein
Der Alamannen dumpfe Hörner gellten,
Und Probus siegreich zog im Norden ein,
Als an der Prätorianer Lanzenreihn
Die Völkerwogen blutbeschaumt zerschellten,
Wer wars, den stets im ersten Glied wir sahn? –
Es war mein einzger Bruder Numerian!

Und als dann von der Donau her die Scharen
Der Lygier gegen unsern Wall gestürmt,
Den mächtig wir im fernen Land getürmt,
Als der Vandalen Kriegsruf Tag und Nacht
Um unsre Feuer schauerlich gewacht,
Wer führte da die Horden der Barbaren
Zur Suevenfurt im angeschwollnen Rhein,
Und lockte in die Tiefe sie hinein?
Frag die Kohorten, wer die Tat getan, –
Es war mein einzger Bruder Numerian!

Und als im Osten, in Ciliciens Talen,
Des Krieges breite Wogen hin und her

Sich wälzten, und die Legionen schwer
Die starren Glieder durch die Schluchten zwängten, –
Wer wies in Asien zu hundert Malen,
Wenn von den Höhen rings die Feinde drängten,
Und donnernd, wie wir nie es noch vernahmen,
Felszacken helmzerschmetternd niederkamen,
Wer wies den Heeren Wege da und Bahn? –
Es war mein einzger Bruder Numerian!

Ihr alle wißt, als dann, vom Blitz erschlagen,
Der Kaiser fiel, da ward der Kronenring
Dem Haupte meines Bruders angetragen,
Der stark ihn trug und ihn gerecht empfing. –
Und heute liegt, erdrosselt feig im Schlafe,
Numerian in seines Hauses Saal,
Und dieser ists, der nach der Herrschaft strebte
Und lüstern jene grause Tat befahl!
Diokletian, nenn du des Frevels Strafe,
Aufschaute stets das Volk in dieser Zeit,
In der der Aufruhr seine Netze webte,
Zu dir und deines Arms Gerechtigkeit:
Was soll dem werden, der mit frecher Hand
Den Purpur, dran das Blut des Mordes klebte,
Um seine Stirn zu ziehn sich unterwand?

Hier ist der Mörder, den mein Arm gefaßt,
Julianus Aper, den sie ‚Eber' nennen,
Weil an dem Keilerhelm er zu erkennen."

Ein Schweigen erst. Der Prätor ist erblaßt
Und murmelt leis: „Wer nach der Herrschaft strebte,
Nach Purpur, den des Mordes Blut umklebte . . .
. . . . . Julian, der Eber!" ruft er, und voll Hast
Eilt er hinab die Stufen, und es strafft

Sich kurz sein Arm, der Würde goldnes Zeichen
Schwirrt durch die Luft und trifft in Todeskraft
Das Haupt des Mörders, dessen schlaffe Glieder
Lauthallend stürzen auf den Boden nieder.

Jäh springen auf die Richter, ihre bleichen
Verstörten Lippen schrein: „Diokletian,
Was hat in frevlem Zorn dein Arm getan?
Saßest als Henker auf dem Stuhl du droben!"

Doch jenen kümmert nicht der Kurie Toben,
Von weißer Toga reißt er wild entschlossen
Den Saum, den tief er in den Blutstrom taucht,
Wo heiß er aus dem Haupt des Toten raucht,
Denn lärmend stürmen seine Kriegsgenossen
Schon in den Saal.
Da windet seine Hand
Rasch um die Stirn das purpurnasse Band.
Ein Jubelschrei gellt durch den Marmorsaal:
„Dem Kaiser Heil! Heil dir, Diokletian!"

Und auf den Schultern tragen durchs Portal
Die Krieger ihn. In wild empörten Massen
Wälzt sich vom Aventin zum Vatikan
Des Volkes Brausen durch die engen Gassen.

Und mitten in dem Aufruhr schwankt auf Schildern,
Die breitgewölbt den ersten Thron ihm bilden,
Der Erde neuer Kaiser. – Leise fällt
Ein schwerer roter Tropfen auf das Leinen
Des Togasaums, der, von der Sonn erhellt,
Wie ein Rubin aus starrem Blut will scheinen
Und leise zittert.

Doch der Kaiser sieht
Nicht rückwärts. Seine stolze Liebe zieht
Zu seinem Volk ihn nieder, und er winkt
Den Freunden zu!
„Nun schaffet Schätze her,
Streut Silber in das Volk, das mich umringt,
Und Silber streut in meinem ganzen Heer!"

DAS SONETT DES PETRARKA

In Avignons endloses Glockenläuten
Tritt Laura aus der Kirche Notre-Dame,
Da sieht Petrarka sie, und wundersam
Sucht im Sonett er ihren Reiz zu deuten:

„Als Gott dich schuf, – ach, er war selbst erschrocken,
Wie wundervoll sich Lipp auf Lippe reimt,
Wie durch die Blätter deines Kranzes keimt
In blassem Blond die Blüte deiner Locken . . ."

Die Freunde, denen er das vorliest, lachen:
„Besser als Gott wollens die Dichter machen!
Ihr Haar ist schwarz, wie eines Mönchs Gewand!"

Entrüstet fährt Petrarka auf: „Ihr Laffen,
Weshalb zerstört ihr mir, was ich geschaffen! –
Wie schön das ‚Blond' in meiner Zeile stand!"

„COLLEONI, — WOFÜR?“

Als auf den Bergamasker Kalkstein-Wacken
Der ersten Regentropfen Spur
Sich sprenkelte, da zog er bis zum Nacken
Den Schafpelz übern Panzer, und die Schnur
Wehte im Bergwind, der die Kluft durchsauste
Und unsrer Hengste harte Mähnen zauste.

Und weil vorm hohen Kragen ich den Blick,
Der niemals lachte, nicht zu fürchten hatte,
Blieb ich ein wenig hinter ihm zurück,
Wischte den Regen von der Schulterplatte
Und frug den Mann, der keine Freunde kannte,
Kein Weib sich nahm, kein Erbe Heimat nannte:
„Colleoni, wofür kämpftest du!“

– –

„„Ich hab mich wie die anderen geschlagen
Für Napoli und Sforzas Zwingherrn-Macht,
– Bis ihn der Fluß um seinen Sieg gebracht
Und er ertrank! – Laß dein Fragen!““

Der Abend schwenkte über Bergamos
Verruchtes Felsenheer die Nebelfahnen,
Die Schlucht zog neben uns durch nasses Moos,
Ein Landsknecht-Heerbann unter Partisanen
Steilspitzer Fichten, und der Dezzo rollte
Rauschend darinnen, als obs im Heere grollte.

Als meine Augen in dem nächtgen Wetter
Nicht mehr die tiefgefurchten Brombeerblätter
Im Regenfalle taumelnd nicken sahn,
Hab ich die Frage doch aufs neu getan:
„Colleoni, wofür kämpftest du?“

– –

„„Ich hab Venedigs Farben lang getragen,
Und zwanzig Jahre ich im Sattel saß,
Bis den Visconti seine Pest zerfraß, –
Vorbei, vorbei! – Laß dein Fragen!““

Ein Licht im Regen, – aus der Schenke scholl
Geschrei, Gestampf, wild wirbelten die Masken,
Zu ihrem Tanz, der wüst wie Bockbrunst quoll,
Quietschte der Dudelsack der Bergamasken. –

Der Colleoni sog am Ziegenschlauch
Und tat dem Wirt Bescheid nach Landesbrauch,
Dann gingen wir zum Schuppen. Bei den Pferden
Warf er sich hin, sprach ohne Leid und Lust:
„Nun laß mirs für die Ruhe leichter werden!“ –
Da schrob ich ihm den Panzer von der Brust.

Und er schlief ein, indes ich bei ihm wachte.

Die Bergnacht hatte tausend Stimmen heut:
Im fernen Forst die stürzende Eibe krachte,
Der Sturm schaukelte seiner Glocken Geläut,
Der Regen prasselte aufs Bretterdach,
Der Dezzo rauschte wild wie Bienenbrausen,
Mir aber klang durch all die Stimmen nach
Mit immer stärker überhöhtem Grausen:
Colleoni, wofür?!

Da schob der Schlafende mit brauner Hand,
An der des Panzerhandschuhs Schwiele glänzte,
Von breiter Brust zur Seite das Gewand,
Und sieh: In seinem schwarzen Vliese glänzte
Ein heimlich Amulett an dünner Schnur:

Ein feines Löckchen von blonden Kinderhaaren,
Seidig geringelt, wie ein Vater nur,
Der seine Liebe nicht mag offenbaren,
Sie von des Lieblings Kopf im Schlafe stiehlt!

Die grobe Hand des Kondottiere hielt
Im Traum das Löckchen fest, und wenn die Leuchte,
Bei deren Schwalch der wilde Bergtanz keuchte,
Ein wenig heller übern Hof geschielt, –
Vielleicht hätt ich ein Lächeln auch gesehen,
Ein ganz verhohlnes, um die Augen gehen . . .

Doch nein, der Colleoni lachte nie!

DER GERINGE PAPST

Als aus der Türe der neuen Kapelle
Der letzte Beter hinaustrat ins Helle,
Da hob die dreifache Krone der Greis
Mit welken Händen vom Haupte leis

Und saß im ersten der Stühle nieder
Und dehnte die messe-ermüdeten Glieder,
Und in den Nacken sein Weißkopf sank,
Als Michelangelos Wunder er trank.

„Und bin ich der Vater der Christenheit,
Und steht die Welt mir als Schemel bereit, –
So ward vor dem Werke, das heute vollendet,
In kindisches Nichts meine Fülle gewendet!

Ich bin auf dem perlenumbuckelten Thron
Der blöde ligurische Fischersohn,
Ich bin, wie ich zog durchs Land der Lateiner,
Der schmutzigen Bettelmönche einer!

Ein ruhmloser Söldner im Gottesheer,
Ein Papst in der ewigen Reihe mehr,
Und die, welche nach mir das Leben ertragen,
Sie werden von mir nur die Sünden sagen.

Du herrlicher Großer, wie machst du mich klein,
Was ließest du dich von mir benedein,
Was nahmst du den Segen bei meiner Messe,
Wenn jetzt ich vor dir meine Weihen vergesse!" –

Vom Chorstuhl hebt sich gedrückt ein müder
Seufzender Greis. Die dienenden Brüder
Geleiten ihn in den Palast zurück
Und flüstern: „Ihm dankt Buonarotti sein Glück!"

FLORENTINER MÖNCH

Des großen Lionardo Schüler ich, –
Doch fehlt mir seine Kraft im Pinselstrich.

Und Lehrer dann dem größern Raffael, –
Doch ohne seiner Süße Kronjuwel.

Ein Mönch, der sich im Kloster scheu verbirgt,
In stiller Zelle stille Werke wirkt,
Auf jedes Bild den Flor der Trauer hängt,
Wenn er des Lehrers, und des Schülers denkt,
Dem nie sein töricht Malerwerk genügt,

Weil er als Tal zwischen zwei Gipfeln liegt.
Mein Prior denkt und neigt kaum die Tonsur:
„Der Fra Bartolomeo träumt wohl nur!“

Und mein ich alter Pfuscher doch so oft:
„Du bist Bartolomeo, unverhofft
Als Kettenglied vom Meister eingelenkt,
Das zwischen zwei gewaltgen Ringen hängt:
Dem Ring der Grübelei, der leicht zerspringt,
Dem Ring des Glücks, drin jedes Werk gelingt.

Und ob du deine Früchte nicht genießt:
Du hältst die Kette, die die Kunst umschließt!“

DER FROMME HIDALGO

Rat

„Als Edelmann in der Armade
Nimm mich dir zum Vorbild, mein Sohn,
Ich ging meine eigenen Pfade,
Doch sorgte für Absolution!

In Fasten und Beten beschlossen
Lag stets meines Wesens Kern,
Auch hab ich mich niemals geschossen
Am lieblichen Tage des Herrn.

War noch so betörend der Maitag,
Mich hat kein Frühling gerührt,
Ich habe an keinem Freitag
Je eine Maria verführt!

Nur beten und Glück sich erwarten
Verbessert dir nicht die Bilanz,
Drum trag ich gewickelt die Karten
Tagüber im Rosenkranz.

Und früh eine Messe besorgen,
Gibt abends den Karten erst Saft,
Denn Gottes Wort am Morgen
Hat eine barbarische Kraft!"

Der Spieler im Dom

Er wickelt seinen Rosenkranz
Vom Kartenspiel,
Und seiner Spieler-Augen scharfer Glanz
Sticht durch des Volks Gewühl

Hin zum Altar, von dem aus Weiß
Und starrem Gold
Des Priesters Worte kommen leis
Lateinisch hergerollt.

„Maria, welche Farbe soll es sein?" –
An ihrer Krone loht
Grell-plötzlich ein Rubin im Kerzenschein, –
Er murmelt rasch vorm Amen: „Also Rot!"

GAWAIN, DER DEN FREUND VERRIET

Klingelnde Glöcklein klingen den Weg hinauf,
Klimpern an Bügel, Gebiß, Schabracke, Schwertesknauf,
Drei, vier, sieben!
Wer mag das sein,
Der wie zum Ringelreihn
Seine Knechte läßt traben durch Kornwalls Hain,
Drei, vier, sieben!?

Kein Graf, kein König täte das wohl,
Das tut Frau Ettarde von Tintajol. –
Ritter Erek liebte sie heiß,
Sie war wie Eis,
Sie haßte den Edeln, sie schickte aus
Der Knechte drei, vier, sieben,
Die sollten wagen mit ihm den Strauß, –
Was wächst aus Lieben
Oft für ein dornig Gestrüpp heraus!

Im Walde von Kornwall fanden sie ihn,
Da schlug alle sieben der Paladin
Von den Pferden
Zur Erden,
Und als sie lagen im Strauch,
Ließ er von ihnen sich fangen!
Sie banden ihn unter seines Pferdes Bauch
Nach Landsknechtbrauch
Und sind mit ihm heimgegangen.

Sein Freund Gawain durch Kornwall kam:
„Ei, Erek, Ritter lobesam,
Was ist dir widerfahren?!“
„„Laß mich, Gawain!
Reit weiter, Gawain!

Ich will dir offenbaren:
Nun muß Ettarde mich hören wohl,
Nun holt sie mich selber nach Tintajol!""

Doch als Gawain nach Truro kam:
„Ei, Erek, Ritter lobesam,
Hier kommt Ihr mir entgegen?
Ich wähnte Euch im Bergesschloß
Als Frau Ettardens Trautgenoß!"
„„Laß mich, Gawain,
Reit weiter, Gawain, –
Als sie mich lebend wiedersah,
Fortschickte sie mich für immer da!""

„So nimm du an mein Helm und Schwert,
Laß mich mit deinen sein bewehrt,
So reit ich als dein Sieger
Noch heut hinauf gen Tintajol,
Für dich will ich wirken und werben wohl,
Bis ehrenvoll ihre Krieger
Dich klingelnd holen als Liebsten ein,
Und dann soll fröhliche Hochzeit sein!"

Als Ritter Gawain aus Truro ritt,
Ein treuer Freund aus Truro ritt,
Doch als er kam auf Ettardens Schloß,
Vor zweien süßen Augen
Zerfloß
Das Bild von seinem Schwertgenoß.
Sie sprach: „Ihr schlugt einen lästigen Mann,
Ich seh es Eurer Rüstung an,
Nun wählt, – was ich Euch geben kann,
Es sei Euch ohne Zagen
Zugeschlagen!"

„„Eine holde Fraue wählt ich mir!““
„So helf ich zu der Fraue dir!“
„„Sie ist eine Fürstin weitbegehrt!““
„Du bist der besten Fraue wert!“
„„Sie weiß noch nichts von meiner Glut!““
„Ich werb für dich, bis alles gut,
Nun nenn mir ihren Namen!“
Da kamen
Zwei Augen langsam, trauerschwer,
Als ob ein Erinnern drinnen wär,
Zu ihren Augen gegangen, –
Da hat die schöne Frau den Mann
Umfangen. – – –

Was klingelt und klingt und tanzt da wohl,
Im Tale vor Burg Tintajol?
Da feiert alles Ingesind
Das Hochzeitsfest im Sommerwind,
Da tanzen Mann und Weib und Kind
Und feiern Frau Ettarden. –
Und zwischen Hellebarden
Im Winde weht die Zelteswand,
Und drinnen sitzt sie Hand in Hand
Mit dem, den sie erlesen, –
Ach, Gawain, du bist treulos gewesen!

Die Sommernacht kam weich und warm,
In ihrem Arm
Lag lind gebettet sein Lockenhaupt,
Und rote Träume kamen,
Die doch hinweg nicht nahmen,
Was ihm schon tags die Ruh geraubt.
Er sah im Traum eines Ritters Hand,

Die schrieb an die leinene Wand
Worte, wie Schatten zu lesen:
Wehe, Gawain, du bist treulos gewesen!

Und als um tiefe Mitternacht
Kein Mensch im Zeltenlager wacht,
Kam Erek angeritten,
Und ist ins Zelt geschritten,
Als er sie sah auf selbem Bett,
Zum Stilett
Zuckte die Hand, – doch am Munde
Rann eine Träne voll Herzeleid:
„Wehe, du brachst dem Freunde den Eid!
An der Wunde
Ist noch kein Edler genesen, –
Wehe, Gawain, du bist treulos gewesen!"

In Sattel stieg er, sein Herz wie Blei,
Und ritt von dannen,
Doch als er geritten eine Meil und zwei,
Er konnte den Zorn nicht bannen,
Er wandte das Pferd und ritt querfeld
Und wollte ihn töten im Hochzeitszelt,
Doch als er sie beide sah:
„Ach", sprach er da,
„Hätt ich den schlafenden Freund erstochen,
Hätten zwei Ritter die Treue gebrochen!"
Fort ritt wieder der Degen auserlesen, –
Wehe, Gawain, weshalb bist du treulos gewesen!

Und als er geritten eine Meil oder zwei,
– Durch Kornwall klang schon Vogelschrei, –
Sein Herz hat wieder aufbegehrt,
Und wieder ist er umgekehrt,

Und unverwehrt
Legte er über den Hals der beiden
Beim Scheiden
Gawains von ihm ertauschtes Schwert, –
„– Siehst du, Gawain, ich bin treu gewesen,
Wehe, Gawain, du bist untreu gewesen!“

Und als der Morgen blaß und fahl
Mit kühlem Strahl
Durchs Zelttuch schien, da ist erwacht
Gawain aus traumdurchwühlter Nacht,
Und als der Morgenstrahl ward warm,
Da ging in Reu und bittrem Harm
Für immer in die Welt Gawain
Und ließ allein
Die Liebste, die er sich erlesen.
Er ging hinein in den Morgenwind,
Seine Spur verwehte der Morgenwind, –
Wehe, Gawain war treulos gewesen!

KÖNIGSGLAUBE

Im Schneesturm verklammte des Königs Zügelhand,
Doch auch die erstarrte ließ im Galopp das Pferd,
Im Wind herwölkte stäubender Schnee und Sand,
Doch König William hat nicht den Kopf gekehrt.

Hinter William Rotkopf der Feind auf jagendem Tier,
Vor William Rotkopf schäumt im Schneesturm die See,
„Fischer, das Boot ins Wasser, gut lohn ichs dir,
Fahr mich nach Frankreich über zum Kap Gris Nez!“

„„Und wenn ihr auch König seid, – Tod hieß Euer Dank!““

Des Königs Lippe sträubte sich in Stolz und Scham:
„Ich habe noch nie gehört, daß ein König ertrank!!“
Da fuhr der Schiffer, und König William entkam.

DIE PEST IN ELLIANT

1

Kennst du das Wort der Drude,
Gesagt über Ziegengebein,
Geraunt zur Mitternachtstunde,
Gesprochen am Tafelstein? –

So will ich das Wort dir künden,
Den Spruch des Opferbrands,
Die Weissagung der Hexe
Vom Schicksal Elliants:

„In Elliant wirds klopfen
‚Tok tok‘ an jedem Haus,
Die Pest schleicht in die Kammer,
Das Leben schreitet hinaus.

Heut essen Elliants Zähne
Das weiche Weizenbrot,
Bald beißen sie harte Erde
Im zuckenden Fiebertod.

Heut trinken Elliants Lippen
Den weißen Bretagnerwein,
Bald werden Elliants Lippen
Rot von Blute sein.

Auf Elliants Markt wird wachsen
Das Gras, hoch wie ein Schwert, –
Nur dort nicht, wo der Karren
Allstunds die Leichen fährt,
Elliant, o Elliant!“

So raunten die Hexen schaurig
Auf einsamer Felsenwacht,
Dazwischen kreischten die Adler
Vom Schwarzen Fels durch die Nacht:
O Elliant!

2

Der Ferge von Elliant träumte
Im Boote zur Mittagsstund,
Der Strand lag öd und verlassen, –
Was heult und winselt sein Hund?

Bretonische Sonne sengte
Das Ufer weit und breit,
Todstill dehnt sich die Fläche, –
Was fährt der Hund so zur Seit?

Und als der junge Schiffer
Sein Tier zur Ruhe wies, –
Da stand ein schwarzbraun Mädchen
Vorm Boot im Uferkies.

„Wo bist du hergekommen,
Du Wesen wunderbar?“
„„Frag du den Wind der Berge,
Wo seine Heimat war!““

„Und welches ist dein Name,
Du wildschön Angesicht?“
„„Frag du die Welle nach Namen,
Mich aber frage nicht!

Schieb dein braun Boot ins Wasser,
Das Segeltau nimm zur Hand,
Du sollst mich übersetzen
Zum Ufer von Elliant!““

Der Ferge steht und zögert,
Da lacht das Mädchen ihm zu:
„Und denkst du an das Fährgeld,
Du schlanker Bursche, du?

So will ich alles dir geben,
Was mir ein Gott verlieh,
Du sollst mich küssen und herzen, –
Ich aber küsse dich nie!“

In die Brust warf sich das Segel,
Die Kette fiel mit Getön,
Und der Ferge war jung und sehnig,
Und das Weib, das Weib war schön! – –

3

Neun Kinder spielten im ersten Haus, –
Neun kleine Särge trug man heraus.

Um den Amboß vier Gesellen sich reihn, –
Am nächsten Tag ist der Schmied allein.

Und wer ihn suchte am Morgen darauf,
Dem tat keine Hand die Tür mehr auf. –

Der Seiler sitzt mit Weib und Kind,
Da tickt die Totenuhr im Spind,

Und als der nächste Morgen scheint . . .
Ist er wieder mit Weib und Kind vereint. –

Zwei Knäblein zerren mühsam und schwer
Den Sarg des Vaters im Karren daher,

Den leeren Wagen bringt einer nach Haus,
Und geht gleich selbst zum Kirchhof hinaus. –

So zog die Pest durch Elliant,
Und einen nur schont ihre Hand,

Und wen sie küßt, des Auge bricht,
Nur einen – einen küßte sie nicht.

Vater trug er und Mutter hinaus,
Und immer stiller wards im Haus.

Die Fähre ließ er für immerdar,
Er sitzt und zerwühlt sein schwarzes Haar.

Doch in der Nacht, da Jeannette starb,
Die schöne Jeannette von Azène-Barbe,

Da ward das schwarze Haar wie Schnee
Und verstört seine Seele von so viel Weh.

Er ging hinterm Sarge den traurigen Gang
Und pfiff dazu und lachte und sang:

„Ich lag mit der Pest auf faulendem Stroh,
Sie kreischte und lachte und drückte mich so!

Ich habe geküßt ihren blutroten Mund, . . .
Was bellte mein Hund, was heulte mein Hund?

Wie Angstschweiß läufts an des Bootes Wand,
Was streichelst du mich mit naßkalter Hand?

Komm wieder, komm wieder, ich halte dich fest!"

– –

Fern drüben am Wegrand lachte die Pest.

DER WAHLSPRUCH DER BEAUMANOIRS

Hat jedes alte Geschlecht seinen eigenvererbten Zug,
Die Stuarts hängen am Weibe, die Orlows kleben am Krug,
Die Sándors leben in Sattel und Bügel viel hundert Jahr,
Aber lachen können am besten die Grafen von Beaumanoir. –

Dreißig edele Vettern, blauäugig und blond von Haar,
Dreißig Grafen sitzen im Saale von Beaumanoir,
Wein fließt übers Tafellaken, Wein fließt die Koller herab,
Und wo dreißig Edele zechen, ists nicht wie im Kloster La Trappe!

Dreißig englische Ritter sprengen am Schlosse hin,
Langweilig gar ist die Reise, ein Kampf ist Kurzweil darin, –
Sechzig Lanzen legen sich an die Ganaschen im Nu, –
Neunundfünfzig Lanzen brechen, und die Herzen dazu.

Ein Knabe allein ist übrig, blauäugig und blond von Haar,
Laut lachend reitet zum Schlosse der letzte Beaumanoir,
Lachend trat er in die Halle und lachte, als er trank:
„Mit diesem Schluck sag ich England für ein Lachen Dank!

Mein Vetter Gaston taumelt, Blut rinnt über sein Gesicht,
Er bittet um einen Helm Wassers, der englische Ritter spricht:
‚Was, Wasser für den Edeln?! Sauf dein Blut, Beaumanoir!‘
Ich hörte im ganzen Leben keinen bessern Witz fürwahr!

Nicht wächst am Rhein so Edeles, noch in der Normandie,
Und auch in der Provence kein Wein so stolz gedieh,
Als Blut aus unserm Stamme, drum sei für immerdar
Der Wahlspruch meines Hauses: ‚Bois ton sang, Beaumanoir!‘“ – – –

Hat jedes alte Geschlecht seinen eigenvererbten Zug,
Die Stuarts hängen am Weibe, die Orlows kleben am Krug,
Die Sándors leben in Sattel und Bügel viel hundert Jahr,
Aber lachend das Grausen besiegen kann nur ein Beaumanoir.

BAYARD

VORKLANG

Ich will ein Lied euch geben
Von einem, dem der Kranz gebührt,
Den rauh durchs rauhe Leben
Das rauhe Herz geführt.

Ein Ritter ohne Tadel
Und ohne Furcht, das war Bayard,
Ein Vorbild allem Adel,
Der je in Sporen starrt.

Noch niemals war ein Ritter
So wert wie er des Sporengolds,
Noch nie im Helmgegitter
Warf sich ein Mund so stolz.

Ich sing von dem und jenen,
Und warum Leid aus Liebe sprießt,
Warum wie Blut ein Sehnen
Durch alle Liebe fließt.

Ich sing von dem und diesen,
Wie Nord- und Südland er bekriegt,
Wie ihn auch jene priesen,
Die kämpfend er besiegt.

Klingt euch zu laut die Weise?
Ist Bayard euch zu eschenstolz?
Vielleicht seid ihr zu leise
Und aus zu weichem Holz!

Zeit ist zu allen Zeiten
Für stolze Liebe, starken Zorn,
Noch klirrt in alle Weiten
Der goldne Rittersporn!

DAS PAGENABENTEUER MIT DEN ELF JUNGFRAUEN

„Herzogin von Savoja, du holde Herrin meines Herrn,
Ich bin dir stündlich nahe und bin dir doch so meilenfern,
Küß ich nach Pagensitte im Park die roten Rosen still,
Denk ich, was ich nicht denken darf, und träum, was ich nicht will!

Dein Mund brennt, wie Burgunder am Rand des Silberbechers brennt,
– Ach, junge Träume kennen, was oft ein junger Mund nicht kennt!
Die beiden schönsten Frauen, so geht ein Lied durch Frankreich hin,
Die Herrin von Savoja ists und Ungarns Königin!"

Die Herzogin sprach leise: „Bayard, nun laß dein loses Lied . . .
Mein Herz goß ein Wachsschläger, Savojas Kronreif schlug ein Schmied,
Doch wenn du mir willst dienen, so brich des Liedes Lug entzwei
Und bring aus Ungarn Kunde mir, ob jene schöner sei!"

Ein Nebelmorgen graute, die Herzogin sah vom Balkon,

Da wiegten schmale Lenden durchs Tor auf breitem Percheron,
Und Wochen, Wochen gingen, – im Sattel zähl ich keine Zeit, –
Da trank der Hengst die Donauflut, und Bayard trug ein Kleid!

Das Kleid der Hökerinnen, und schwer am Saumtier hing sein Kram.
Die Königin von Ungarn vom Schlosse Baja talwärts kam,
Ihr Mund brann wie ein Feuer aus Scham, wie schön er selber war,
Elf schönste Frauen gingen mit, und niemand nahm sie wahr!

„Frau Königin, genadet die seidne Fracht Euch anzuschaun,
Nehmt mich hinauf gen Baja und kauft von mir mit Euern Fraun!"
– Auch hohe Fraun durchforschen gern gründlich Gürtel, Band und Schuh,
Das welsche Mädchen spricht so klug, – da knarrt das Nachttor zu.

Die Königin sprach freundlich: „Ich seh, Ihr seid ein sittig Kind,
Ich laß Euch nicht im Dunkeln den Weg, drauf vielleicht Männer sind!"
„„Frau Königin, laßt mich gehen, Maria für die Unschuld ficht!""
„Ich schütz die Unschuld lieber selbst, – Maria kannte Ungarn nicht!

Von meinen Frauen allen die jüngste dort ist Wendelgard,

Mit ihr teilt Bett und Kammer, so seid ihr beide wohlverwahrt!“
Da half kein Widerreden, die Krämerin schwieg seufzend still, –
Sich beugen ziert die Ritterschaft, wenn eine Frau es will.

Der Kram war reich geladen, der nächste Tag verging darauf,
Und abends schloß Ilona des Mädchenzimmers Türe auf,
Die Hökerin folgte sittig, nur leise hat sie sich beklagt, –
Und sechzehn Jahre wagen nicht, was dreißig gern gewagt.

Und Terka dann, dann Suschka, Piroschka, Margit, Erschebeth,
Die Königin, die Frauen finden die Welsche gar zu nett,
Elf Tage und elf Betten, – die Krämerin sah blaß darein,
Am zwölften sprach die Königin: „Heut will ich Wirtin sein!“

„„Frau Königin, verstattet, daß ich noch nach dem Pferde seh,
Ich geb ihm gerne abends noch eine letzte Handvoll Klee!““
Der Knabe ging zum Stalle, ein Goldstück schloß das Burgtor auf,
Galopp von schweren Hufen scholl durchs Dunkel burgherauf.

Und wochenlange Reise, – im Sattel stehn die Stunden still, –

Da klirrt an breite Eisen Chambèrys Schloßhofpflaster schrill,
Bayard ist heimgekommen! Die Herzogin fliegt zum Balkon,
– Es wiegt ein schmales Lendenpaar auf breitem Percheron.

„Bayard, sprich, ist sie schöner?!“ „„Die schönste, Herzogin, seid Ihr,
Und doch muß ich verlassen den Damendienst von heut und hier,
Die keusche Pagenregel, sie drückt mich härter als ein Stein,
Ich brauche schweren Ritterdienst, er wird mir leichter sein!

Ihr strichet meine Locken, Ihr saht in meiner Augen Grund,
Ihr küßtet oft mich scherzend an meinen blassen Knabenmund,
Heut würd ich, wenn Ihrs tätet, aus Schämen vor mir selbst vergehn,
– Ich kann nicht mehr ein Knabe sein, ich hab zu viel gesehn!““

DER EWIGE LANDFRIED

„Hier, Plattner, nimm den Harnisch,
Den einst dein Hammer schmiedend schlug,
Schwertfeger, da die Klinge
Ist wohl noch gut als Sech am Pflug!

Und in des Helmdachs Höhle
Pflanz nun ein Mägdelein Majoran, –

Wozu noch schützen und trutzen,
Der ‚Ewge Landfried' hub ja an!

Ewiger Friede, – Narrheit,
So groß, wie keine je erhört,
Ersonnen von den Wichten,
Die nie der Schwerter Lied gehört.

Ewiger Friede, – Freibrief
Für Wortstreit, Tücke, Feigheit, List,
Wenn aller Tugend Krone,
Wenn Mut und Stolz vergessen ist!

Die Gänsefedern kratzen
Schon allzulaut in Ost und West,
Und Herz und Hand wird krüpplig,
Das sich an ihre Kiele preßt.

Wenn Bayard raten könnte,
Das Weiberlied vom Frieden schwieg,
Er schüf im Parlamente
Den Trommelschlag vom Ewigen Krieg!"

BAYARD SPIELT LAUTE

Wohl ist die Kunst ein süßes Ding
Auch dem, der herben Ritterschlag empfing,
Nur, – macht sie auch ein armes Leben reich,
So macht sie doch die harte Hand auch weich.

Weich Hand und Herz, – das taugt dem Herren nicht!
– Der Falkoniere zog ein schief Gesicht,
Als König Franz mitleidig fliegen ließ
Den grauen Reiher, den sein Falk erstieß.

Und doch, Bayard, du greifst zum Lautenspiel,
Du, dem der Trommel stumpfer Lärm gefiel!
Hast du ein Liebchen wie die andern gar,
Lüstet des Nachtigallenschlags den Aar?!

„Die Hand, die Napoli bei Fuoro schlug,
Ist wohl zum Lied der Fraun nicht weich genug,
Doch fehlt ein Heldenlied zu Ruhm und Ehr
Für jenes, vor uns nie besiegte Heer.

Da meinem Herzen die Ballade fehlt,
Hab selber Lied und Laute ich gewählt
Und denke auch, des Feindes Herz bezwingt
Das Lied, das seinem Stolz der Sieger singt."

WIE BAYARDS STOLZ GEBROCHEN WERDEN SOLLTE

„Der Ludovico Moro ist ein Schuft,
Der landfremd Volk zu seinen Fahnen ruft,
Landfremd Gesindel, das Milano füllt,
Mit welschem Brote deutschen Hunger stillt,
Und Welschlands Adel darbt indes im Land
Bei dieses Krieges hellem Unverstand!"

So schilt der Nobile der Lombardei,
Und Ludovico Moro – lacht dabei:
„Langsam, ihr Herrn! Was gestern zu uns stieß,
Was ich in das umschlossne Mailand ließ,
Gesindel ists, das Speck und Bohnen frißt,
Und selbst doch Speck für fränkische Mäuse ist!
Wartet den Ausfall ab, der morgen wird,
Und scheltet erst, wenn sich mein Plan geirrt!"

Ein heißer Vormittag. Der Flintenlauf
Brennt an die Hand, die an ihm fährt herauf,
Doch doppelt Pulver ladet jedermann,
Denn heut heißts zeigen, was der Schweizer kann,
Er ganz allein, der deutsche Söldner, soll
Den Ausfall wagen, tollkühn – oder toll,
Denn vor den Toren liegt als Widerpart
Des Ludovico Moro – ein Bayard!
Auf Mailands Wällen wandert auf und ab
Der General, der ihnen Auftrag gab,
Und rechts und links von ihm die Nobili,
Wie auf ein Spiel der Bühne schauen sie:

„Der Vorhang schlägt zurück, – Hanswürste vor!
Vorhang, – Verzeihung: das Olona-Tor!
Der Schweizer Hauptmann hastet hin und her,
Als ob er wirklich Pulcinello wär,
Und dieser aufgeputzte Landsknechtshauf, –
Moro, gebt ihr das Puppenspiel nicht auf?! –
Jetzt, seht, jetzt kommt das Gegenspiel heraus,
Und als Kulisse gilt das einzle Haus!
Wie wütend dort der fränkische Reiter tut, –
Bei Gott, der Gegner spielt den Krieger gut!"

Ein kurzes Handgemenge, fernes Schrein,
Durch Pferdestaub Schwertblitz im Sonnenschein,
Ein Hin und Her, – ein Ziehen – vor, zurück, –
„Ich glaube fast, den Unsern lacht das Glück,
Wenn nicht ein Heldenspieler . . .
da ist Bayard!!
Moro, das Possenspiel kriegt ernste Art!"

Die Schulter klopft Moro dem Edelmann:
„Das Possenspiel, Signor, geht eben an!
Seht, wie Bayard in unsre Leute fährt,

Wie eine Pritsche schwirrt sein langes Schwert!
Sie fliehen, sagt ihr? Nun, gesteh ichs nur,
Mir ist das lieber jetzt, als die Bravour,
Mit welcher Ihr jüngst fochtet vor der Stadt,
Und die uns doch nur Blut gekostet hat.
Seht, wie sie laufen! Und das Tor steht auf,
Und seht, der Narr folgt nach im Siegeslauf!
Das Tor knarrt zu! Der erste Akt ist aus,
Mit deutschem Speck fing ich die fränkische Maus!

Zum zweiten Akt nun, der die Lösung bringt,
Und der den Stolz des Pairs von Frankreich zwingt,
Denn wenn einmal der Stolz gebrochen ward, –
Was ist dann ohne seinen Stolz Bayard!!"

Sie steigen nieder, wo im dichten Schwarm
Gefesselt längst der wenigen Helden Arm,
Rings drängt das Volk, hoch stehn die Nobili,
Auf ihren Helden Moro schauen sie.
Der lehnt sich stolz auf seines Schwertes Knauf:

„Das Tor, ihr Leute, stoßt die Flügel auf! –
Die Franken, die wir fingen, Mann für Mann,
Führt zum Gefängnis in die Burg hinan,
Für jeden will ich gutes Lösegeld,
Denn jeder ist in seiner Art ein Held!

Jedoch Bayard, – Herr Ritter, Ihr verzeiht,
Was ich Euch melde, tut mir wahrhaft leid,
Doch wärs ein falscher Handel, sagt ich jetzt,
Daß ich für Euch mir einen Preis gesetzt.
Seht, was Ihr wert seid: Offen steht das Tor,
Ich denke: Nichts verliert, wer Euch verlor!"

Ein höhnisch Lächeln macht im Volk sich breit.
Bayard jedoch, im Sattel schon bereit:

„Verstand ich recht, Herr Feldherr, sagtet Ihr,
Daß Ihr die andern zählt, wies liebe Tier,
Da ich jedoch nicht zu bezahlen sei,
Gäbt Ihr bewundernd mich in Gnaden frei!
Ich sage für die Huldigung besten Dank!
Wie tief auch mancher von Euch niedersank,
Den in der Schlacht mein Degen überzeugt, –
So tief hat noch kein Feind sich mir gebeugt!"

Laut lachend sprengt der Ritter aus dem Tor.
Der Tag war heiß, – und trotzdem: Moro fror.

WIE BAYARD NORDLAND ÜBERWAND

Die Schwalbe, die zu Neste flog,
Die Schwalbe trug ein Frauenhaar,
Und als Bayard gen Schonen zog,
War Inge Thorsten achtzehn Jahr.

Und als Bayard gen Süden fuhr,
Nachdem er Nordland überwand,
Zog manche Schwalbe seine Spur,
Die auch kein Nest in Schonen fand.

*

Das Degenglück von Frankreich bargs,
Das Schiff ‚Le flamboyant dague',
Die bleiche Sonne Dänemarks
Ward bleicher jeglichen Tag,

Ward bleicher über ihm jeden Tag,
Und nächtens erlosch sie kaum,
Und als die Galeere in Malmö lag,
Sie stiegen zu Land wie im Traum. –

Man singt zum Saitenspiele das Lied,
Wie Bayard die Dänen bezwang,
Wie Bayard vor Inge Thorsten gekniet,
Sing ich zum Saitenklang.

Denn ihr runder Arm war weich wie der Flaum
Der Möwe im Hardanger Fjord,
Und beugte den Mann, der stark wie ein Baum
Und rauh wie die Bö aus Nord,

Wie die Bö aus Nord in der Nacht des Jul,
Da Bayard gen Ystad ritt, –
Inge Thorsten saß spinnend auf beinernem Stuhl,
Als er in die Halle schritt.

Des Hammerbauern von Ystad Kind
War schön, und sie sprach: „Willkomm!
Willkommen, Bayard! In Wetter und Wind,
Trotz Feindschaft und Fehde: Willkomm!

Dein Pferd ist müd, und müd bist du,
Haus steht und Bett bereit,
Die Julnacht geht auf tückischem Schuh,
Und tödlich ist ihr Geleit!“

Da blieb Bayard in Ystad zur Nacht,
Und als die Glocke schlug eins,
Ward leis die Türe aufgemacht,
Die Tür seines Kämmerleins.

Und Inge trat ein, und vor den Mann
Warf sich das zitternde Weib:
„Bayard, nun bin ich in deinem Bann
Und dein mit Seel und Leib!

Dein Kommen kündete mir ein Traum,
Ein Traum trieb mich zu dir:
Ich geb dir meiner Jugend Flaum,
Gibst deinen Sieg du mir!

Greif nicht mein Volk vor Ostern an,
Dann ist es kampfbereit!" –
Da zittert leise der stolze Mann,
Wie ein Baum, wenn die Säge schreit.

Fiel nieder und küßte ihr weißes Knie:
„Erbitte dir, was du willst,
Und willst du mein Leben, so sterb ich hie,
Wenn du mein Sehnen stillst!

Nur eines, eines fordere nicht,
Ich schwur einen schweren Eid:
Mich bindet zu siegen die Ritterpflicht,
Und Verrat wärs, zu meiden den Streit!" — —

Was soll ich euch singen sehnsüchtigen Sang
Und die Wangen heiß machen, was solls?
Sie baten sich beide so flehend und bang
Und waren doch beide zu stolz.

Sprach Inge: „Und trägst du nach mir Begehr,
Warum denn zwingst du mich nicht?
Der König von Frankreich ist weit über Meer,
Und weit deines Königs Gericht!" –

„„Der König von Frankreich thront hoch und hehr,
Seines Weinbergs Rebe rankt
Von einem bis zum andern Meer, –
Doch denke nicht, daß mir bangt!

Mir bangt nicht vor Himmels- und Höllenkraft,
Zu lösen den Gürtel am Kleid,
Doch bangt mir vor meiner Ritterschaft
Unverletzbarem Eid!

Wohl zwing ich das Pferd und zwinge den Mann,
Doch schwur ich, mit Kampf und Turnier
Zu schützen die Unschuld vor jedermann,
Vor jedem, – und sei es vor mir!"" – –

Was soll ich euch singen sehnsüchtigen Sang
Und die Wangen heiß machen, was solls?
Ihre Worte waren wohl sehnend und bang,
Und doch waren beide zu stolz.

Wohl hätten sie gern aneinandergelegt
Die Lippen in heißem Begehr,
Doch ein Haupt, das heimliche Krone trägt,
Neigt sich zum Kusse so schwer.

Und als sie sich gesagt Lebewohl,
Ein Nordlicht hing überm Wald,
Das glühte von Lund bis Andradol,
Glühte – und war doch kalt.

Und als es glühte in anderer Nacht,
Bayard vom Pferde stieg,
Elf Stunden wogte die Dänenschlacht,
Und die zwölfte gab ihm den Sieg.

Der Heimatwimpel der Schiffe stieg,
Da rühmte des Helden Mund:
„Dem König von Frankreich bring ich den Sieg,
– Und der Ritterschaft von Burgund!"

*

Die Schwalbe, die zu Neste flog,
Die Schwalbe trug ein Frauenhaar,
Und als Bayard gen Schonen zog,
War Inge Thorsten achtzehn Jahr.

Und als Bayard gen Süden fuhr,
Nachdem er Nordland überwand,
Zog manche Schwalbe seine Spur,
Die auch kein Nest in Schonen fand.

DIE SPORENSCHLACHT BEI GUINEGATE

Aller Dinge mächtigstes: Krieg!
Aller Güter herrlichstes: Sieg!

Dreißig Jahre mit pfeifendem Degen
Fröhlich verwegen,
Dreißig Jahre in Kriegen gelegen,
Wer weiß ein Leben, das besser gelohnt!
Dreißig Jahre voll Sang der Soldaten,
Voll tapferer Taten,
Dreißig Jahre siegesvermessen
Fest im burgundischen Sattel gesessen,
Wie ein König im Hochsitz thront, –

Bayard, du Held, und doch war dir eine,
Eine der Schlachten so lieb wie keine,
Keine vorher:
Da über Gingats sonnige Felder
Jauchzte der Jubel der Sporenschlacht,
Und das Echo der Buchenwälder
Wiehern der Pferde wiedergebracht,
Als wie im Meer

Rings in den Wogen der Weizenwellen
Wühlten die Pferde, die windesschnellen,
Flappten die Fähnlein der Reitgesellen,
Und das helle Trompetengellen
Schmetterte über die Hügel her!
O du Tag der Ritter- und Reiterpracht,
Du Tag von Gingat, Tag der Sporenschlacht!

Ein weißer Gerfalk ist Bayard,
Wenn er im Horst auf Beute harrt.

Stahlblanke Augen schießen übers Feld:
Wer ist der Stärkste, daß er mir gefällt?
Stahlscharfe Fänge klammern um den Ast,
Als ob ihr Haken schon die Beute faßt,
Zitternd vor Ungeduld die Schwingen beide,
Den edlen Kopf im Spähen vorgestreckt, –

So hält Bayard im Buchenwald versteckt,
Kürzt seine Zügel, lockert Schwert und Scheide,
Hebt sich in Bügeln hoch und sieht voll Neide,
Wie schon die Reiterscharen losgelassen
Mit Reiterscharen kämpfend sich umfassen,
Und immer noch die schöne Lippe schwieg. –

Aller Dinge mächtigstes: Krieg!

„Da! Dort! Wer ist der Ritter? Wo kam er her?
Es schimmert ein weißes Rosenblatt auf der Wehr,
Einen weißen Hengst er tummelt, der Schnee ver-
schäumt,
Weiß wogt im gelben Felde ein Mantel, wenn er sich
bäumt!“

Da stieß der Islandfalke vom Horst, aus dem er gestarrt,
Da flog aus Waldesdunkel im Sturm Bayard, –
So fliegt ein Schwert aus der Scheide, das lange geharrt.

Der Edele findet den Edlen als Freund
In Weiten der Welt,
Der Edele findet den edelen Feind
Im Schlachtenfeld,
Zusammen stießen die beiden, wie Hammer zu Amboß fährt,
Und Funken stoben prasselnd aus Helm und Schwert.

„Was soll das weiße Rosenblatt im Schild?
Sag deinen Namen, ob er hierlands gilt!“ –

„„Ich kam aus England herüber,
Mir schien die Sonne dort trüber,
Trüber an jedem Tag,
Seitdem in Bosworths Gefilden
Auf blutigen Schilden
Die Ritterschaft der Weißen Rose lag.
Ich bin der letzte Ritter, den England hat,
Ich bin der Weißen Rose letztes verwehtes Blatt,
Ich suche den Tod und das letzte Paternoster, –
Ich bin Lord Gloucester!““

Da rangen die beiden letzten Edelen der Welt.
Nieder fielen die Schilde zerspellt,
Nieder krachte im Panzer Pferd und Pferd,
Im Fußkampf umsang die Helden Schwert und Schwert,
Bis daß des einen Schwertes Schlachtlied schwieg . . .

Aller Güter herrlichstes: Sieg!

Lord Gloucester reichte dem Gegner das Schwertkreuz zu:
„Nun bin ich todwund geschlagen, und Sieger bist du!“
Doch Bayard gab dem Sterbenden hin sein Schwert:
„Ihr gabt mir das Eure und seid des meinen wert!
Ich schlug Euch die Todeswunde, doch wer blieb Sieger im Streit! –
So bin ich Euer Gefangner, wie Ihr der meinige seid!“

Den Helmsturz hob Lord Gloucester, ihm kam die letzte Ruh,
Peter Bayard schloß ihm leise die Augen zu.

Ein frisches Pferd unterm Sattel, zurück zum Kampf!
In die Weizenfelder pflügte der Stute Gestampf
Tiefe klaffende Furchen, mit Schweiß und Blut gedüngt,
Tiefe Furchen des Krieges, draus keine Saat entspringt.

Da fand Bayard die Seinen nicht mehr,
Geschlagen war das französische Heer,
Die Felder leer,
Darüber die Sonne glühte,
Im Winde wehte hin und her
Der Rauch der Roggenblüte.

Und Bayard ritt vondann und sang:

„Und sind wir heut geschlagen,
Wir schlagen morgen wieder wohl,
Was solln wir da verzagen,
Was sollen Klagelieder wohl!

Den Sieg gönn ich dem Feinde,
Denn Ritter gegen Ritter stand, –

Wir sind uns jetzt nicht Freunde
Und wissen uns doch gut verwandt!

Und der mir stand entgegen,
Wohl wahrlich wars ein edler Held,
Ich freu mich allerwegen,
Daß ich ihn überwand im Feld!

Der Dinge größtes: Kriegen,
Wenn auch der Feind in Ehren war,
Der Güter höchstes: Siegen,
Wenn Siegen kein Begehren war!"

DER RITTERSCHLAG

Ein Regen stob in Schauern
Hin über die Lombardei,
Naßgrau waren alle Mauern
An den Gärten der Weinbergsbauern,
An denen sie zogen vorbei.

Naß ihre Schwerter und Speere,
Und naß des Fußvolks Gewehre,
Naß Sattel und Zaumzeug ganz,
Geborgen trugen die Heere
Nur das Pulver und ihre Ehre
Hinaus zum Waffentanz.

In das Klirren von Trensen und Ringen
Klang ein einsames Singen,
Reiter, wie hieß dein Lied?

„Meiner Rüstung Eisen ward vom Tau
Rostigrot in langen Lagernächten,
Meines Hengstes schwarze Mähnenflechten
Sind vom Staube vieler Straßen grau . . .“

Das Lied war jäh zu Ende,
Eine Kugel schnitt es entzwei,
Der Reiter hob beide Hände,
Schlaff stürzte Lanze und Lende,
– Ein Schrei! –
Lied und Leben vorbei!

Ein Windstoß stieß und stäubte
Den Regen wie Sand daher,
Die Fahne flappte und sträubte
Am Schaft und stürzte schwer,
Signale durch den Regen,
Herpreschte im Wind Bayard,
Den fränkischen Heeren entgegen
Ein Wald von Lanzen starrt. –

Da keuchten zwei Heere und rangen
Im rinnenden Regen schwer,
Aus Marignano klangen
Die Mittagsglocken her,
Die eine läutete: Gloria!
Ein helles und schnelles: Viktoria!
Die Klänge der anderen sangen:
Vale, geschlagnes Heer!

Und Bayard ritt im Regen,
Rastlos sein Ruf die Schlacht bewegt,
Rastlos sein Schwert ihm Gassen schlägt,
Und bei dem starken Degen

Sein König Franz den Schwertarm regt,
Ein Knabe, der verwegen
Manch ältres Haupt erlegt.

Und wer die zwei sah reiten,
Dem wurde der Atem tief,
Einen Meister sah er streiten,
Dem Blut vom Helme lief,
Der wie in Friedenszeiten
Ruhig durch den Wind Befehle rief,
Und immer hin zur Seiten
Stolz die Blicke ließ gleiten.

Und wer die zwei sah fechten,
Der sah in heller Lust
Einen König ringen und rechten,
Seines besseren Rechts bewußt,
Weit vorn vor Rittern und Knechten
Bot er dem Feinde die Brust,
Und traf sein Schwert den Rechten,
Laut hat er jauchzen gemußt. –

Viel Wasser floß aus den Nebeln
An jenem Regentag,
Bis daß in blutigen Knebeln
Welschland am Boden lag,
Mehr Wasser ist niedergegangen
Auf blasse Frauenwangen,
Über manchen, der draußen lag.

Und als zu Ende das Ringen,
Sie bauten auf weitem Feld
Naßgrau bei Trommelklingen
Der Orleans Königszelt.

Und vor dem Zelt ein Linnen,
Drauf kniete, naß von Blut
Und naß vom Regenrinnen
Ein Edelknabe gut,
Der sollte heut gewinnen
Den Ritterschlag für seinen Mut.

Ein König lag auf Knieen!
Wer schlägt denn ihm den letzten Schlag,
Wer mag das Werk vollziehen,
Das nur ein Fürst zu tun vermag?
Nur einem wars verliehen
An diesem Ehrentag:

Bayard stand vor dem König:
„Zu Gottes und Marien Ehr:
Diesen Schlag und keinen mehr!“ –
Der Regen sang eintönig
In seine Worte her.

Und auf des Königs Rücken
Fiel schwer das nasse Schwert,
Dann hob Bayard im Bücken
Den König von der Erd, –
Ein stummes Händedrücken
Hat ihn zum Freund begehrt. – –

Und die auf nassen Wegen
Damals zu Feld gelegen
Und die erlebt den Tag,
Im Barte, halb verlegen
Manch heller Tropfen ihnen lag,
– Es ging so starker Regen
Bei jenem Ritterschlag . . .

TODESAHNUNG

„Die Uhr der Zeit hat gleichen Pendelschlag,
Es gleicht das Jahr dem Jahr, der Tag dem Tag,
Und gleichen Schwunges führt und Schritt für Schritt
Der Schnitter seiner Sense runden Schnitt.

Als fünfzehnhundertzweiundzwanzig war,
Da troff dem Sickingen das Blut vom Haar,
Der Ritter Franz fiel da von Feinds Geschoß
Und mit ihm Landstuhl, sein geliebtes Schloß.

Und fünfzehnhundertdreiundzwanzig kam,
Das schnell den andern Edeln mit sich nahm,
Ulrich von Hutten, den ich nie gesehn,
Ich fühle tief: Wir würden uns verstehn!

Ein Edelmann den andern leicht erkennt,
Das bindet mehr, als alles andre trennt.
Und bin ich euch verbunden ganz und gar . . .
Horch: Fünfzehnhundertvierundzwanzig Jahr! –

Die Uhr der Zeit hat gleichen Pendelschlag,
Dem letzten Ritter schlägt der letzte Tag,
Und gleichen Schwunges mäht der Sense Schnitt,
Und jeder Schwung nimmt eine Blume mit!“

WAS BAYARD KLAGTE, ALS ER STARB

Die Wellen der Sessia weinen wie Tränen ins Land,
Und das Tal von Aosta hat seine Echos vergessen,
Daß jeder Ruf nur noch Seufzer als Widerhall fand,
Nur Seufzer als Echo der Felsen und ihrer Zypressen.

Der Edelen Edelsten traf eine Kugel von Blei,
Und traf ihn im Rücken, den niemals die Feinde gesehen,
Er lehnte am Baume, und fern ging die Schlacht vorbei,
Und er sah sie, wie fern die Geliebte, vorübergehen.

Da klagte Bayard: „Nicht will ich heut klagen um mich,
Denn edeles Blut soll für Könige Frankreichs verfließen,
Verfallende Ritterschaft, heute beweine ich dich,
Dein Stahl ward zum Spott, seit das Blei sie begannen zu gießen,

Seit der ehrlose Knecht, der feig sich verdrückt ins Versteck,
Mit der Kugel erreicht, was kaum seine Wünsche erreichen,
Seitdem wird dein Wappen im Kampfe zu schweres Gepäck,
Wertlos wird dein Schild und der Farben flatterndes Zeichen!

Verfallende Ritterschaft, bringe dein Schwert ins Bett,
Im stählernen Schwertbette laß es verträumen die Jahre,
Was Schwert noch und Mut! Von hinten durchbohrt dein Kollett
Die plebejische Kugel, die falsche, die unsichtbare!“

So klagte Bayard, und sein Blut verströmte im Zorn,
Nur der Regen kam und weinte in fließendem Leide,
Und er starb und war einsam ganz, wie der Hagedorn,
Der einsam stirbt in der regendurchrauschten Heide.

GRÄFIN MONBIJOU

Am ersten Tag im Karneval,
– Der erste Tag, der machte es –
Am ersten Tag im Karneval
Auf allen Straßen lachte es,
Da küßte Gräfin Monbijou
Die Perlweinschale von Kristall,
Sie trank dem blonden Pagen zu,
Der Page, der hieß d'Autreval.

Graf Monbijou, was tatest du? –
Im Saale braust die Carmagnole,
Er sah dem Spiel der Masken zu,
Wer war die schönste Maske wohl?
Die schönste Maske lacht und tollt,
Und mit ihr tanzt ein junger Fant,
Vom Nacken fließt wie flüssig Gold
Ihr Blondhaar über seine Hand.

Und kühles Haar auf heißer Hand . . .
Ein dunkler Blick, der Blick wird hell, –
Das junge Blut hat sich erkannt,
Und junges Blut erkennt sich schnell!

„Du lieber, liebster Page, sprich,
Kommst du heut nacht zum Schloß am Meer?" –
Der Page kam, die Nacht verstrich,
Das Tor stand auf, der Saal war leer. –

Am letzten Tag im Karneval,
– Der letzte Tag, der machte es, –
Am letzten Tag im Karneval
Im Forst von Digne lachte es,

Vom Digner Paß in aller Früh
Durch die Provence ein Jauchzen strich,
Im selben Sattel saßen sie
Und küßten sich und küßten sich.

DER PAGE VON HOCHBURGUND

Ich bin der Page von Hochburgund
Und trage der Königin Schleppe,
Heut lachte ihr Mund, heut sprach ihr Mund
Auf marmorner Pfeilertreppe:
„Page, was hobest du heimlicherweis
Zur Lippe der Schleppe Litzen,
Page, ich glaube, du küßtest leis
Am seidenen Saume die Spitzen!"

Auf meine Kniee warf ich mich hin
Und bat um Gnade mit Stocken,
Da lachte die junge Königin
Und zauste in meinen Locken:
„Die Heide dampft, und die Stute stampft,
Zur Strafe – darfst du mit jagen,
Den Falken, der sich um den Handschuh krampft,
Meinen Falken, den sollst du tragen!"

Und wir ritten vondann, fern blieb das Gefolg,
Und ein Lachen lag mir im Blute,
An meiner Seite tanzte der Dolch,
Und unter mir tanzte die Stute,
Wir hielten am Hag zwischen Heide und Tann
Wo der Sturm die Esche zerbrochen,
Die Königin sah mich seltsam an
Und hat ganz leise gesprochen:

„Mir bot die goldberingte Hand
Der König von Kastilien,
Und bot mir seiner Väter Land
Und seines Wappens Lilien,
Wohl schimmern die Lilien silberfahl,
Und im Land aufleuchten die Schlösser, –
Dein Lachen ist silberner tausendmal,
Deiner Augen Leuchten ist besser!“

Ich bin der Page von Hochburgund
Und trage die weiße Seide,
Ich küßte heut einer Königin Mund
Beim Reiherzug auf der Heide,
Ihre blasse Lippe ward rot im Kuß,
Und wollt ihr das Ende wissen, –
Es schweigt mein Mund, weil er schweigen muß
Von einer Königin Küssen!

DIE SCHENKIN

Herr Bertrand von Château Sicie,
Du zähltest deine Küsse nie!
Er ritt zu Gast
Nach Belforast,
Und ritt und sang durchs Sonnenlicht, –
Auch seine Lieder zählt er nicht!

Die Tafel brach vor Schüsseln fast.
Rechts ihm saß Mutter Belforast,
Behaglich breit
Zur andern Seit
Die alte Gräfin Bézanville, –
Herr Bertrand, warum heut so still?

Die blonde Schenkin goß ihm ein,
Ihr Mund war röter als ihr Wein,
Sie sahn sich an,
Das Spiel begann . . .
„Reicht mir die Sauce, werter Gast!"
Sprach rechts von ihm Frau Belforast.

Die Schenkin gab den zweiten Gang,
Herr Bertrand hielt die Schüssel lang,
An ihrer Hand
Lag seine Hand . . .
„Ach bitte, reicht mir das Ragout!"
So flüstert es von links ihm zu.

Die Schenkin trug das Obst herein,
Ihr schmales Mündchen lachte fein,
Dann mit Geschick
Ein schneller Blick . . .
„Herr Bertrand von Château Sicie,
Wo ließt Ihr Eure Galantrie?"

Die Gäste standen rings im Saal,
„Wo ist Bertrand mit einem Mal?"
Aus dieser Tür
Trat er herfür,
Zur andern schlich sie in den Kreis, –
Ihr Haar war wirr, ihre Lippe heiß.

„Herr Bertrand, singet uns ein Lied!"
Herr Bertrand hin zur Schenkin sieht,
Er sah sie an,
Und er begann:
„Ich bin Bertrand Château Sicie, –
Meine Küsse und Lieder zähl ich nie!"

„Du süße Königin Fanchon,
Und willst du werden mein,
Du süße Königin Fanchon,
Mein ganzes Reich sei dein!

Mein Land Burgund ist sonnig grün,
Sei du die Königin,
Und wenn die weißen Lilien blühn,
Nimm sie als Zepter hin!“

So warb der König von Burgund
Um Königin Fanchon,
Da lachte süß der blasse Mund
Der Königin Fanchon . . .

Der Page, der am Throne stand,
Bog tief das feine Knie,
Es spielte seine Knabenhand
Am Dolch der Pagerie . . .

So ängstlich war die Sommernacht,
Von Blitzen fern durchloht,
Und als der Sommertag erwacht,
Da war der König tot.

Wie fein der Stich im Nachtgewand,
Dreikantig vom Stilett, –
Sie legten ihn mit treuer Hand
Aufs goldne Königsbett.

Und vor dem Bett in Wache stand
Der Page spat und früh,
Es spielte seine schmale Hand
Am Dolch der Pagerie . . .

DIE VERTAUSCHTEN FRAUEN

Herr Berengar von Montmiral, –
Wie kannte die Provence ihn gut!
Bei Spiel und Fest und Maskenball,
Ach, Maskenball!
Gar leichtgemut, gar leichtbeschuht
Tanzte der Trovadore.

Und Cecil von Schloß Bellador,
Das war sein Freund, gewandt, galant,
Vier Schwielen zeigte stets er vor,
Mit Stolz er vor,
Die warn mit Arbeit nicht verwandt,
Die warn vom Lautespielen.

Sehr einsam saß la belle Yvette
Daheim im Schlosse Bellador,
Sie war kokett, sie war so nett,
Ach ja, so nett!
Das kam Berengar auch so vor,
Der half ihr Zeit vertreiben.

Berengars Weibchen hieß Grazielle,
Die langweilt sich in Montmiral,
Cecil sang ihr manch Ritornell,
– Na, Ritornell . . .!
Und eines Tags auf Knall und Fall
Bat er sie um ihr Händchen.

Sie schrieben an Freund Berengar,
Der fand die Sache gar zu nett!
Die Antwort kam: Ihr seid ein Paar,
Und was ein Paar . . .!

Yvette und ich, ich und Yvette,
Wir sind – ganz eurer Meinung!

Bei Hochzeitsglanz und Hochzeitskranz,
Was da für Volk zusammenkam!
Sie tanzten manch behenden Tanz,
Manch Vierertanz,
Und lachten beim ‚Changez les dames',
Und blieben gute Freunde.

DER PAGE SPRACH

Meine wunderschöne Königin,
Du sollst wissen, daß ich selig bin! –
Denn du hast im Traume mich gerufen
Zu des Marmorthrones weißen Stufen,
Und ich durfte vor dir niederknien,
Deine Krone nahmst du von Demanten,
Und sie ward zum Kranze von Jasmin,
Da wir sie um meine Schläfe spannten.

Hand in Hand sind wir hinab gestiegen
In die Gärten, drin die Falter fliegen,
Und wir gingen bis zu jenen Landen,
Wo mich jede Schwalbe kennt,
Wo mich jede Rose König nennt.

Und dein Thron hat ganz verwaist gestanden.

Weißt du, wunderschöne Königin,
Weißt du nun, warum ich selig bin!

Der Page, dem die schlimme
Vorfrühlingsluft zu reiten riet,
Sang hell mit junger Stimme
An einem alten Liebeslied.

Beim Kloster der Klarissen
Flog über hohe Gartenwand
Ein Apfel, drein gebissen
Ein Gruß von kleinen Zähnen stand. –

Der Sattel rieb die Mauer,
Daran der glatte Efeu schlief,
Der Knabe klomm ins Bauer,
Daraus das stumme Vöglein rief.

Sie lag in seinen Armen,
Er bog zum Kusse ihr Gesicht,
Sie sagte: „Hab Erbarmen
Und rühre meine Lippe nicht!

Mein ewges Heil wär Scherben,
Wenn jemand träfe meinen Mund,
Der Heilge Franz, – im Sterben
Würds ihm an meinen Lippen kund!"

Da sprach der Ehrfurchtsvolle:
„Leg zwischen dein und mein Gesicht
Des Kuttenärmels Wolle, –
Vielleicht merkts dann der Heilge nicht!"

Sie tat, wie er geheißen,
Die Augen tauchten bis zum Grund,

Und an der Wand, der weißen,
Lag rechts und links ein roter Mund.

Sie küßten in der Mitten
Des groben Tuches rauhe Schur,
Sie küßten, – und sie litten
Und hielten doch den strengen Schwur.

Und als er spät geschieden,
Und als sie auf dem Lager lag,
Wie klopfte da im Sieden
Die Lippe ihm vom Blutesschlag. – –

Der Knabe kam nicht wieder, –
Wer weiß, wohin sein Herr verritt,
Im Garten auf und nieder
Geht ruhelos ein junger Schritt.

In Sehnen und in Sorgen
Liest sie das heilge Stundenbuch,
Und im Brevier verborgen
Liegt schleierzart – ein Seidentuch!

LE RALLI

Bewußtlos nun schon zwanzig Tage lang. –

Der greise Diener hüllt im Krankenzimmer
In grünen Taft der Lampe weichen Schimmer,
Den stillen Raum durchsingt der feine Sang
Des brennenden Dochts.

Mit unhörbarem Gang
Zieht sich zurück der Alte und raunt leise
Zu der Beschließerin im Vorsalon:
„Madame, der letzte Chevalier Crahon
Geht diese Nacht noch . . . auf die letzte Reise!“
– –

Der Kranke hebt sich auf, müd und geschwächt,
Und murmelt lächelnd mit dem welken Munde:
„Gut, daß der Tod mich weckt zu seiner Stunde!
Dem großen dürren Jäger stünd es schlecht,
Wenn er auf schlafendes Wild den Drücker zöge,
Sich um den weidgerechten Schuß beträge,
– Denn wahrlich: Er ist weidgerecht!“

Und mit den Augen, die die Welt umfassen
In jener Stunde, da sie sie verlassen,
Starrt er zum Gobelin . . . und durch die Wand . . .
Und zeigt mit Händen, blaugeädert-blassen:
„Die ganze Halle voller Geister steht!
Das Feuer des Kamins bauscht ihr Gewand, –
Das sind die Väter, die mich nicht verlassen,
Mich, – dem kein Sohn mehr hinterm Sarge geht.

Willkommen, Vater! Großvater, auch du!
Ihr andern Treuen aus der Krypta alle,
Die ihr, bedachtsam wartend, in der Halle
Die Hirsche euch beseht in guter Ruh, –
Nicht wahr, – manch kapitaler kam dazu!

He, Aristide!“
Die Silberklingel schrillt . . .
„Wie, – Tränen, Alter? Kopf hoch, munter! –
Mein Durst nach Jagd ist lang noch nicht gestillt,

Zur Halle tragt mich einmal noch hinunter,
Stoßt breit der Fenster Doppelflügel auf,
Und vor dem Schlosse soll die Jägerei
Mit den Signalen für jedwed Geweih
Noch einmal mir verblasen alle Hirsche,
Die ich erjagt auf wonnevoller Pirsche,
Und die dort drohn an bruchgeschmücktem Knauf!"

Der Nebel steigt weichkalt vom Moseltale,
Blaugrün durchdämmert von des Mondes Strahle,
Verfließt in Strähnen auf den kargen Feldern
Und wiegt sich in lautloser Melodie
Über dem Hügelwald der Seigneurie.

Und droben in der Halle am Kamin
Sitzt matt im Stuhl der Jagdherr, und er lächelt,
Wenn an den Wänden hin die Schatten ziehn
Und ihn mit Streichelhand ein Hauch umfächelt.
Soll er die fürchten, die wohl tausend Male
Becherumläutet saßen hier im Saale!
Vielleicht, daß sie der alten Jägerchöre
Vertrautes Jubellied wie ihn erfreut,
Wenn aus den hölzernen Hörnern der Piköre
Aufbraust der Gruß wie eben und wie heut!

Hörnerschall erscholl und schauerte über die Täler,
„Ran an die Meute!" die Peitsche dräute,
Kläffende Hunde hetzten im Grunde,
Über allen
Erschallen
Die Jubel der Jägerei. –

Hörnerschall erscholl und schauerte über die Täler,
Reiter hinjagen in wilden Wagen,

Gertensausen im Herbstwindbrausen,
Über allen
Erschallen
Die Jubel der Jägerei.

Die Hörner klangen wild und aufgebracht,
Wie sie sein Leben sechzig Jahr durchsangen,
Und als nun auf die Flügelfenster sprangen,
Da dröhnte fernher zu den Jägerchören
Aus allen Tälern durch die stille Nacht
Der starken Hirsche schauerliches Röhren.
Und beim Ralli des chiens, da senkte sacht
In seines Lebens jubelnde Fanfaren
Der letzte Chevalier Crahon die fahle
Zerfurchte Stirn unter den weißen Haaren.

Das Hörnerrauschen verzitterte überm Tale
Verhallend . . . hallend . . . sacht . . .
– –
Der Hirsche Röhren durchdröhnte fern die Nacht.

DIE MAUER-BALLADE

Monteton, wo ist deine Mauer?
Chalençon, wo ist dein Schwert?
Wo ist dein Turm, Tournefort?

Schwerter des Adels, wie schnitten sie glatt und gut,
Schwerter des Adels stumpften im dicken Plebejerblut.

Tourneforts Turm ist schwarz und leergebrannt,
Seines Turmhelms seidne Wappenfahne verbannt.

Und über die Mauer des Schlosses der Monteton
„Vive le son!“
Flattern blutige Fetzen des Liedes
„Vive le son des canons!“

Diesseits der Mauer kämpft ein Edelmann,
Tollkühn und hoffnungslos und stets voran, –
Wozu? – Rot wird der Erde grüner Grund,
Bitter, bitter, bitter lacht sein Mund.
Jenseits der Mauer heult ein schmutzig Meer
In gierigen greifenden feigen Wellen her, –

Diesseits, jenseits, – wer wußte am Abend das noch?
Die Mauer lag, die Luft nach Kräutern roch,
Mauerzinne: – ein umgesunkener Friedhofstein,
Klageweiber, die Wolken, weinten Tränen ins Gras
hinein,
Flackernde Leichenlichter: – Turm, Giebel und Balkon,
Bahre der Pflasterstein für den Monteton.
Von den Hunden der Gasse besiegt und todeswund, –
Bitter, bitter, bitter lacht sein Mund.

Monteton, wo ist deine Mauer?
Chalençon, wo ist dein Schwert,
Wo ist dein Turm, Tournefort?

Mauer ist uns der Richter, vom König bestallt,
Schwert ist uns des Heeres Kolonnengewalt,
Turm die Kirche, – steil ist der Turm und alt!

Doch in Notre-Dame auf dem Hochaltar
Ein nacktes Weib bringt schändliche Opfer dar,
Eine nackte Dirne lärmt, kreischt und singt,
Gebrüll von Trunkenen wirr den Dom durchdringt.

Und Richter, – ja, Richter sind wohl da,
Wie sie verruchter kein menschliches Auge sah!
Ein Metzger mit blutiger Schürze sitzt vor,
Der Lüge gehört sein fleischiges Ohr,
Beisitzer: Zuhälter und Pferdeknecht,
Ankläger ein Dieb, – der klagt wohl recht!

Und Spruch auf Spruch, wie die Sichel surrt und droht:
Zum Tod!
Zum Tode alles, was edel und still,
Zum Tode Cadore, zum Tod d'Anville,
Zum Tode alles, was besser als sie,
Zum Tode Clermont und Normandie,
Zum Tod!
Spruch auf Spruch die Sichel surrt und droht.
Monteton, wo ist deine Mauer?! –

Die Keller des Temple sind tief, ja tief,
Tiefer das Leid, das darinnen zu Ende lief!

Halbfaul ist der Korb, doch die greise Herzogin ruht
Nicht stolzer im Thron als auf dem verworfenen Gut,
Und um sie stehen Marschall und Komtur,
Die alten Namen des Hofes, die Dames d'atour,
Und neigen sich zierlich und lächeln leicht und frei.

Räder donnern oben am Fenster vorbei,
Das Pflaster dröhnt,
Das Singen tönt:
„Vive le son des canons!"

Das Heulen von Hunden, die ihre Ketten zerrissen,
Das Brüllen von denen, die nicht zu feiern wissen,
Der Schrei des Gemeinen, der Edles vernichten will, –

Aber drunten ists hell und still.
Keine Stirne wird blaß, keine Wimper bebt,
Sie erleben den Tod, wie sie das Leben gelebt!

Eine schreckliche Uhr ist die Kerkertür,
Jede halbe Stunde knarrt sie gräßlich,
Le Coucou, der Henker, langarmig, häßlich,
Le Coucou tritt herfür,
Der nicht die Jahre des Lebens mehr zählt,
Nicht mehr die Monde, bis du vermählt,
Comtesse de Neuilly!

Tief beugt vor der Herzogin sie das feine Knie,
Und mit ihr Damen des Hofes drei und viere,
Und mit ihr neigen sich tief die Kavaliere,
Und sie steht mit lächelnden Lippen da:
„Monsieur le bourreau, votre bras!"

Der Weg durch Paris, der Weg zum Tod. –
Wellen des Liedes fluten heiß und rot:
„Vive la carmagnole!"
Aber ihnen ist wohl,
Sie gehen zum Tod ohne Zögern und Zaudern,
Sie gehen dahin und lachen und plaudern,
Sie wissen: Was jetzt sie zusammenhält,
Das ist eine Mauer, hoch wie die Welt,
Alle Steine fallen, – steilauf die Mauer strebt,
Lächelnd sterben sie, wie sie lächelnd gelebt. –

Monteton, das ist unsre Mauer,
Chalençon, das ist unser Schwert,
Das ist unser Turm, Tournefort!

In *Wodans Ritt* (S. 19) und der *Weissagung der Wala* (S. 20) habe ich mich, soweit als möglich, an altnordische Vorbilder, vorzugsweise die Edda, wörtlich angelehnt. Diese beiden Gedichte und *Thöks Trotz* (S. 22) sind Teile eines Gedichtkranzes, der vollständig 1944 von der *Gesellschaft der Bibliophilen* veröffentlicht wurde: Die Riesin Thök liebte Baldur; weil er nicht sie zur Gattin wählte, sondern Nanna, weigerte sie ihm die Auferstehung, indem sie nicht weinte, – sie, die mehr um ihn klagte als alle. Der *Helge* (S. 25) und die *Alte Ballade* (S. 35) sind fast lediglich Zusammenstellungen von Bruchstücken der bekannteren Eddaübersetzungen, *Ulf* (S. 53) und die *Tote Mutter* (S. 51) Bearbeitungen aus dem Dänischen. *Hagen und die Donaufrauen* (S. 62) geht auf eine Anregung zurück, die Goethe (Tag- und Jahreshefte 1807) gibt, Hagens Wort von der Schuld in *Volkers Lied* (S. 64) steht Nibelunge 1131. Der *Mann im Hut* (S. 59) ist Wodan. Rappel in der *Grise Geve* (S. 68) ist das alte Wort für Schlachtlärm. In den *Zwei Frauen* (S. 71) bedeutet der ‚Schwarze Papst' nach römischem Sprachgebrauch den Kardinal, der die Mönchs-Orden als oberster Vorgesetzter vertritt. ‚Weiel' im *Albertus Magnus* (S. 80) ist der Nonnenschleier. *Dürers letztes Werk* (S. 101) lag in der Kunsthalle zu Bremen. Die letzten Worte des *Deutschen Michels* (S. 127), dessen Grabmal bei Seelze steht, sind geschichtlich. Die *Feldlagerlieder aus dem Dreißigjährigen Kriege* (S. 134) verwenden Stoffe aus Heidenstams Karolinern und anderen Quellen. In der *Glocke von Hadamar* ist der gotteslästerliche Fluch „Nom du bâtard de Sainte Marie!" auf S. 123 wiederhergestellt worden. *Der Brennesselbusch* (S. 155) und der *Räuberbräutigam* (S. 158) gehen auf Grimmsche Märchen zurück. Der ‚Adel' der Kohns und anderer Leviten in den *Drei Hemden* (S. 174) ist ihre Zugehörigkeit zur Priesterkaste, die ihnen noch heute vielfältige Rechte und Pflichten gibt. Bei der *Ballade in Flören* (S. 212) ist natürlich nicht eine örtliche Beziehung gemeint, vielmehr hat

die nur wie durch Schleier sichtbare Handlung ihr den Titel gegeben. Die ‚Heiste' im *Mohnwunder* (S. 227) ist der gepflasterte Weg zwischen Bauernhaus und Miststelle. Der *Fluchende Bischof* (S. 256) war der Bischof Megingand von Eichstätt, der zu Heinrichs II. Zeiten lebte. Das in der *Hochzeit* (S. 258) erwähnte Buch heißt: Eine Christliche Erklerung von dem rhum, ehr, lob und preis des heiligen Ehestandes . . . zu Ehren dem Edlen gestrengen und Ehrenvesten Jungherrn Clawes von Münnichhausen . . .und der edlen und viellugendreichen Jungfrawen Ursulen von Quitzowen . . . auf ihren Hochzeitlichen Ehren- und Freudentag geschehen Anno Christi 1588 den 8. Juli (Rostock, Ferber d. Jüng.). *Jericho*, hebräisch, bedeutet Duftstadt, der hebräische Vers in der *Rahab* (S. 298) heißt deutsch: Herr, höre unsere Stimme! Einige Namen im *Buche Juda* (S. 292) sind in hebräischer Form gegeben, wie Jeruschalajim für Jerusalem, Schalomei für Salome, Nabuchodonosor für Nebukadnezar, Mizraim für Ägypten u. a. m. Zu *Simson* (S. 307) gaben aus dem biblischen Buch der ‚Richter' die Verse 1 bis 4 des Kap. 16 Anregungen; das Mädchen ist also aus Gaza und weder Simsons erste Frau noch Delila. Den Stoff zum *Colleoni* (S. 358) entnahm ich einem Gedicht, das meiner Erinnerung nach vor Jahren in der Zeitschrift ‚Der Türmer' stand. *Der fromme Hidalgo* (S. 362) geht auf eine Anregung des Cervantes zurück, das ‚Gebetbuch des Teufels' im *Trost des Obristen* (S. 136) ist das Kartenspiel. *Gawain* (S. 367) lernte ich aus Grillparzers Nachlaß kennen. Die *Pest in Elliant* (S. 372) und die *Glocke von Hadamar* (S. 121) sind unter Benutzung altfranzösischer Gedichte aus der Sammlung des Herrn von La Villemarqué geschrieben. Das Lied im *Ralli* (S. 409) ist der Melodie des altfranzösischen Halali unterlegt, dessen Noten ich meiner Sammlung *Standarte* angefügt habe.

ÜBERSCHRIFTEN UND ANFÄNGE DER BALLADEN

Aller Dinge mächtigstes: Krieg! 391
„All Fehd hat nun ein Ende“ 140
All mein Wünschen steht stille 314
Als auf den Bergamasker Kalkstein-Wacken 358
Als aus der Türe der neuen Kapelle 360
Als Baubo Kind war 343
Als der Abend 324
Als Edelmann in der Armade 362
Als er Berg op Zoom genommen 125
Als mein Bruder geboren wurde 326
Als Nemecz erschlagen wurde 328
Als, von dem Dampfe des Geysirs schwer . 29
Als wir rasteten 527
Alte Ballade 35
Alte Kleider, Hüte und Schuh 267
Alte Landsknechte im Himmel 137
Alter Obrister 119
Altes Bauernlied 60
Am ersten Tag im Karneval 101
Am Herd sich dehnen und lehnen 76
Antwort 242
Auf den Terrassen tranken wir den Tee 229
Auf einem Schiffe und dreißig Jahr 93
Auf heißen Zugketten 139
Auf Samuels Grabe glänzte die Sonne . 299
Aus den Eutern der Wale 19
Aus Judäas weißem Straßenstaube 319
Aus leeren Fensterlöchern kräuselt Rauch 336

Baldur ist tot und Tränen tauen 22
Ballade in Flören ... 212
Balladen 15
Ballade vom Brennnesselbusch 155
Baubo 343
Bauernaufstand 100
Bayard 378
Bayard spielt Laute . 383
Beethoven 194
Begegnung mit dem Mann im Hut 59
Beim Troß 334

Bei Seelze liegen die Felder brach 127
Bewußtlos nun schon zwanzig Tage lang 409
Birke, du schwankende, schlanke 170
Birkenlegendchen ... 170
Brot und Mohn 254

„Colleoni, wofür?“ .. 358

Dann bin ich dreißig Jahre lang 112
Darwin 187
Das alizarinblaue Zwergenkind 279
Das Buch Juda 292
Das dünnere Tüchlein 408
Das Fegefeuer des hannoverschen Adels 260
Das Heilandsblut 37
Das Heimweh-Beet .. 236
Das letzte Lied verklang 149
Das Lied des Obristen 134
Das Männergespräch .. 251
Das Mohnwunder 227
Das Pagenabenteuer mit den elf Jungfrauen 379
Das Paukenmädel ... 248
Das Sehnsuchtslied .. 313
Das seidene Haar 44
Das Sonett des Petrarka 357
Das stille Lied 314
Das Trauerlied 314
Das unbekümmerte Lachen 253
Das Weinwunder 152
Das Wunder der drei Mönche 321
Das Zauberlied 32
Da wälzt sich heran der gigantische Zug 289
Da war ein Tal, so feucht und kalt ... 174
Deine Brüste sind süß 313
De ole Stamm verdörrte, eck bün ... 102
Der Abend sank, des Parks Kastanien .. 204
Der alte Herr 247
Der alte Stamm 109
Der Andere 218
Der Auswanderer 242
Der Dolch 76
Der Eid Derer von Lohe 145
Der eine schießt, was irgend läuft und flattert 253
Der Ewige Landfried 382
Der fluchende Bischof 256
Der Fremden Stute wieherte und rief .. 71
Der fromme Hidalgo . 362
Der geringe Papst ... 360
Der gewanderte Knecht 270
Der große Weber sitzt am goldnen Stuhle 220
Der Grüne Posern ... 273
Der Gutsinspektor, Herr Siedentopf ... 270

Der Holzpalast in Flandern 32
Der Hungrige Teich . 168
Der Könige großen Umtrieb 136
Der Küper in der Londonschenke zu Hannover 272
Der Letzte des Geschlechtes 102
Der letzte Weg 233
Der Ludovico Moro ist ein Schuft 384
Der Marschall 142
Der Mond troff Nebeltau 59
Der Nobis-Krug 105
Der Page 405
Der Page, dem die schlimme 408
Der Page sprach 407
Der Page von Hochburgund 402
Der Räuberbräutigam 158
Der Ritterschlag 395
Der Roggen steht in Junigrün 254
Der Romfahrer 70
Der Rückzug 333
Der Schwertgriff war sein heiliges Kreuz 134
Der Sohn 303
Der Spiegel 345
Der Spieler im Dom . 365
Der steinige Acker ... 226
Der Tag, da Helena am schönsten war . 345
Der tote Besuch 164
Der Todspieler 207
Der Trinkspruch ‚Martje Flohr' 55
Der Trost des Obristen 155
Der Überschuß des Landsknechts 136
Der Unheimliche 250
Der Wahlspruch der Beaumanoirs' 376
Der Waldhornbläser 220
Der Windischleuber Abend kommt 227
Des Deutschen Michels Tod 127
Des großen Lionardo Schüler ich 361
Des Praxiteles letztes Werk 347
Die Ähren des Albertus Magnus 80
Die Begnadigung 239
Die beiden Ströme .. 241
Die Boten 90
Die Brandung heult, und der Nebel 55
Die drei Freunde 292
Die drei Grüße 225
Die drei Hemden 174
Die Einsamen 189
Die Ewigwache und der Ewigschläfer .. 347
Die feuchten Felsenschluchten Garamäs 303
Die Fischer von Svendaland 38

Die Freunde 93
Die Freunde kamen aus den Buchenhallen . 251
Die Gesänge des Jehuda 313
Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm 100
Die Glocke von Hadamar 121
Die Grabsteine 234
Die Hamburger Ratsstube roch nach Staub 94
Die Herzogin v. Sagan 90
Die Hesped-Klage ... 338
Die Hexe von En Dor 299
Die Hochzeit 258
Die klugen Kleider .. 267
Die lange Flucht 112
Die Mauer-Ballade ... 412
Die merkwürdige Geschichte vom Küper 272
Die Mutter, die mich zur Welt gebar 60
Die Nonne 176
Die Pest in Elliant .. 372
Die Puppe 246
Die Quelle versiegt, daraus Leben quoll . 314
Die Rose, die neben der Eiche steht ... 42
Die Runde Kirche hallt 182
Die Schenkin 403
Die Schöpfung der Einsamkeit 189
Die Schwalbe, die zu Neste flog 387
Die Sohn-Klage 29
Die Sonne brennt auf Rom 352
Die Spinnhexe 174
Die Sporenschlacht bei Guinegate 391
Die Straße sah so grauenvoll nüchtern aus 248
Die tollen Vettern ... 125
Die tote Mutter 51
Die Trommel des Ziska 97
Die Uhr der Zeit hat gleichen Pendelschlag 399
Die Veden 289
Die vertauschten Frauen 406
Die Vier vor Gott ... 319
Die Vorhut 333
Die Weissagung des Diokletian 350
Die Weissagung des Jesaia 293
Die Wellen der Sessia weinen 399
Die Welt liegt nachtverhangen 350
Die Wunderwirkung der Latinität 277
Dorf bei Nacht 111
Drache und Zwerg .. 171
Drache von Geburt .. 171
Dreigespräch 204
Drei Wunden 215
Du, laß dich nicht heuern für 249
Durch die Nacht der fränkischen Wälder 62

Durch meine Nächte träumt ein Klang 44
Durchs Tor der Körperlosen gingen sie 321
Dürers letztes Werk 101
Du süße Königin Fanchon 406
Du tolles blondes Ding, und weißt du wohl 246

Edda-Gesänge 19
Ein einziges ödes ungeheures Feld 335
Ein kaputtes Klavier und ein Bett 234
Ein Lied Volkers 64
Ein Regen stob in Schauern 395
Ein rumpelnder Leichenwagen 233
Elf Brüder wir im alten Apeler-Hause 116
Enak vor Gomorra .. 300
Ende vom Lied 95
Er fürchtete nicht den Schleuderstein 48
Er wickelt seinen Rosenkranz 363
Es ist die Einsamkeit der eignen Schuld 205
Es ritt nach Krieg und Reisen 84
Essen und trinken sollst du mit Lebenden .. 164
Es stieg von der Steinkluft Etham 307
Es war ein alter, schwarzbrauner Hirsch 265
Es war eine stürmische dunkle Nacht 326
Es war einmal ein Müllerskind 158
Euch 292

Feldlagerlieder aus dem Dreißigjährigen Kriege 134
Finsterer Himmel, pfeifender Wind ... 67
Fließt ein Strom die Straße hin 241
Florentiner Mönch ... 361
Futterfassen 235

Gawain, der den Freund verriet 367
Goethe 198
Gottes Gnade 229
Gott schafft nichts neu, trotz aller Schwärmer Ruf 189
Graf Egisheim 84
Gräfin Monbijou 401

Hagen und die Donaufrauen 62
Halfdan, Ragnars Sohn 42
Harald 48
Hat jedes alte Geschlecht 376
Heerpauken 151
Helge 25

Herr Berengar von Montmiral 406
Herr Bertrand von Château Sicie 403
Herr Laves ritt gen Götaland 53
Herr Pastor, kommen Sie! 207
Herr Ulf 53
Herzogin von Savoja, du holde Herrin ... 379
Hier, nimm das Brot, ich zerschlags 304
Hier, Plattner, nimm den Harnisch 382
Hirtenfeuer rauchten durch die Nacht... 315
Hofball 281
Hungerzeit 139
Hunnenzug 67

Ich bin der Page von Hochburgund 402
Ich fuhr mit Füchsen vom Faröerstrand . 22
Ich heiß Gram 80
Ich hörte ein Lied, das ich nicht verstand . 142
Ich ritt von Damiette 225
Ich weiß einmal: Ich reit ins öde Land .. 118
Ich weiß es noch, es war ein Nachmittag 245
Ich will ein Lied euch geben 378
Ich will zum Stefansdom 194
Ihr lieben Jungens in Stadt und Land ... 277
Im diesigen Nebel der Grasbrook liegt ... 95
Im Doktorkasten des Bestecks Gefunkle 212
Im Himmel droben, in einer Ecken 137
Im Schneesturm verklammte des Königs Zügelhand 371
Im Vorraum, wo die großen Krüge standen 152
Im Westen stieg eine Wolkenwand auf .. 327
In alten Tagen, als Adler noch sangen . 25
In Avignons endloses Glockenläuten 357
In Dämmerdunst und Heiderauch 105
In den weichen Brüsselteppich sinken .. 218
In der Hohen Schule zu Prag sitzt einer . 178
In die Gegend von Raden 260
Indischer Zug 289
In ihr Silberhörnlein, mondgebogen 347
In Wolken von Reitern gen Osten gestoben 236

Jahrmarktstag in Jericho 296

Jeanne Antoinette ... 177
Jeanne Antoinette, nun lauf nicht so .. 177
Jekatarinas Bestechung 330
Jenseits 108
Jenseits des Tales standen ihre Zelte . 108
Juda 245
Jung Dyring ritt ins Land hinein 51

Kaladewa, der der Weise hieß 292
Kant 184
Kaum klang in den Dörfern 219
Kennst du das Wort der Drude 372
Kennst du nur den alten Herren 247
Kind Hagen..... 60
Klage 242
Klingende Glöcklein klingen den Weg herauf 367
Kometenjahre 181
König Kristian und Dagmar 50
Königsglaube 371
Krüppel 116

Landgrafenballade ... 88
Landsknechtslied 158
Lang und hager, in Gold und Seide ... 144
Laß Er den Brief unregistriert! 198
Laurins Rosengarten 65
Lederhosen-Saga 265
Leichtes Sterben 219
Le Ralli 409
Letzte Bitte 94
Letzter Wille Jussufs, des Sattlers 324
Liebe fragte Liebe: Was ist noch nicht . 156

Meine wunderschöne Königin 407
Michael Obentraut ... 127
Mir dröhnt der Helm an den Ohren 64
Mir klang aus weiter Ferne her ein Rufen 292
Mir sagte in Engter ein altes Weib 68
Mit klirrendem Froste sprang 57
Monteton, wo ist deine Mauer? 412
Mose 316
Moskau 336
Mutter Maria 149

Nach fünfundzwanzig Jahren knie ich ... 140
Nachklang 203
„Nach Oschmjany!“ . 335
Nacht. Sie kauern in Gram und Grauen . 334
Nein, Heilige sind es nicht 258

Nein, was hab ich gelacht 279
Nemecz hatte meine Schwester lieb 328
Newton 182
Noch einmal von dem öden Sande 330
Novembertag und windiges Wetter ... 281
Nun fege das Schwert 121
Nun krachte zu Boden Babel 304
Nun laß die Segel ... 38
Nun schleudre den Meißel 347
Nu wöllen wir singen . 60

Oben am Berg ziehen 306
Oft spielt ein wunderliches Spiel 114

Pagenballaden 401
Passah 304

Rabbi Manasse Kohen 178
Rahab, die Jerichonitin 296
Rat 362
Rembrandt 190
Rittmeister, sag, ohne Prahlerei 136
Ruf 121

Sabbat der Sabbate .. 318
Sahst du die weiße Flocke 35
Saß im Schatten vor der Tür der Hütte . 289
Schlachtfeld am Barenberge 129
Schwarzumstählter Edelleute drei 65
Schwertspruch 80
Sein Herz war schwach, sein Arm 50
Sei still Judäa und schweige 318
Siebzehn Ruten, ein jämmerlich Ackerstück 226
Sie lassen sich nicht in Zweikampf ein 260
Sie trugen, wenn sie starben 215
Simson 307
Sodoms Ruinen 306
So hole Pest und Höllenbrand 256
Soldatentag ist lang, und er ist jung ... 235
Sonnen-Entborener, Weit in die 181
Spielt heute hier Lagrange? 250
Stadtschreiber und Rittmeister 136

Tausend Nächte saß ich 15
Tauwinde über die Pegnitzwiesen laufen .. 101
Thöks Trotz 22
Todesahnung 399

Traumverschneit das Thüringer Land ... 88
Triumphgesang der Juden 304

Um Waterloo brüllen die Donner 146
Und Mose Schwester faßte die Pauken .. 316
Und wieder Nacht, und wieder 184
Unter den Kastanienbäumen 248
Unter schlesischem Himmel 131

Venediger 260
Verlaß doch nicht dein Vaterland 242
Verreite dein Leid oder sauf es zurück 135
Vorklang (zum Zyklus „Die Freunde“) ... 93
Vorklang (zum Zyklus „Bayard“) 378
Vorm Postamt 248
Vor schlagenden Trommeln tanzt .. 138

Wachtstube war das Refektorium 110
Wars wieder mal zu viel? 190
Warum heißt er Enkel vom Grünen Posern 275
Was Bayard klagte, als er starb 399
Was der Zigeuner sang 326
Was nur der Nonne Gertrudis 176
Weh dir, du Stadt Jerusalem 293
Weissagung der Wala 20
Weißverschneite Weserberge 70
Weite Felder am Höderup-Deich 163
Weit in Böhmen herum, herum 97
Wem der Tag die Knie müd gemacht 338
Wer kam, der Unbekannte, und klopft . 20
Wer kann die Runen kennen 80
Wermutbitter ist mein Mund 242
Westwärts wanderten finstere Scharen ... 333
Wie Bayard Nordland überwand 387
Wie Bayards Stolz gebrochen werden sollte 384
Wie Grise Geve ins Moor ging 68
Wie klingt der Stute Hufschlag weich .. 108
Wie weiß das Mondlicht auf 187
Wir jagten am Abend von Ringelheim ... 129

Wir Kinder 243
Wir ritten hinter Mesothen 239
Wir wollen dies Jahr die Felder 121
Wodans Lied vom Ymir-Kampf 22
Wodans Ritt 19
Wo der Dornstrauch im Wehen 300
Wohl ist die holde Kunst 383

Zwei Frauen 71
Zwiefacher Tod 114
Zwiesprache am Hafen 249

BÜRRIES, FREIHERR
VON MÜNCHHAUSEN

Das Liederbuch

18.—20. Tausend. Ausgabe letzter Hand
320 Seiten. In biegsamem Leinen DM 9.80

„Zusammen mit dem ‚Balladenbuch' bildet das ‚Liederbuch' in der Ausgabe letzter Hand eine Gesamtausgabe von Münchhausens dichterischem Werk. Gegenüber den früheren Ausgaben ist der schön ausgestattete Band um 65 bisher unveröffentlichte Gedichte vermehrt. Als Denkmal eines ritterlichen Mannes und sensiblen Künstlers, der die ganze Fülle des Lebens im Lied und Gedicht eingefangen hat, wird der Band lebendiger Besitz unserer Literatur bleiben." *Bücherschiff, Frankfurt/M.*

Meister-Balladen

Ein Führer zur Freude

Neuausgabe. 14.—17. Tausend
270 Seiten. Leinen DM 11.80

Hier hat Münchhausen aus dem deutschen Balladenschatz von Bürger bis Agnes Miegel das Schönste und Gewaltigste ausgewählt und diesen Balladen eine nachschaffende Deutung beigegeben. Er berichtet dann über die Entstehung eigener Balladen, um aus diesen Beispielen „allgemeine Wahrheiten zu entwickeln". Dieser „Führer zur Freude" ist erwachsen aus der Begeisterung des Dichters für die großen Meister der Ballade, aus der Einführungskraft in eine Dichtungsart, die sein eigentliches Feld war.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART